Reisen eines Franzosen,

oder

Beschreibung

der

vornehmsten Reiche

in der Welt,

nach ihrer ehemaligen und itzigen Beschaffenheit;

in Briefen an ein Frauenzimmer

abgefasset

und herausgegeben

vom

Hrn. Abte Delaporte.

Neunter Theil.

Mit Churfürstl. Sächs. gnädigster Freyheit.

Leipzig,
bey Bernh. Christ. Breitkopf u. Sohne.
1772.

Hist 44/17

Bayerische
Staatsbib.
München

Bayerische Staatsbibliothek München

Der 99 Brief.

Canada.

Von Louisbourg nach Quebec fuhren wir den Fluß Saint Laurent hinauf, und ließen Gaspesien zur linken Hand liegen. Dieses mit Felsen, Bergen, und Wäldern bedeckte Land wird von Wilden bewohnet, die sich in Thierhäute kleiden, und keine andere Wohnung haben, als Hütten mit Baumrinde überzogen, welche so dünn ist, daß sie sich wie Papier rollet, und man die daher sehr leichten Hütten tragen kann, wohin man will. Da dieses Volk kein Vieh zu füttern, und keinen Acker zu bauen hat, zieht es beständig in der Irre herum, und wenn es an einem Orte keinen Unterhalt mehr findt, begiebt es sich an einen andern.

Ehe die Franzosen nach Gaspesien kamen, kenneten die Einwohner weder Brod noch Wein: sie lebeten blos von der Fischerey, und Jagd. Sie wußten nichts von Töpfen und Kesseln, und kochten ihre Speisen in hölzern, mit Wasser angefüllten Gefäßen, wo sie glüende Steine hineinwurfen, biß das Fleisch halb gekochet war. Sie versorgen sich, gleich den übrigen Wilden, niemals mit Vorräthen, und werden mannichmal zu Winterszeit in die grausame Nothwendigkeit versetzet, ihre eigenen Kinder zu eßen.

Vor der Ankunft unserer Mißionnaire hatte dieses Volk auch keinen Begrif von Gotte, oder einigem Gottesdienste. Es sah die Sonne als den Urheber der Natur an, weil sie ihre größte Zierde ist. Jedesmal bey dem Aufgange dieses Gestirns giengen die Gaspesier aus ihren Hütten, und neigeten sich vor ihm: bey dem Untergange erwiesen sie ihm gleiche Ehre. Wenn sie krank waren, nahmen sie ihre Zuflucht zu Quacksalbern; und wenn sie Streit hatten, wähleten sie sich einen Schiedsrichter. Sie haben auch bis jetzt weder Gefängniße, noch Strafgesetze; und fügt es sich, daß ein Verbrecher des Todes schuldig ist, so schlägt ihn der erste,

der

der sich findet, mit einer Axt oder Keule vor den Kopf. Die Häupter der Nation unterscheiden sich nicht durch ihre Kleidung, oder durch andere Vorzugszeichen. Das einzige Verlangen dieser Völker ist, nur ihr Leben hinzubringen, und ihre einzige Ehrbegierde, als geschickte Jäger, und gute Kriegsleute angesehen zu werden. Wenn sie Schlachten liefern, geschieht es nicht um Länder zu erobern, sondern blos die ihnen angethanen Beleidigungen zu rächen. Von den Köpfen der Ueberwundnen ziehen sie die Haut mit den Haaren ab, nehmen sie zum Beweis ihrer Tapferkeit mit, und hängen sie als Siegeszeichen an ihre Hütten.

Die Jagd ist nächst dem Kriege, ihre ehrbarste Beschäfftigung: sie erlangen nicht weniger Ruhm von der Anzahl derer Thiere, die sie erlegen, als von denen Menschen, die sie umbringen, oder von denen Haarzöpfen, die sie abreißen.

Ihre Heurathen werden ohne große Umstände vollzogen. Ein junger Mensch wirbt um ein Mägdgen an; wird er gehöret, so giebt, und empfängt er Geschenke. Er bleibt ein Jahr bey seinem zukünftigen Schwiegervater, und überläßt ihm alles

Pelzwerk, das er auf der Jagd bekommt: das Mägdgen ihrerseits, bemühet sich die Haushaltung zu erlernen, und beyde Verliebte leben beysammen in aller Ehrbarkeit. Zu Ende des Jahres heurathen sie einander, und haben sie in etlichen Jahren keine Kinder, so scheiden sie sich, und jedes suchet seine Verbesserung anderwärts.

Beyde Ufer des Flußes St. Laurent, von Gaspesien an, bis nach Quebec, haben die schönsten Aussichten. Man sieht Inseln verschiedener Größe, worauf sich wohl angebauete Felder im Amphitheater zeigen, und eine vortrefliche Perspective abgeben. Die Stadt Quebec, unerachtet sie hundert und zwanzig Stunden vom Meere entfernet ist, hat einen Haven, der hundert Schiffe vom ersten Range faßen kann, und sie liegt an dem schiffreichsten Flusse in der ganzen Welt. Dieser Fluß, der von seiner Mündung an niemals weniger als vier oder fünf Stunden in der Breite hat, wird bey Quebec so enge, daß diese Hauptstadt ihren Namen, welcher eine Verschmälerung bedeutet, soll daher bekommen haben. Die größten Schife laufen daselbst ohne Schwierigkeit ein; hiernächst ist ein Schiffswerfft angebracht,

worauf

worauf eine groſse Menge Schiffe erbauet wird.

Die Stadt iſt in die Obere, und Niedere, eingetheilet; beyde aber ſind wohl gebauet, und ziemlich befeſtiget. Man ſieht daſelbſt eine ſehr ſchöne Cathedralkirche, einen biſchöflichen Palaſt, ein prächtiges Jeſuitercollegium, drey Mönchs- und drey Nonnenklöſter; und ſie wird durch eine Citadelle bedecket, worinnen der Statthalter ſeine Wohnung hat. Das Intendantenhaus führt den Namen eines Palaſtes, weil der höchſte Rath ſich darinnen verſammelt. Die Stadt iſt für die Hauptſtadt von Canada, von keiner ſonderlichen Wichtigkeit; ſie hat höchſtens nur ſieben oder acht tauſend Einwohner; unter dieſer kleinen Anzahl aber trifft man, nach dem was ich von einem Jeſuiten gehöret habe, gute Geſellſchaft an. Um mir einen beſſern Begriff davon zu machen, beſchrieb er mir die vornehmſten **Einwohner** und ihre **Gebräuche** folgendermaßen.

„Ein General-Statthalter mit ſeinen Staabsofficieren; der Adel; die übrigen Officiere, nebſt der Beſatzung; ein Intendant; ein höchſtes Rathscollegium, und die ihm untergeordneten Gerichte; ein Oberſtraßen-

aufseher; ein Oberforstmeister, dessen Bezirk ohnfehlbar der größte in der Welt ist; wohlhabende Kaufleute, oder die wenigstens leben, als ob sie es wären; ein Bischof, und ein zahlreiches Seminarium; glänzende Gesellschaften bey des Statthalters, und des Intendanten Gemahlinnen; dieses alles sagte der Jesuit, ist hinlänglich seine Zeit hier ohne lange Weile hinzubringen, und jedermann beeifert sich, zu dem allgemeinen Vergnügen das seinige beyzutragen. Man spielet; man machet Spatziergesellschaften, im Sommer leicht angezogen, und auf kleinen Kähnen; im Winter, in Schlitten auf dem Schnee, oder mit Schlittschuhen auf dem Eise. Man jaget sehr viel; eine Menge von Edelleuten wißen hier, wie in Frankreich, fast kein anderes Mittel, um gut zu leben. Die täglichen Neuigkeiten schränken sich auf wenige Gegenstände ein, denn das Land liefert ihrer wenige, und die Zeitungen aus Europa kommen alle auf einmal an: doch machen sie einen guten Theil im Jahre die Unterhaltung aus; man beurtheilet das Vergangene, und muthmaßet von dem Künftigen. Die Wissenschaften und schönen Künste kommen auch an die Reihe, und es fehlt niemals an Materie

rie zu reden. Die Canadier, oder vielmehr die Creolen von Canada, bringen einen gewßen Freyheitsgeist mit auf die Welt, der sie in dem Umgange sehr angenehm machet; ja nirgends redet man die französische Sprache reiner, als hier. Es ist merkwürdig, daß man keinen Unterschied in der Aussprache merket. Reiche Privatpersonen sieht man hier nicht: ein jeder suchet sich mit seinem Vermögen Ehre zu machen, und niemand will Schätze sammeln. Man ißt und trinket gut; man kleidet sich wohl; und man findet unter beyden Geschlechtern wohlgebildete Leute. Ein lustiges, höfliches, und leutseliges Wesen ist überall eingeführet; und unhöfliche Sitten, oder eine grobe Sprache, kennet man nicht einmal auf dem Lande.„

Ich lernete gar bald selbst einsehen, daß dieses Gemälde nicht übertrieben war. Ich brachte den Winter in Quebec zu, wo ich alle das Angenehme, das von einer solchen Gesellschaft unzertrennlich ist, wirklich fand. Ich traf hiernächst Leute an, welche auch Kenntnisse hatten, mit denen ich mich öffters von der ersten Niederlaßung der Franzosen in Canada zu unterhalten Gelegenheit hatte.

Samuel von Champlain, ein Edelmann aus Saintonge, der als Schiffscapitain aus Westindien gekommen war, und daselbst in Ansehen gestanden hatte, wurde einer zu Dieppe errichteten Handlungsgesellschaft vorgesetzet, und reisete unter königlicher Genehmhaltung mit einer Flotte von Kaufartheyschiffen ab, um an dem Fluße St. Laurent ein Waarenlager zu errichten. Nachdem er sorgfältig untersuchet hatte, wo man die vom Hofe begünstigte Niederlassung am besten ins Werk richten könnte, wählte er den Platz, wo die Stadt Quebec hingebauet worden ist. Er langte im Monat July 1608 daselbst an, erbauete einige Baraken, und beschäfftigte sich sogleich, das Land urbar zu machen. Von diesem Zeitpuncte an, kann man die erste Anlage von Quebec rechnen.

Champlain, begieriger als jemals, das Wachsthum seiner neuen Stadt zu befördern, kam nach zweyen Jahren wieder dahin, und fand alles in dem besten Stande. Das Korn und der Weitzen, die er hatte säen lassen, gaben die herrlichsten Ernden. Er hatte auch Weinberge angeleget, sie waren aber so schlecht fortgekommen, daß seine Leute sie

in

in seiner Abwesenheit hatten ausgerissen. Unerachtet die Stadt noch nicht sonderlich zugenommen hatte, so waren doch die Einwohner mit den Wilden der dasigen Gegend in ein Bündniß getreten; um so viel mehr, da diese ihnen mit allerhand Nothwendigkeiten beygestanden hatten, überdieß selbige ihren Vortheil fanden, sich durch Hülfe dieser neuen Nachbarn wider andere Wilde, insonderheit wider die Irokoer, zu vertheidigen, als welche seit langer Zeit in dieser Gegend furchtbar geworden waren.

Nachdem Champlain seinen Bericht von dem Zustande der Colonie bey Hofe abgestattet hatte, wurde diesem Theile von Amerika der Namen, von Neufrankreich beygeleget, er aber, nach seiner Rückkunft nach Canada, erbauete das Schloß zu Quebec. Der Herzog von Ventadour wurde zum Vicekönige des Landes ernennet; und da dieser Herr den Hof verlassen hatte, um in den geistlichen Stand zu treten, war er mehr auf die Bekehrung der Wilden, als auf seinen Nutzen bedacht. Die Jesuiten hatten ihm diesen Anschlag eingegeben, und sie erboten sich solchen auszuführen. Man sah ihrer eine gewiße Anzahl, nebst Handwerkern,

und

und Tagelöhnern dahin abgehen, und ihr Eifer für das Seelenheyl der Indianer sowohl, als für die Aufnahme der Colonie, verbreitete sich auf allen Seiten mit glücklichem Erfolge. Quebec, dem man bisher kaum den Namen eines Flecken, oder einer Wohnung geben konnte, bekam nunmehr die Gestalt einer wirklichen Stadt.

Unterdessen bemächtigten sich die Engelländer dieses neuen Pflanzortes, und um ihre Feindseligkeiten wider Frankreich zu bemänteln, weil beyde Kronen in Friede lebten, nahmen sie den Umstand der Belagerung von Rochelle, zum Vorwande. Man zog dazumal in Erwegung, ob man in der That einen Verlust erlitten, und ob es sich der Mühe verlohne, Quebec wieder zu fordern. Die Meynungen waren getheilet: einige stellten vor, das Clima wäre rauh, der Vorschuß überstiege die Einkünfte, und Frankreich könnte ein so weitläuftiges Land nicht bevölkern, ohne sich ansehnlich zu schwächen. Andere behaupteten, man müßte jährlich nicht mehr als eine kleine Anzahl Familien nach Amerika schicken; man hätte aus der Erfahrung, daß die französischen Weiber daselbst fruchtbar wären, die Kinder wüchsen ohne

Mühe

Mühe heran; der Stockfischfang allein wäre im Stande, das Königreich zu bereichern, und der Pelzhandel könne ein sehr wichtiger Gegenstand werden; über dieß wäre die einzige Betrachtung, daß die Engelländer in diesem Theile von Amerika zu mächtig werden möchten, hinlänglich genug, den Hof zu vermögen, daß er auf die Zurückgabe von Quebec dränge; welches auch in der That geschah.

Als **Frankreich** wieder zu seinem vorigen Rechte gelanget war, versicherte man sich eines Theiles der Wilden durch das Band der Religion, und diejenigen, die dem Evangelio widerstunden, entfernete man durch die Waffen. Das von der Familie von Gamache gestiftete Collegium der Jesuiten, nebst mehreren nach und nach gemachten geistlichen Anstalten, trugen nicht wenig bey, die Stadt theils zu verschönern, theils aber den Glauben bey den bekehrten Wilden zu befestigen. Man errichtete hernach mehrere Besitzungen, die sich nach und nach bevölkerten; und man sah die Ufer des Flusses Saint-Laurent mit schönen Wohnungen bereichert.

Der Ursprung dieses **Flusses**, ist noch unbekannt, unerachtet man mehr als sieben-

hun-

hundert Stunden hinaufwärts gefahren ist. Ehe der Fluß nach Quebec kommt, durchströmet er verschiedene Seen. Der erste, über welchen man nicht weiter hinauf gekommen ist, heißt Alepimigon; aus diesem läuft er in den so genannten obern See, (lac supérieur;) von da fällt er in den Hurons-See; hernach in den See Erie, und endlich in den Ontario. Aus diesem letztern fließt er anfänglich ziemlich langsam, hernach aber wieder schneller, bis an die Stadt Montreal. Hier nimmt er einen andern großen Fluß auf, mit dem er den ganzen schönen Theil der französischen Besitzungen durchströmet, und nachdem, er sich unvermerkt verbreitet hat, ergießt er sich mit Majestät in das Meer.

Den obern See, (lac supérieur,) rechnet man in seinem Umfange ohngefähr fünf hundert Stunden. Dieses kleine Meer süßen Wassers ist von dem Anfange des May bis zu dem Ende des Septembers ziemlich ruhig; und im Winter, welcher ganzer sieben Monate dauert, ist die Kälte so groß, daß das Wasser bis auf zehn oder zwölf Stunden in den See hinein gefrieret. Die da herum befindlichen Wilden halten sich nicht beständig daselbst auf; sie kommen, nach Gewohn-

heit

heit dieser Völker, nur im Sommer haufenweise dahin, und jagen, und fischen. Auf dem See sieht man Inseln, voller Elendthiere und Caribour: er hat auch einen großen Ueberfluß an Stöhren, Forellen, und andern Fischen. Besonders ist, daß auf selbigem die Ungewitter zwey Tage vorher, ehe sie kommen, angezeiget werden. Anfänglich spüret man auf der Oberfläche des Wassers ein gewisses Zittern, das den ganzen Tag währet, ohne sich merklich zu vermehren; den andern Tag wird der See mit ziemlich starken Wellen bedecket; den dritten sieht man ihn voller Feuer, und die Bewegung der Wellen ist so groß, daß man nirgends sicher bleiben kann, sondern seine Zuflucht auf der nördlichen Küste an dazu bestimmten Oertern nehmen muß. Er ergießt sich, wie ich gesaget habe, in den See der **Hurons**, vermittelst eines **Wasserfalles**, der zwey Stunden lang ist, und der **Sprung der heil. Maria** genennet wird.

Der See **Erie**, der auch der See von Conti heißt, wird für einen der schönsten in der Welt gehalten. Auf allen Seiten hat man die vortrefflichsten Aussichten: die Ufer sind mit Eichen, Rüstern, Kastanien-Aepfel-

und

und Pflaumenbäumen, und mit Weinstöcken besetzet, derer Trauben in diesem sonst flachen Boden bis auf den Gipfel der Bäume reichen. Man rühmet die Menge von Wildpret und Indianischen Hünern, die in den Hölzern und in denen auf der Mittagsseite gelegenen weitläuftigen Auen angetroffen werden. Die Inseln auf diesem See sind so wohl Thiergärten für die Rehe, als auch Obstgärten, wo die Natur sich bemühet hat, alle Arten von Bäumen und Früchten zu pflanzen. Wenn die Schiffahrt von Quebec bis nach dem See Erie offen wäre, so würde man die dasigen Küsten, nebst den benachbarten Gegenden, zu dem fruchtbarsten, reichsten, und schönsten Königreiche von der Welt machen können. Das Wort Erie ist der Name einer Nation, welche die Huronische Sprache redete, an diesen Ufern wohnete, und von den Irockoern gänzlich vertilget worden ist. Es bedeutet Katze, und die Erieer wurden die Nation der Katzen genennet, weil man in dieser Landschaft in der That eine große Menge dieser Thiere findet, die größer als die unsrigen sind, ihre Bälge aber sehr hoch geschätzet werden.

Zwischen Quebec, und dem See Ontario, liegt die Stadt **Montreal**, ohngefähr sechzig Stunden von der Hauptstadt. Das Land auf beyden Seiten des Flusses, von einer Stadt bis zu der andern, ist stark bewohnet, und die Gegend ungemein angenehm: man entdecket eine Menge Meierhöfe und Landhäuser. Montreal liegt auf einer Insel im Flusse Saint-Laurent, nahe bey dem Lande der Irokoer. Der Name **Marienstadt**, (Ville Marie,) den sie bey ihrer Anlage empfieng, hat nicht üblich werden wollen; nur in öffentlichen Urkunden und unter den Priestern vom heil. Sulpicius, welche Herren von dieser Insel sind, ist er beybehalten worden. Weil das Erdreich sehr gut ist, und Montreal nicht viel weniger bevölkert ist als Quebec, sind die Einkünfte dieser Herrschaft ansehnlich. Die Stadt liegt sehr lustig, und die Annehmlichkeit der ganzen Gegend und Aussicht flößet den Einwohnern eine Munterkeit ein, die sich deutlich spüren lässet. Die Stadt ist nicht regelmäßig befestiget: übel unterhaltene Palißaden, in Forme eines Bollwerkes, mit einer elenden kleinen Schanze, machet ihre ganze Vertheidigung aus. Ihre Figur ist ein längliches, am Ufer des Flus-

ses gelegenes Viereck. Der Boden, der unvermerkt anläuft, theilet die Stadt in ihrer ganzen Länge, in die Obere und Untere. In ersterer befinden sich, die Kirche, das Seminarium, die Jesuiten, und des Statthalters Wohnung: in der andern sind das Hospital, die königlichen Vorrathshäuser, der Waffenplatz, und das große Armenhaus. Das Hospital wird durch Nonnen besorget: das Seminarium aber, in dem Mittel der Stadt, unterscheidet sich, daß es zugleich die herrschaftliche Wohnung abgiebt.

In Montreal wird alle Jahre, im Monate Juny, ein Jahrmarkt gehalten, worauf sich eine große Menge Leute von allen Orten versammelt. Er wird mit vielen Ceremonien eröffnet: man richtet Wachhäuser auf, und der Statthalter selbst begiebt sich dahin, um die Unordnung, die bey der Anwesenheit so vieler wilden Nationen entstehen könnte, zu verhüten.

Ich will nichts von denen verschiedenen andern Wohnplätzen erwähnen, die längst dem Flusse Saint-Laurent hinliegen; es giebt merkwürdigere Gegenstände, die man antrifft, wenn man diesen Fluß hinauf fährt. Dahin gehöret ins besondere der berühmte Wasserfall

fall von Niagara, der schönste, der vielleicht in der Welt ist. Der Fall des Wassers hat hundert und funfzig Fuß Höhe. Der Strom stürzet in seiner völligen Breite gerade herunter, wodurch der ganze Fluß an diesem Orte einen so gewaltsamen Stoß erleidet, daß er erst drey Stunden weiter hinunter schiffbar wird. Die Figur dieses Wasserfalles ist hufeisenförmig, und hat ohngefähr vierhundert Schritte in seinem Umfange. Er wird durch eine kleine Insel zertheilet, die den reißenden Strom in etwas aufhält. Diese erstaunende Menge fallenden Wassers wird unten von einem Felsen aufgefangen, darinnen durch die Länge der Zeit eine tiefe Höhle ausgewaschen worden ist, die ein taubes Geräusch von sich giebt, als wenn es vom weiten donnerte.

Sie verlangen ohnfehlbar auch, Madame, den Charakter, die Sitten und Gebräuche derer verschiedenen Völker zu kennen, die das weitläuftige Land, wovon ich Ihnen nur eine kurze Beschreibung gegeben habe, bewohnen. Die beyden Sprachen, die algonquinische und huronische, unterscheiden fast alle wilde Nationen in Canada, die mit den Franzosen Handlung treiben. Wer diese

zwey Sprachen weis, könnte ohne Dollmetscher mehr als funfzehnhundert Stunden im Lande reisen, und von mehr als hundert Völkern verstanden werden, unerachtet jedes eine besondere Mundart hat. Einer unserer Missionnaire, der lange Zeit unter den Huronen gewesen ist, und beyde Sprachen vollkommen versteht, unterhielt mich von der Stärke des Ausdruckes der einen, und von der Annehmlichkeit der andern, in folgenden Worten: „Der Hurone hat keine Lippenbuchstaben, er redet aus dem Halse, und hauchet fast alle seine Sylben: der Algonquine aber drücket sich natürlicher aus. Die Sprache des ersten hat einen Ueberfluß, eine Stärke, und etwas Edeles, das sich vielleicht in keiner der schönsten Sprachen, die wir kennen, findet. Die algonquinische Sprache ist nicht so nachdrücklich; sie ist aber sanfter und zierlicher. Beyde haben einen Reichthum an Ausdrücken, eine Veränderung der Redensarten, eine Genauigkeit und Ordnung in den Worten, die zu bewundern sind: was aber noch merkwürdiger scheint, ist, daß man unter diesen Barbarn, die niemals Wissenschaften gekennet haben, die nicht einmal Gebrauch vom Schreiben machen, nicht eine einzige falsche

Ver-

Verbindung der Wörter, keinen uneigentlichen Ausdruck höret; selbst die Kinder bedienen sich in ihrem täglichen Umgange der allerreinesten Sprache. In dem Huronischen vervielfältiget sich ein Zeitwort so vielmal, als die Dinge verschieden sind, derer Thun angezeiget wird. Zum Exempel, wenn man sagen will, daß ein Mensch Brod, Fleisch, Früchte ꝛc. ißt, so bedienet man sich nicht, wie wir, jedesmal des nämlichen Zeitwortes; man verändert es bey jeder Art von Speisen, als, man saget: Brod essen, Fleisch begierig verzehren, sich mit Früchten nähren ꝛc. Das Wort, essen, wird so oft verändert, als eßbare Dinge vorkommen. Einerley Handlung wird verschiedentlich ausgedrücket, nach Beschaffenheit, daß es eine Person oder ein unbelebtes Wesen betrift. Man könnte nicht sagen: ich habe einen Menschen gesehen, und, ich habe einen Baum gesehen. Das Wort, sehen, wäre entweder bey dem einen oder bey dem andern uneigentlich gebrauchet. Die Umschreibung, deren man sich in dieser Sprache bedienet, um etwas vorzutragen, hat etwas so edeles, als man es nicht leicht in einer Europäischen Sprache finden wird. Ein Wilder, wenn man ihn fragete, warum

ihn Gott geschaffen hat, würde antworten: der große Geist hat von mir gedacht, dieser kennet mich, er liebet mich, er dienet mir, und ich will ihm einer ewigen Glückseligkeit theilhaftig machen. Um von jemanden zu sagen, daß er tapfer, oder, daß eine Frau schön sey, müßte man sich also ausdrücken: ich denke von ihnen, der Herr hat Herz; ich denke von Madame, sie ist von einer hübschen Figur u. s. w. „

Es ist nur erst eine so kurze Zeit, Madame, daß ich mich in diesem Lande aufhalte, daß ich von selbigem nicht anders reden kann, als was ich vom hören sagen weis. Der Mißionnair aber, da er alle diese Völker besuchet hat, wird füglich ersetzen, was ich durch mich selbst zu erfahren noch nicht bin im Stande gewesen. Er unterhält mich alle Tage von seinen Reisen, und Apostolischen Bemühungen; und seine Nachrichten, die Sie sonst vielleicht nur mittelmäßig belustigen würden, sind mit vielen guten Urtheilen und Anmerkungen, über die Sitten und Gebräuche derer Völker, die er gesehen hat, begleitet. Zum Beyspiele kann dienen, was er mir nur noch letzthin von den Irokoern gesaget hat.

„Diese

„Diese Nation scheint unter den übrigen in Canada den ersten Platz zu verdienen. Ihre glücklichen Unternehmungen im Kriege haben ihr einen solchen Vorzug vor den meisten andern Wilden zu Wege gebracht, daß diese ihr solchen streitig zu machen nicht vermögend sind. Nichts aber hat mehr beygetragen, sie furchtbar zu machen, als ihre vortheilhafte Lage. Da sie zwischen den französischen und englischen Besitzungen inne liegt, hat sie wohl eingesehen, daß beyder Colonien Nutzen erfordere, sie zu schonen: sie hat zugleich gewußt, daß wenn eine von beyden die Oberhand gewönne, sie gar bald unterdrücket werden würde, daher sie lange Zeit alle Mittel angewendet hat, beyder Macht im Gleichgewichte zu erhalten. Unterdessen ist ihr sämtliches zusammen genommenes Kriegsheer niemals stärker gewesen, als fünf oder sechs tausend Mann. Was für Geschicklichkeit hat es also nicht erfordert, sich bey einer so geringen Macht in Ansehen zu erhalten? Man hat in den letzten Kriegen gesehen, was für Vortheil man von ihrer Klugheit und Tapferkeit ziehen kann. Dieses Volk, das von den Engelländern unter dem allgemeinen Namen der fünf Natio-

nen bezeichnet wird, das wir aber in Frankreich die Irokoer nennen, ist also unter allen in dem mitternächtlichen Amerika verbreiteten Wilden dasjenige, das so wohl wegen der nahen Nachbarschaft, davon ich bereits gesaget habe, als auch wegen seiner kriegerischen Neigung, der Engelländer und Franzosen Aufmerksamkeit am meisten verdienet. Die andern angränzenden Nationen sind ihnen zinsbar geworden, und getrauen sich nicht, ohne ihre Einwilligung, Krieg oder Frieden zu machen.

Diese in allen Beschreibungen von Neu-Frankreich so berühmten Irokoer bewohnen die mittägliche Seite des Sees Ontario. Ihr Land ist sehr fruchtbar, aber von Wildpret und Fischen so entblößet, daß die Einwohner genöthiget sind, an den Ufern des Sees zu fischen, und die daselbst gedürreten Fische in ihre Dörfer zu schaffen: ihre Jagden aber sehr weit anzustellen. Vielleicht hat die Nothwendigkeit, sich von ihren Gegenden zu entfernen, um Lebensmittel zu holen, sie nach und nach dahin gebracht, daß sie eine der kriegerischesten und furchtbarsten Nation von Amerika geworden sind. Um diesem tapfern und zugleich unruhigen Volke

Einhalt

Einhalt zu thun, haben die Franzosen, an dem Eingange des Sees, die kleine Festung Frontenac angeleget, die ihren Namen von dem Officiere, der daselbst commandirete, bekommen hat.

Die Irokoer haben ein Oberhaupt, welches alle Streitigkeiten entscheidet. Derjenige, der sich durch seine Thaten, und durch Eifer für die öffentliche Wohlfahrt hervorthut, ist allezeit der angesehenste; und es fehlet ihm fast niemals, die vornehmsten Ehrenstellen zu erlangen. Man schätzet auch noch den Sohn wegen der vom Vater geleisteten Dienste; hat er aber kein persönliches Verdienst, welches beynahe so oft zutrift, wie bey uns, so hat er keinen Antheil an der Regirung. Diese Völker müssen sich also wundern, wenn sie hören, daß in Europa ein einfältiger Sohn, der vielmal zugleich das böseste Gemüthe hat, einem Vater, von Verstande nnd Tugend, in seinem Amte folget.

Die Oberhäupter dieser Wilden kommen zusammen, um über die allgemeinen Landesangelegenheiten zu berathschlagen; bey unvermutheten Fällen aber kann ein jedes für sich seine Maasregeln nehmen. Bündnisse

zu stiften geht nicht an, als in so fern das ganze Volk darein williget. Unter Leuten, die weder Reichthümer, noch Ansehen zu geben, oder unter einander zu theilen haben, sind keine Partheyen zu befürchten. Obgleich die Oberhäupter keine Unterbedienten haben, die ihre Verordnungen in Ausübung bringen, so gehorchet man dennoch den gegebenen Befehlen, um sich keinen öffentlichen Unwillen und Verachtung zuzuziehen.

Die Weiber haben hier, sowohl wie die Männer, den Vorsitz bey Nationalberathschlagungen; sind auch im Kriege sehr beherzt. Man bewilliget denjenigen unter ihnen Ehrentitel, die sich durch große Thaten hervorgethan haben; diese Titel aber machen sie so angesehen, daß sie Macht haben, einen Verbrecher, oder Gefangenen, loszugeben, oder zum Tode zu verurtheilen. Sie lassen ihn von dem Pfahle losbinden, und wenn sie sich zeigen, heben sie einen Schwanenflügel in die Höhe, welches hier zu Lande der Gebrauch ist, um Gnade zu ertheilen.

Die Sitten dieser Völker sind eben so einfach, als ihre Staatsverfassung. Ihre Häuser bestehen aus Pfählen, die in die Erde gegraben, und mit Baumrinde bedecket

sind.

sind. In der Mitten ist eine Oefnung, daß der Rauch durchziehen kann. Ueberall, wo eine gewiße Anzahl Hütten steht, erbauet man eine Art viereckiger Schanzen, ohne Bastionen, mit Palißaden umgeben, worinnen sich die alten Leute, die Weiber, und die Kinder zu Kriegszeiten aufhalten. Die Männer gehen auf die Jagd, und die Weiber ackern ein Stück Feld, um Getreide zu haben. Sie allein verrichten alle Ackerarbeit, die darinnen besteht, daß sie die Erde mit einer Hacke einmal umwenden. Das Feld trägt im Ueberfluße Erbsen, Bohnen, Kraut, türkisch Korn, Melonen, Erdbirnen, und Tabak. Die Wiesen geben vortreffliches Futter: die Wälder liefern Zimmerholz von ungemeiner Güte, und sind mit Büffelochsen, Bären, Rehen, Pantherthieren, Wölfen, Füchsen, Kaninchen u. s. w. angefüllet. Es giebt auch eine erstaunende Menge Enten, Truthüner, Rephüner, Fasane, und andere Arten von Vögeln, die so zahm sind, daß die Kinder sie auf den Feldern fangen.

Die Irokoer sehen im Gesicht braun und Olivenfarbig, sind dabey fast alle gemalet, und ihre Haut ist häßlich geschwärzet, oder, wie sie es nennen, schön mit Mustern

und

und Figuren gezieret, welche mit Schieß-pulver eingebeizet werden. Niemand trägt Haare auf dem Kopfe, ausgenommen die Armen; denn bey ihnen, wie bey uns, die wir doch keine Wilden sind, giebt es Reiche und Arme, Adeliche und Bürgerliche. Der aller niedrigste Pöbel unter den Irokoern unterscheidet sich durch einen Busch Haare, den er mitten auf dem Kopfe stehen läßt, und mit Vogelfedern, Rehhaaren, oder einem Kaninchenschwanze zieret. Uebrigens sind die Ohren der glänzendeste Theil ihres Putzes. Man vergrößert selbige durch gewaltiges ziehen; hernach werden sie aufgeschlitzet: eine höchst schmerzhafte Verrichtung, welche vierzig Tage lang demjenigen, der sie auszustehen hat, zur Marter wird. Sie beschweren sie hernach mit großen silbern, kupfern, oder bleyern Ringen. Eben diese Zierrathen machen sie in die Nasenlöcher; und nichts ist bey ihnen gemeiner, als Arm- und Halsbänder, von Muscheln oder Metalle, welche insonderheit der Reichen und Vornehmsten unter der Nation Zierde sind. Ein Stück Zeug um den Leib geknüpfet, ein sehr kurzes Hemde, leinewandene Lappen um die Beine gebunden an statt der Gamaschen,

ein

ein großer Mantel, oder besser zu sagen, eine grobe über die Schulter geworfene Decke, machen ihre ganze Kleidung aus. Im Winter tragen sie Strümpfe von Tuche, und Socken von den Häuten der wilden Thiere. Im Sommer gehen die meisten fast nackend. Etliche Weiber tragen Röcke; und die Haare lassen sie bis auf die halben Beine, andere aber, bis zur Erde wachsen. Sie flechten sie ein, und zieren sie mit Bändern; andere stecken sie in einen Beutel, um es unseren jungen Franzosen von Canada nachzuthun, denen ähnlich zu werden und zu gefallen sie nicht böse seyn würden. Sie lassen auch ihre Augenbraunen wachsen; aber die Haare auf dem Kopfe sind die einzige Zierde dieser Art, die sie natürlich lassen, und auch solchergestalt erhalten wollen; sonst über den ganzen Leib beizen sie die Haare mit der größten Sorgfalt weg. Eine Irokoische Frau, die die Haare stehen ließ, würde als eine Art von Ungeheuer angesehen, und sicherlich fände sie weder einen Mann, noch einen Liebhaber. Ueberhaupt sind diese Weiber wohl gestaltet, und von angenehmer Figur.

Die Irokoer sind gegen ihre Freunde leutselig, höflich, gesprächig; aber grausam, bös-

boshaftig, unversöhnlich, gegen ihre Feinde, und verfolgen selbige so lange, bis sie sie, und alles was ihnen angehöret, ausgerottet haben. Die Pflichten der Verpflegung und Gastfreyheit waren ehedem geheiligte Gesetze bey ihnen; sie nahmen die Fremden auf, so wie man sagt, daß der Ritterorden der Hospitalier in alten Zeiten die Reisenden verpflegte; aber den Lehren und dem Unterrichte der Europäer ist es zu verdanken, daß sie gesitteter geworden, und nunmehr hart und geitzig sind.

Diese Völker, die zu der strengsten Arbeit abgehärtet sind, ertragen Frost und Hitze, Hunger und Durst, mit gleicher Standhaftigkeit: bey allem dem aber kenne ich keine Nation, die so unmäßig wäre. Der Gebrauch der starken Getränke verleitet sie zu allen Arten von Ausschweifungen; allein, wahr ist es auch, daß man die unter ihnen vorgehenden Gewaltthätigkeiten nur den starken Wassern zuschreibet. Ihre gewöhnliche Nahrung besteht in Wildpret; sie essen aber zuweilen auch Hunde und Katzen, ja so gar Schlangen. Wenn sie das Fleisch braten wollen, so stecken sie es an einen langen Stock, und diesen in die Erde, und beugen ihn gegen das Feuer.

Die

Die Neigung, oder vielmehr die Wuth, zu spielen, ist nirgends weiter getrieben, als bey den Irokoern. Es geschieht oft, daß man sie auf die hartnäckigste Weise alles, was sie haben, ein Stück nach dem andern, bis auf ihre Hemden und leinewandenen Tücher, die sie um den Leib und um die Beine binden, auf dem Spiele verlieren sieht. Zu dieser Eigenschaft, die den gereinigten Sitten unserer Städte mehr als dem uneigennützigen Naturelle der Wilden ähnlich ist, kommt noch ihre Liebe zum weiblichen Geschlechte: ein zweyter Zug von Aehnlichkeit, die sie mit andern gesitteten Nationen haben. Ein jeder hat seine eigene Frau, die er heurathet, und wieder fortschicket, wenn er will: die Vielweiberey aber kennet man nicht. Bey Verheurathungen gehen weder vorher, noch nachher, die geringsten Ceremonien oder Umstände vor. Die jungen Leute beyderley Geschlechtes stehen einander an, und vereinigen sich. Dieses geschieht höchstens in einer halben Stunde. Unerachtet die Ehen nur so lange dauern, als man es für gut findet, so sieht man ihrer doch viele, die Lebenslang dauern; insonderheit wenn Kinder vorhanden sind. In dem Augenblicke, da eine Irokoerinn

koerinn ein Kind zur Welt bringt, tauchet man es in kaltes Wasser, die Witterung sey wie sie wolle, und dieses Bad wird zwey Jahre lang, alle Tage wiederholet. Kaum sind die Weiber aus den Wochen, das heißt, ohngefähr den dritten Tag nach ihrer Niederkunft, so tragen sie ihre Kinder selbst an den Fluß, und waschen sie. Ich habe eine dieser Irokoerinnen gesehen, die an dem Ufer eines Baches niederkam, sich badete, ihr Kind eintauchete, nach Hause gieng, und auf dem einen Arme ihr neugebohrnes Kind, mit dem andern aber einen Eimer voll Wasser trug.

Seitdem diese Wilden mit den Europäern handeln, bestehen ihre Waffen in einer Flinte, in einem langen Messer, und in einem Beile. Das Beil nehmen, bedeutet bey ihnen, Krieg ankündigen; es vergraben, heißt, Friede machen. Sie wissen es mit solcher Geschicklichkeit zu gebrauchen, daß, wenn sie es werfen, ob es sich gleich beständig drehet, die Schneide doch allezeit auf den gezielten Fleck trifft. Ehe sie zu Felde gehen, halten sie ein großes Gastmahl, worauf ein kriegerischer Tanz folget. Sie erscheinen dabey mit roth beschmiertem Leibe, welches ihnen ein

ab=

abscheuliches Ansehen giebt. Wenn sie vom Tische aufgestanden sind, besingen sie ihre, und ihrer Vorfahren Heldenthaten: dieses erwecket bey der ganzen Gesellschaft eine Art von kriegerischer Entzückung. Den andern Tag fangen sie an reihenweise, einer hinter dem andern, etliche Meilen zu marschiren, wobey sie das tiefste Stillschweigen beobachten. Wenn der Zug vorbey ist, schälen sie von einer großen Eiche die Rinde ab, und zeichnen auf den Stamm die Ausführung ihres Vorhabens. Die Figur eines Kahnes zeiget die Stärke ihrer Parthey an, und aus wie viel Mannschaft sie besteht; aus der Figur aber des Thieres, das an das Hintertheil des Kahnes gemalet ist, kennet man die Nation, die sie anfallen wollen.

Da die Irokoer lediglich dem Kriege ergeben sind, thun sie alles Mögliche, um die Tapferkeit des Volkes aufzumuntern; und nichts scheint diesem Endzwecke gemäßer zu seyn, als die bey der Rückkunft ihrer Krieger eingeführte Ceremonie. Den Tag vorher, ehe selbige wieder in das Dorf einrücken, kommen zwey Herolde voraus; die, wenn sie nahe genug sind, um gehöret zu werden, ein großes Geschrey anheben: die Art aber, wie

sie schreyen, zeiget an, ob ihre Nachricht gut oder schlimm ist. Im ersten Falle versammlet sich das Volk, und man veranstaltet ein großes Fest für die Ueberwinder. Vor ihnen geht ein Mann her, der an einer langen Stange einen Bogen trägt, auf welchem die Hirnschalen der in der Schlacht getödeten Feinde liegen. Die Verwandten, die Weiber und die Kinder kommen den siegreichen Helden entgegen, und bezeugen ihnen alle nur mögliche Ehrfurcht. Nach geendigten Complimenten machet einer von den Kriegern die Beschreibung dessen, was vorgegangen ist; jedermann höret mit der größten Aufmerksamkeit zu; und das Gastgebot und die Tänze nehmen ihren Anfang.

Um die jungen Leute zum Kriege abzurichten, insonderheit diejenigen, welche noch keinen Feind gesehen haben, so thun ihnen die Aeltesten alle ersinnliche Beschimpfungen an. Sie werfen ihnen heiße Asche auf den Kopf, machen ihnen die bittersten Vorwürfe, schlagen sie, überhäufen sie mit Schimpfwörtern, und treiben die Comödie bis auf das Aeußerste. Alles müssen diese mit der größten Unempfindlichkeit erleiden; denn das geringste Merkmal einer Ungeduld

machte

machte den jungen Soldaten unfähig, jemals die Waffen zu tragen.

Da die Hoffnung, dem Tode zu entgehen, oder die empfangenen Wunden wieder zu heilen, viel beyträgt, den Muth zu erhalten, so verfertiget man allerhand Arten von Heilungsmitteln: es ist dieses das Amt der Quacksalber unter der Nation, als welche ihre Aerzte sind. Ein solcher Betrüger machet kund, daß er seinen eingesammleten Wurzeln und Pflanzen die Kraft mittheilen werde, alle Wunden zu heilen, ja den Toden das Leben wieder zu geben. Er fängt alsdenn an zu singen; seine Beygehülfen antworten, und das Volk glaubt, daß während dem Concerte die Heilungskraft in die Kräuter dringe: hierauf machet der vornehmste dieser Gaukler die Probe damit. Er fängt an, und läßt seine Lippen bluten, und legt eines seiner Mittel auf; das Blut, das er mit Geschicklichkeit weis auszusaugen, höret auf zu laufen, die Zuschauer aber machen ein Freudengeschrey. Er nimmt hernach ein todtes Thier, und läßt dem neugierigen Volke alle Zeit, nachzusehen, ob es wirklich ohne Leben sey. Wenn er sieht, daß jedermann gewiß davon überzeuget ist, so bläst er dem Thiere

ein Kräuterpulver in das Maul, und machet vermittelst einer Röhre, die er ihm unter dem Schwanze beybringt, daß es sich beweget. Im Grunde glaubt niemand an das Kunststück; allein, es unterhält die Zuschauer.

Diese Indianer liefern keine ordentlichen Schlachten, sondern sie scharmutziren nur truppweise, thun Ausfälle, und ziehen sich alle Abende in ihren Versammlungsort zurück. Sie kennen die Oerter, wo der Feind marschiret ist, aus der Beschaffenheit des Grases und der Blätter auf den Bäumen so genau, daß sie ihm jedesmal auf dem Fuße nachfolgen. Damit sie unter Weges nicht aufgehalten werden, töden sie ohne Barmherzigkeit alle Weiber und Kinder, die sie antreffen, und nehmen ihnen die Hirnschale ab; die Männer aber machen sie zu Gefangenen. Wenn jemand seinen Verwandten im Kriege eingebüßet hat, und er an dessen statt einen dieser Gefangenen wählet, ist er nicht allein von denen Martern, welche den übrigen vorbehalten sind, befreyet, sondern er hat sich auch aller Rechte der übrigen Wilden zu erfreuen: die Familie sieht ihn als einen Verwandten an, und sie hielte sich zur Schande, ihn zurück zu schicken; man sähe

es

es an, als ob sie das Blut des Verstorbenen verkaufet hätte. Da dergleichen Gefangene in alle Rechte treten, die der Verstorbene gehabt hat, so nehmen sie öfters auch aus Erkenntlichkeit, oder aus Gewohnheit, den Nationalgeist so sehr an, daß sie kein Bedenken tragen, den Krieg in ihr eigenes Vaterland zu spielen. Die Irokoer haben sich nicht anders als durch diesen Kunstgrif erhalten: ihre beständigen Kriege mit den meisten andern Völkern würden sie endlich aufgerieben haben, wenn sie nicht immer einen Theil der Gefangenen naturalisiret hätten.

Derjenige, dem man den gewählten Gefangenen schenket, läßt ihn durch jemanden aus der Familie abholen; und die Rathsversammlung, die ihn aushändiget, drücket sich dabey ohngefähr in folgenden Worten aus: hier erhältest du diesen Sclaven, mit dem du machen kannst, was du willst, um den Verlust deines Verwandten zu ersetzen, und das Herz seines Vaters, seiner Mutter, Frau, und Kinder zu erleichtern, es geschehe nun, daß du ihnen wollest die Brühe seines Fleisches zu trinken geben, oder daß du lieber den Toden, durch ihn, wieder auf seine Strohmatte setzen wollest. Ein auf diese

Art zum Verwandten aufgenommener Sclave wird hernach in die Hütte geführet, wo er bleiben soll. Zuerst entlediget man ihn seiner Bande; hernach wird Wasser warm gemachet, und man wäschet ihm alle Theile des Leibes; man verbindet seine Wunden; man ersparet nichts, um ihm seine erlittenen Schmerzen vergeßen zu machen; man giebt ihm gut zu essen; man kleidet ihn reinlich; mit einem Worte, man geht mit ihm um, als wenn der Verstorbene wieder von den Toden auferstanden wäre; es ist dieses der Ausdruck, dessen sie sich bedienen. Etliche Tage darauf wird ein Fest angestellet, wobey man ihm den Namen des verstorbenen Verwandten öffentlich beylegt, und er tritt in alle seine Rechte, so wie in seine Pflichten. Nimt ein solcher angenommener Gefangener die Flucht, und er fällt zum zweytenmale in die Hände der Ueberwinder, so hält man ihn für ein ausgeartetes Kind, für einen Undankbaren, der sich wider seine Aeltern und Wohlthäter aufgelehnet hat, und die Rache hat alsdenn keine Schranken.

Wenn ein Gefangener verurtheilet wird, um das Leben zu verlieren, so fängt man an, die Seele des in der Schlacht geblie-

bliebenen Kriegers, welche man durch den Tod des Gefangenen rächen will, anzurufen. Komm herbey, rufet man ihr zu, man wird dich befriedigen: man bereitet dir ein Fest; trink in langen Zügen das Blut, das für dich vergossen werden soll; nimm an das Opfer, das wir dir durch den Tod dieses Sclaven bringen. Man wird ihm sein Haar ausreißen; man wird aus seiner Hirnschale trinken; man wird ihn mit glüenden Aexten zerhauen; er wird verbrennet, und in einen siedenden Kessel geworfen werden. Du wirst dich auf diese Art nicht mehr zu beklagen haben; du wirst auf immer befriediget werden. Alsdenn läßt einer der Ausrufer den Gefangenen aus der Hütte holen, und ermahnet die jungen Leute, ihn recht zu martern. Ein anderer kehret sich zu dem Unglücklichen, und sagt zu ihm: Bruder, faß einen Muth, wir werden dich jetzt verbrennen. Der Gefangene antwortet ihm kaltsinnig: du thust wohl, ich danke dir. Hierauf wird er auf den Richtplatz geführet. Dem gemeinen Gebrauche nach, bindet man ihn an einen Pfahl, so daß er um selbigen noch herum gehen kann. Hier fängt er an sein Sterbelied zu singen; er erzählt seine

Heldenthaten, schimpft und fordert seine Henker heraus, ermahnet sie, ihn nicht zu schonen, bittet sie aber, sich zu erinnern, daß er ein Mann sey. Ich bin tapfer, saget er ihnen, ich bin unerschrocken; ich fürchte weder Tod, noch Marter; die solches scheuen, sind niederträchtig. Das Leben ist für einen Tapfern, wie nichts, Möchte doch die Wuth und Verzweifelung meine Feinde ersticken! warum kann ich sie nicht zerreißen, und ihr Blut trinken! Man muß glauben, seine Absicht sey hiebey, die Richter seines Schicksales noch mehr zu erbittern. Und in der That hat er sein Großsprechen, das sich zu dieser Zeit und zu seinen Umständen so wenig schickt, theuer zu büßen: der übel angebrachte Muth bringt alle, die es hören, zur äußersten Rache. Es währet auch nicht lange, so empfindet er die entsetzlichsten Wirkungen davon. Entweder man zwingt ihn, nachdem er losgebunden ist, zwischen zwey Reihen Leuten durch zu laufen, welche Steine und Stöcke haben, und auf ihn schlagen, als wollten sie ihn umbringen; unerachtet man sich in Acht nimmt, ihm das Leben auf einmal zu nehmen; oder man reißt ihm einen Nagel, einen Finger, ein Ohr u. d. gl. ab. Einer schlitzet ihm die

Haut

Haut auf; der andere sticht ihn mit Pfriemen; die Weiber aber peitschen ihn unbarmherzig. Die einzige Rache, deren sich diese enthalten, die einzige, welche verboten ist, sie müßten denn besondere Erlaubniß dazu bekommen, welches selten geschieht, und die sie nicht einmal verlangen, oder wenn sie solche erbitten, sie so spät als möglich ausüben, ist die Verstümmelung. Nur zuletzt, wenn alle Glieder des Leibes auf eine unmenschliche Weise sind zerrissen worden, opfern sie diesen Theil, der lange Zeit der Vorwurf ihres Mitleidens geblieben war, vollends auf. Ohne Zweifel, um dergleichen Schimpf zu vermeiden, bedienet sich der Leidende der Worte, sie sollten sich erinnern, daß er ein Mann sey.

Diese abscheulichen Hinrichtungen, die nichts als Grausamkeit und Muthwillen zur Maasregel haben, werden nicht auf einerley Art vorgenommen. Oftmals beeifern sich alle Einwohner eines Flecken, Männer, Weiber, und Kinder, die ersten Stöße zu versetzen: manchmal aber wird der Anfang mit Verbrennung der Füße gemachet; hernach kommt man an die Beine, und nach und nach auf den ganzen Leib, bis auf den Kopf. Je heftiger und durchdringender nun das Schreyen

des Gefangenen, das die Größe der Marter ihm auspresset, ist, je angenehmer und belustigender wird der Anblick für die Versammelung. Die Hinrichtung dauert vier oder fünf Stunden, ja zuweilen etliche Tage. Ist der Leidende nicht gebunden, so wird ihm erlaubet, sich zu wehren. Seine Marter wird dadurch vergrößert, allein er bedienet sich dieser Freyheit, nicht so wohl, daß er glaubete sein Leben zu retten, als vielmehr seinen Tod zu rächen, und als ein Kriegesheld zu sterben." Der Mißionnair versicherte uns, er wäre Zeuge eines sonderbaren und unglaublichen Beyspieles von Stärke und Tapferkeit gewesen, welche diese beyden Bewegungsgründe bewirken können. Ich erzähle es auf Treue und Glauben dieses guten Mannes, der es mit seinen eigenen Augen gesehen zu haben vorgiebt. Ich werde an seiner Erzählung nichts ändern. „Ein Irokoischer Hauptmann hatte sich lieber der Gefahr aussetzen, als sich durch die Flucht verunehren wollen. Er schlug sich lange Zeit herum, wie ein Mann, der mit dem Säbel in der Faust sterben will: allein die Huronen, die er vor sich hatte, wollten ihn gern lebendig haben, und griffen ihn. Wie er in den Flecken kam,

wurde er verurtheilet, verbrennet zu werden. Weil er nicht gebunden war, hielt er sich berechtiget, seinen Feinden alles mögliche Leid anzuthun. Man hatte ihn lassen auf eine Art von Bühne steigen, wo man an alle Theile seines Körpers Feuer legete. Er schien darüber unerschrocken; seine Henker aber geriethen in Verlegenheit, einen ihm empfindlichen Ort ausfündig zu machen. Endlich ließ sich einer einfallen, ihm die Haut auf dem Kopfe abzulösen, und mit Gewalt herunter zu reißen. Der Schmerz verursachete, daß er ohne Kenntniß hinfiel. Man hielt ihn für tod; und jedermann gieng davon. Einen Augenblick darauf erholete er sich, und da er niemanden um sich sah, nahm er einen großen Brand mit beyden Händen, rufte seine Henker, und forderte sie auf, herbey zu kommen. Sein Entschluß setzte sie in Verwunderung; sie machten ein entsetzliches Geheul: einige bemächtigten sich feueriger Brände, andere glüender Eisen, und alle zusammen fielen auf ihn los. Er empfieng sie mit solcher Tapferkeit, daß sie weichen mußten. Das Feuer diente ihm einerseits zur Verschanzung, eine andere aber machte er sich durch die Treppen, die man gebrauchet hatte,

um auf die Bühne zu steigen, dergestalt, daß er in seinem eigenen Scheiterhaufen gesichert, lange Zeit das Schrecken eines ganzen Fleckens war. Ein falscher Schritt, den er that, als er einem auf ihn geworfenem Brande ausweichen wollte, machte, daß er seinen Feinden wieder in die Hände gerieth. Diesen Wütenden mußte er die Furcht, die er ihnen eingejaget hatte, theuer bezahlen. Nachdem sie alle ihre Kräfte erschöpfet hatten, ihn zu martern, schmissen sie ihn mitten in das größte Feuer, und ließen ihn liegen, in der Meynung, er würde gar bald ersticken. Allein, sie betrogen sich: da sie es am wenigsten vermeynten, sahen sie ihn mit Brändern in der Hand vom Gerüste herunterstеigen, und nach dem Dorfe zu laufen, als wenn er es anstecken wollte. Jedermann war vor Schrecken außer sich, und niemand getrauete sich, ihn aufzuhalten. Jedoch, einige Schritte von den ersten Hütten, verursachete ein Stock, den man ihn vom weiten zwischen die Beine warf, daß er fiel, da man denn, noch ehe er sich wieder aufhelfen konnte, über ihn her war. Man schnitt ihm sogleich Hände und Füße ab; man wälzete ihn auf glüenden Kohlen; und endlich schmiß man ihn voller

Feuer

Feuer unter einen Baum. Hier machte das ganze Dorf einen Kreis um ihn, und wollte das Vergnügen haben, ihn brennen zu sehen. Dem unerachtet that der Sterbende einen letzten Versuch, der das allgemeine Schrecken erneuerte. Er kroch auf den Ellbogen und Knien, mit einer solchen Stärke, und drohenden Miene, an der Erde fort, daß die zu nächst herum stehenden, mehr aus Erstaunen, als aus Furcht, auswichen. Bald aber faßte ihn ein Hurone von hinten, und hieb ihm den Kopf ab.„

Wenn die Wilden Krieg führen wie Barbarn, so muß man auch sagen, daß sie bey ihren Friedensunterhandlungen, und in allen ihren Geschäften mit vieler Edelmuth, und Geschicklichkeit, zu Werke gehen. An die Feinde schicken sie, um Friedensvorschläge zu thun, Abgeordnete mit einer Tabakspfeife; werden sie angenommen, so rauchet man mit ihnen, und bestätiget die vorläufig aufgesetzten Puncte; da denn von diesem Augenblicke an, alle Feindseligkeiten von beyden Theilen aufhören. Wir Franzosen nennen diese Pfeife ein Calümet: sie wird bey ihnen so heilig gehalten, daß da eine ihrer Nationen die damit verknüpften Vorrech-

te

te beleidiget hatte, ihre Bundsgenossen fast ganzer dreyßig Jahre Krieg mit ihr führeten.

Die Beredsamkeit ist das einzige, oder wenigstens das vorzüglichste Mittel bey den Irokoern empor zu kommen, oder in ihren Versammlungen ein Ansehen zu gewinnen. Nichts gefällt ihnen mehr, als ein deutlich eingerichteter Vortrag; und hingegen ist ihnen nichts mehr zuwider, als eine unordentlich abgefassete Rede, wegen der Mühe, die man brauchet, sie zu merken. Haben sie eine Antwort zu geben, so wiederholen sie solche, vom Anfange bis zu Ende, mit so vieler Ordnung als sie nur können. Sie drücken sich in wenigen Worten aus, bedienen sich aber gern der Gleichnisse. Ihre Redner reden mit Nachdrucke, und begleiten ihre Worte mit starken Gebärden. Ihr kriegerisches Ansehen, der über die Achsel geworfene Mantel, die Stimme, die Zuversicht, mit der sie ihre Reden vortragen, ihr nackender Arm, die auf der Erde, in einem halben Kreise, in freyer Luft sitzenden Zuhörer, dieß alles giebt eine lebhafte Vorstellung der alten Griechischen, und Römischen Redner. Bey jeder Abtheilung einer Rede, es

sey

sey nun, daß sie ein altes Bündniß bestäti-
gen, oder ein neues errichten, wird ein
Halsband, oder ein Bandelier gegeben,
wodurch sie das Andenken der vorhabenden
Sache verewigen wollen. Diese Halsbänder
haben ohngefähr vier Zolle in der Breite,
und dreyßig in der Länge. Sie bestehen aus
etlichen Schnuren kleiner Muscheln, derer
eine neben die andere an einen Faden gerei-
het ist.

Um Ihnen einen Begriff zu machen, auf
was für Weise diese Völker ihre Angelegen-
heiten mit ihren Bundsgenossen und Nach-
barn behandeln, will ich etliche Stücken ihrer
Reden und Antworten anführen. Unter ver-
schiedenen Zügen dieser Art wähle ich einen,
der die eigentliche Art der Beredsamkeit die-
ser Wilden zu erkennen giebt, und zugleich,
auf was Weise die Europäer sich nach ihrem
Beyspiele richten, um von ihnen verstanden
zu werden. Es ist die Rede eines Franzö-
sischen Officieres an die Häupter der Irokoer.

„Der König, mein Herr, hat gehöret,
daß ihr den Frieden öfters brechet, und hat
mir anbefohlen, mich unter einer Bedeckung
zu euch zu begeben, um euch aufzufordern,
daß ihr mir in mein Lager folget. Die

Wil-

Willensmeynung des großen Königes, ist, daß wir die Friedenspfeife mit einander rauchen sollen; allein unter der Bedingung, daß ihr mir versprechet, seinen Unterthanen eine gänzliche Genugthuung zu verschaffen, und sie fernerhin niemals zu beunruhigen. Eure Krieger haben die Kaufleute, die zu den Illinoern, und zu andern meinem Könige unterworfenen Nationen reiseten, geplündert. Wenn ihr mit dergleichen Bedrängnissen fortfahret, so habe ich ausdrücklichen Befehl, euch den Krieg anzukündigen. Dieses Bandelier soll bekräftigen, was ich sage.

Euere Krieger haben die Engelländer an die dem Könige, meinem Herrn, zugehörigen Seen gebracht, und sie zu denen Völkern geführet, die seine Kinder sind, um ihre Handlung zu vernichten, sie selbst aber dem Gehorsame des großen Königes zu entziehen. Ich will dieses Vorgegangene vergessen; wenn aber dergleichen jemals wieder geschieht, so habe ich ausdrücklichen Befehl, euch Krieg anzukündigen. Dieses Bandelier überreiche ich, meine Worte zu bekräftigen.

Euere Krieger haben zu Friedenszeiten grausame Einfälle bey den Illinoern gethan, und viele zu Gefangenen gemachet. Diese

Völker,

Völker, als Kinder meines Königes, sollen nicht euere Sclaven seyn: wenn ihr euch weigert, sie wieder in Freyheit zu setzen, so habe ich ausdrücklichen Befehl, euch den Krieg anzukündigen. Dieses Bandelier ist, zu bestätigen, was ich euch sage.„

Einer von den Oberhäuptern fieng hierauf an zu reden, und ertheilte dem Französischen Officiere folgende Antwort. „Ich ehre dich, und die Krieger, die mit dir sind. Meine Worte mögen eilen, daß sie zu deinen Ohren kommen: sey aufmerksam darauf! Du sagest, du seyst gekommen, um mit den Häuptern der fünf Nationen das große Calümet zu rauchen; allein mich dünket, das Gegentheil wahrzunehmen. Dein Vorhaben war, uns bis auf das Haupt zu schlagen, wofern nicht eine Krankheit deine Armee geschwächet hätte. Vernimm! unsere Weiber hätten ihre Keulen genommen; unsere Kinder und Greise wären mit ihren Bogen und Pfeilen bis mitten in dein Lager gedrungen, wenn unsere Soldaten sie nicht entwaffnet, und zurückgehalten hätten.

Wir haben keine anderen Franzosen geplündert, als nur diejenigen, welche Flinten, Pulver, und Kugeln, unsern Feinden zufüh-

reten; denn diese Waffen hätten uns das Leben gekostet. Wir sind darinnen dem Beyspiele der Mißionnaire gefolget, welche alle Fäßer mit starken Getränken, die man in unsere Wohnungen bringet, zerschmeißen, aus Furcht, unsere Krieger möchten sich berauschen, und ihnen die Köpfe einschlagen. Wir werden die abgenommenen Waffen nicht wieder heraus geben, und unsere Aeltesten fürchten sich nicht vor dem Kriege. Dieses Bandelier bekräftiget meine Worte.

Wir haben die Engelländer an euere Seen geführet, der Handlung wegen, so wie die Illinoer die Franzosen an unsere Seen gebracht haben, um zu handeln. Wir sind frey gebohren: wir stehen weder unter euch, noch unter den Engelländern. Wir können hingehen, wo es uns gefällt, mit uns nehmen, wen wir wollen, kaufen und verkaufen, was uns anständig ist. Sind euere Bundsgenossen euere Sclaven, so möget ihr sie auch so halten. Dieses Bandelier bestatiget meine Worte.

Wir haben die Illinoer auf das Haupt geschlagen, weil sie die Friedensbäume, die die Gränzen unseres Landes ausmachten, umgehauen haben. Sie haben große Jag-

den

den von Bibern auf unserm Grunde und Bo-
den angestellet, und haben kein einziges die-
ser Thiere am Leben gelassen; sie haben die
Männgen und Weibgen getödet, welches bey
uns ein unverzeihliches Verbrechen ist. Wir
haben noch weniger begangen als die Fran-
zosen, welche die Länder verschiedener In-
dianischer Nationen angefallen, und sie aus
ihrem eigenen Lande vertrieben haben. Die-
ses Bandelier dienet, zu bestätigen, was
ich sage.

Höre, Franzose, sorge, daß deine Sol-
daten den Friedensbaum nicht verderben,
oder verhindern, daß seine Zweige sich über
dein und unser Land verbreiten. Ich versi-
chere dir, im Namen der fünf Nationen,
unsere Krieger werden unter seinen Blät-
tern den Tanz des Calümet tanzen, auf ihren
Matten ruhig bleiben, und niemals die Axt
ausgraben, es müßten denn ihre Brüder,
die Franzosen, in ihr Land fallen, dahin der
große Geist ihre Vorfahren gesetzet hat. Die-
ses Halsband bestätiget meine Rede, und
dieses andere, den Auftrag, welchen ich von
den fünf Nationen erhalten habe.„

„Bey dieser Art von Bündnissen ge-
schieht es oft, daß die Antwort nicht gleich

erfolget, sondern bis auf den andern Tag verschoben wird. Zuweilen wiederholen die Indianer die Rede des vorigen Tages von Wort zu Wort; und um dem Gedächtniße zu helfen, bedienen sie sich folgenden Mittels. Derjenige von den Oberhäuptern, welcher in der Versammelung den Vorsitz hat, hält in der Hand ein Bündel kleiner Stäbe, und bey dem Schlusse jeden Hauptartikels der Rede giebt er einen davon an einen der andern Häupter, und wieder einen, an einen andern, und trägt ihnen auf, sich des Artikels zu erinnern. Nachdem er sich nun nachher mit ihnen besprochen hat, ist er im Stande, alle Artikel wieder herzusagen, und sie zu beantworten. Sie beobachten diese Weise auf das sorgfältigste bey allen wichtigen Unterhandlungen.

Die Vorstellung, welche diese Wilden sich von denen Bündnissen machen, die sie mit uns eingehen, vergleichen sie mit einer Kette, welche sich von einem Schiffe bis zu einem Baume erstrecket; und jedesmal, daß sie ihre Bündnisse erneuren, nennen sie solches, die Kette glatt machen. Der Theil der Rede, worinnen sie ihre Freundschaft bestätigen, ist gemeiniglich in diesen

Worten

Worten abgefasset: Wir versprechen, die Kette unverbrüchlich zu erhalten, und wünschen, daß die Sonne möge jederzeit ruhig über alle die Köpfe scheinen, welche in dieser Kette begriffen sind.

Die Irokoer handeln mit niemanden als mit den Europäern, denen sie Pelzwerk, Häute u. s. w. für andere Waaren, nach dem Gewichte vertauschen. Sie haben keinen Begriff von der Verschiedenheit des Geldwerthes in Vergleichung mit der Güte der Waaren: daher sie öfters das, was nur einen Thaler werth ist, oder was drey und viere kostet, um einerley Preis verkaufen. Nicht besser verstehen sie sich auf die verschiedene Eigenschaft der Waaren; sie halten ein schlechtes Messer für eben so gut, als eines von der besten Sorte. Die Ursache ist, daß sie von den Europäern oft sind betrogen worden: sie haben auch daher das Mittel ergriffen, jeden Artikel auf einen gewissen und unveränderlichen Preis zu setzen.

Ungeachtet diese Wilden abergläubig sind, so verfolgen sie doch niemanden, sondern lassen einem jeden seine Gewissensfreyheit. Jedermann kann denken, wie er will; daher auch unter ihnen fast eben so viel ver-

schiedene Lehren, als Personen sind. Unterdessen erkennen sie ein höchstes Wesen, das sie geschaffen hat, und welches alle Dinge hier auf der Welt regiret. Es mag ihnen begegnen, was da will, so machen sie sich dießfalls keinen Kummer: **der Mann von oben will es also haben.** Diese wenigen Worte muntern sie auf, und trösten sie. Sie haben weder Tempel, noch Altäre, weder Priester, noch Opfer: die einzige Ehrerbietung, welche sie der Gottheit, oder ihrem höchsten Wesen bezeigen, besteht in öffentlichen Tänzen.

Das **Evangelium**, als welches die Geistlichen vom heil. Sulpiz den Irokoern geprediget haben, hat schlechten Fortgang gefunden. Unterdessen giebt es zwey **Christliche Dörfer**, welche in Kriegszeiten die Sicherheit von Montreal ausmachen. Das erste, der **Sprung vom heil. Ludwig** genennet, (saut de St. Louis,) liegt gegen Mittag, drey Stunden über der Stadt. Seine Einwohner sind zu allen Zeiten als eine der stärksten Beschützungen für die Colonie wider die heidnischen Irokoer, und wider die Engelländer von Neu-York gehalten worden.

Die

Die Kirche, und die Wohnung der Mißionnaire, sind zwey der schönsten Gebäude im Lande. Das zweyte Dorf heißt der Berg, (la montagne;) die Geistlichen vom heil. Sulpiz haben die Besorgniß von diesem, so wie von dem ersten.

Und solchergestalt ist es mit dieser Irokoischen Nation, oder vielmehr mit denen fünfen, durch einen eben so alten, als unverbrüchlichen Bund, vereinigten Nationen beschaffen, die durch ihre Einigkeit, Standhaftigkeit, Kriegskunst, und gute Polizey, sich sehr ansehnlich gemachet haben. Sie sind lange Zeit der Engländer sicherste, und nützlichste Bundsgenossen gewesen: nachdem sie aber seit kurzem ein anderes mit Grosbritannien feindliches Volk in ihren Bund aufgenommen haben, scheint diese neue Verbindung gegenwärtig mehr dem französischen Interesse ergeben zu seyn. Die Irokoer haben unermeßliche Länder unter ihre Botmäßigkeit gebracht, sie haben aber dadurch die Anzahl ihrer Unterthanen nicht verhältnißmäßig vermehret. Weil sie den Krieg bis auf das Aeußerste treiben, und sich als wahre Barbarn bezeigen, so verbleibet ihnen nichts als große Wüsteneyen, welche durch etliche hier

und da zerstreuete Horden bewohnet werden, die sie ruhig lassen, weil sie sie verachten. Es ist daher auch diese ehedem so mächtige, und durch ihre Eroberungen so berühmt gewordene Nation nunmehr im Verfalle; unerachtet sie allezeit die Vorsicht gebrauchet hat, einen Theil der Kriegsgefangenen ihren übrigen Unterthanen einzuverleiben. Zu Anfange dieses Jahrhundertes hatte sie mehr als zehntausend bewaffnete Leute auf den Beinen; gegenwärtig aber kann sie kaum zwey oder dreytausend stellen. Die vielen Kriege, die ansteckenden Krankheiten, die unglückliche Vermischung der von den gesitteten Nationen eingeführten Laster mit den Gebräuchen der Wilden, haben ihre Anzahl sehr verringert. Unterdessen ziehen sie aller der übrigen herumgelegenen Völker Augen noch bis itzt auf sich, so wohl wegen ihrer großen Liebe zur Freyheit, ihrer Ruhmbegierde, Munterkeit, und Tapferkeit, als wegen der durchgängigen Meynung, daß sie allen andern Indianern in Canada überlegen sind. Die Verachtung, mit welcher ihre Oberhäupter den Reichthum ansehen, hat in unsern gesitteten Regirungen kein Beyspiel. Die im Jahre 1666 nach Paris gesendeten Irokoer bewunderten die

Kost=

Kostbarkeit der königlichen Schlösser weniger, als das gebratene Flügelwerk, das man in der Gasse de la huchette, in den daselbst befindlichen Laden, in größtem Ueberflusse zum Verkaufe auslegt.

Die ersten Triebfedern ihrer Handlungen sind Ehre, und Schande; das eine machet ihre vornehmste Belohnung, das andere ihre größte Bestrafung, aus. Eine reife Ueberlegung in den Rathsversammlungen, eine große Geschwindigkeit in der Ausführung, Aufrichtigkeit in Bündnissen, eine unverbrüchliche Treue sie zu halten, eine bewährte Tapferkeit, ein unerschrockener Muth, eine Standhaftigkeit bey den größten Martern, welche allen Heldenmuth übertrifft, eine Gleichheit des Gemüthes, die weder ein widriges noch ein glückliches Schicksal jemals verändern kann, dieses sind die vornehmsten Eigenschaften der Irokoer. Man würde sie zu sehr bewundern müssen, wenn sie nicht unglücklicherweise mit einer Menge Fehler vermenget wären: denn sie sind leichtsinnig, unbeständig, und unbeschreiblich faul, undankbar, argwöhnisch, heimtückisch, rachgierig, und um so viel gefährlicher, je mehr sie ihre Rache und Treulosigkeit zu verbergen

wissen. Wider ihre Feinde üben sie eine so unerhörte Grausamkeit aus, daß sie in Erfindung der Martern alles übertreffen, was die Geschichte der ehemaligen Tyrannen Unmenschliches nur vorzuzeigen hat.„

Doch es geht dieses nicht nur die Irokoer an; der Unterschied unter den Gewohnheiten, Sitten, der Gemüths- und Lebensart aller Wilden des nördlichen Amerika ist so gering, Madame, daß man jedwedem Volke insbesondere gewissermaaßen zueignen kann alles was Sie in diesem Briefe gelesen haben, und was ich in dem folgenden noch sagen werde.

Ich bin u. s. w.

Quebec, den 15 Februar, 1749.

Der 100 Brief.

Fortsetzung von Canada.

Sie sind glücklich zu schätzen, Madame, in dem Lande, da Sie wohnen. Sie genießen schon aller Annehmlichkeit des Frühlinges, unterdessen daß wir in hiesiger Gegend, wo wir die Sonne doch eben so nahe

haben,

haben, als die mittäglichen Provinzen von Frankreich, uns nicht an die Luft wagen dürfen, wenn wir nicht wie Bäre in Pelze eingefüttert sind. Noch ehe der Herbst zu Ende geht, sind alle Flüße mit Eise belegt, und der Erdboden ist mit so vielem Schnee bedecket, daß man fast blind davon wird, ja er verbirget ganzer sechs Monate lang alle Schönheiten der Natur. Man sieht keinen Unterschied zwischen den Flüßen und Feldern, folglich auch keine Veränderung. Die Bäume sind mit Reife überzogen; an allen Zweigen hängen Eiszapfen, daß man nicht sicher darunter treten kann. Wenn der Himmel heiter ist, bläst ein Wind aus Westen, der einem das Gesicht zerschneidet; dreht er sich in den Mittag, oder Morgen, so wird das Wetter gelinder, allein es fällt ein so dicker Schnee, daß man am hellen Mittage nicht zehn Schritte vor sich sehen kann. Fällt nun hierauf Thauwetter ein, so sind alle Fische, Geflügel, Wildpret, alles Fleisch, das man bey dem starken Froste im Vorrathe aufbehalten hatte, verloren. Man pfleget sich mit diesen Vorräthen zu Ende des Octobers zu versehen; denn es hält schwer, das Vieh den Winter über zu füttern,

füttern, das Federvieh auf den Höfen bey dem harten Froste lebendig zu erhalten, und auf den beeiseten Wassern zu fischen.

Verschiedene **Ursachen** tragen bey, warum diese **Jahreszeit** hier zu Lande **rauher** ist, als unter eben diesem Grade in Frankreich. In der ganzen Welt ist kein einziges Land, wo so viel Holz, Berge und Seen sind, als in Canada; und in wenigen ist das Erdreich mit solchen Steinen und Sande vermenget. Diese Vermischung von Feuchtigkeit und Trockenheit veranlaßet Schnee und Eis, und die große Menge davon verursachet eben die Härte und Dauer des Frostes, die wir empfinden. Allein, dieses alles hat mich nicht abgehalten, die Huronen zu besuchen; ein Volk, das unsere Mißionnaire wie Väter, die Franzosen wie Brüder, und die Fremden überhaupt als Freunde ansieht.

Sie führten eben dazumal mit den Irokoern Krieg, mit denen sie in unversöhnlichem Haße leben, und über welche sie einen ansehnlichen Sieg erfochten hatten. Ich langete bey ihnen an, als sie in ihrem Dorfe im **Triumphe** einzogen. Die Huronen marschirten zwey und zwey, und zwischen

den

den Reihen giengen die Gefangenen mit Blumen bekränzet, das Gesicht und die Haare gemalet, am Leibe fast nackend, und die Arme über den Ellbogen mit Stricken gebunden, welche die Ueberwinder hielten. Diese Unglücklichen sungen beständig ihre Sterbelieder in einem kläglichen, aber beherzten Tone, sahen auch weder niedergeschlagen, noch bekümmert aus.

Wenn sie durch ein Dorf gehen, das mit den Siegern in Bündnisse steht, so kommen die Einwohner heraus, und spielen ihnen auf eine grausame Art mit. So bald selbige den Gefangenen nahe genug sind, halten sie sie an, und unterdessen daß diese ihr Trauerlied singen, tanzet das ganze Dorf um sie herum, und jedermann suchet ihnen so viel Leides anzuthun, als nur möglich. Man nimt nicht übel, wenn sie sich wehren, und man lachet darüber; aber weil sie gebunden sind, und von der Menge überwannet werden, hilft ihnen ihre Vertheidigung nichts. Die Ueberwinder, ihre Herren, geben sie in gewißer Maaße bey dem Eingange in diese Dörfer Preis, um ihren Bundsgenossen das Vergnügen zu gönnen, sich mit ihnen zu belustigen. Es stellet dieses

ses eine Art von Triumphe vor, welcher dem Volke zum Vergnügen dienet, den Ueberwindern aber zur Ehre gereichet. Da letztere sich ihres Rechts an den Gefangenen nur auf eine Zeitlang begeben, ihr Nutzen aber erfordert, selbige so wenig beschädiget, als möglich, in ihr Dorf zu bringen, so ist gebräuchlich, daß wer die Gefangenen verstümmelt, ein Geschenk geben, und dadurch die Personen entschädigen muß, für welche sie bestimmet waren. Sind diese Personen von einigem Ansehen, so gehen sie denen, welche sie befreyen wollen, selbst entgegen, nehmen sie bey der Hand, und ersparen diesen Unglücklichen solchergestalt die Martern, die man ihnen ohne diese Vorsicht anthun würde. Von diesem Augenblicke an besteht das Vergnügen blos darinnen, daß man sie tanzen sieht, und die Lieder ihres Landes, oder andere, die sie unterweges von ihren Ueberwindern gelernet haben, mit anhöret. Man führet sie hernach von einer Hütte zu der andern, und spatziret mit ihnen auf solche Art etliche Tage herum, bis ihr Schicksal entschieden ist.

Unsere Huronen hielten in einiger Entfernung von ihrem Flecken still; und der

Oberste

Oberste ließ die Einwohner von seiner Rückkunft benachrichtigen. Der Abgeordnete näherte sich dem Dorfe so weit, daß man seine Stimme hören konnte, und er machte allerhand Geschreye, die den Sieg, und die vornehmsten Begebenheiten des Feldzuges zu erkennen gaben. Zuerst zeigte er die Anzahl der Gebliebenen durch so viel Trauertöne an. So gleich wurden die jungen Leute des Dorfes abgeschicket, welche mehreren Unterricht einziehen mußten; hernach aber lief das ganze Dorf hinaus. Ein einziger von ihnen redete den Abgeordneten an, erkundigte sich nach den Neuigkeiten, die er mitgebracht hatte, kehrte sich jedesmal um nach denen, die ihn begleiteten, wiederholete die Nachrichten laut mit allen Umständen, und man antwortete ihm durch freudige Zurufe. Hierauf wurde der Abgeordnete in eine Hütte geführet, wo die Aeltesten eben dieselben Fragen an ihn thaten, und nachdem die öffentliche Neubegierde gestillet war, bot ein Ausrufer die sämtliche Jugend auf, den Kriegern entgegen zu gehen, die Weiber aber mußten ihnen Erfrischungen bringen.

Die Wilden haben eine so große Hochachtung für einander, daß die erste Rührung,

rung, welche sie zu erkennen geben, in der Betrübniß besteht, welche sie über die in der Schlacht Eingebüßten haben, der Sieg mag auch noch so vollkommen, und die über den Feind erhaltenen Vortheile noch so wichtig seyn. Das ganze Dorf nimt Theil daran; und man erwähnet die guten Nachrichten nicht eher, als bis man den Toden das ihnen schuldige Mitleiden sattsam an den Tag geleget hat. Erst nach dieser Pflichtleistung überläßt sich ein jeder der Freude, die er über die Rückkunft der Sieger empfindet; und diese Freude offenbaret sich hauptsächlich durch Grausamkeiten wider die Gefangenen.

Kaum hatten unsere Krieger etliche Schritte weiter gethan, so hielten sie still, nahmen einen der Gefangenen, und wurfen ihm alles, was er wider die Huronen ausgeübet hatte, vor. Sie kündigten ihm an, er habe eben dergleichen Begegnung zu erwarten; der Unglückliche aber stimmete sein Trauerlied an. Seine Strafe war mit allen denen Unmenschlichkeiten verknüpfet, derer ich in meinem vorigen Briefe Erwähnung gethan habe; und sie verursachten mir nicht geringes Entsetzen. Alles, was ich

von

von diesen Barbarn erhalten konnte, war, daß sie die Marter ihres Schlachtopfers verkürzeten. Einer unter ihner schoß ihn mit einer Büchse tod; die andern öfneten ihm den Leib, wurfen die Eingeweide auf die Seite, schnitten ihm den Kopf, die Arme und Beine ab, zerstreueten sie hin und her, und behielten nichts als den Haarschopf, den sie zu einer Menge anderer legten, die sie auf dem Schlachtfelde abgezogen hatten. Das Herz wurde zerstücket, und die übrigen Gefangenen mußten es essen. Unter diesen war ein Bruder des Verstorbenen, welcher eben so gut, wie seine Camaraden, gezwungen wurde, etwas davon in das Maul zu nehmen; er gab es aber gleich wieder von sich.

So bald die Sieger in der Nähe ihrer Hütten waren, schnitten sie lange Stäbe, banden die erbeuteten Haarschöpfe daran, und trugen sie gleichsam im Triumphe. Die Weiber eileten ihnen in ihren Kähnen entgegen, wurfen sich in das Wasser, schwommen, nahmen die Siegeszeichen aus den Händen ihre Männer, und hiengen sie um den Hals.

Die Art, wie die Wilden ihren überwundenen, und vielmals noch lebenden Feinden die Haare abziehen, kann man nicht ohne Grausen lesen. Sie schneiden die Haut, welche die Hirnschale bedecket, oben an der Stirne, über den Ohren, und hinten um den Kopf auf, lösen sie ab, und reißen sie weg, so wie man ein Kalb, oder einen Schöps abzieht. Das Bewundernswürdigste dabey ist, daß der Leidende nicht allemal unter dieser grausamen Behandlung stirbt; viele sind davon gekommen, und ich habe eine Frau gesehen, die wegen einer solchen Begebenheit der geschälte Kopf genennet wurde, und sich noch recht wohl befand. Dergleichen Beyspiele sind nicht selten.

Diese Haut richten die Wilden zu, wie die von den wilden Thieren, die sie auf der Jagd erlegen. Sie breiten sie hernach in einen Kreis aus, und bemalen sie mit allerhand Farben. Zuweilen zeichnen sie auf die inwendige Seite, wo keine Haare sind, das Bildniß, oder das Sinnbild desjenigen, dem sie abgerißen worden ist, und tragen sie zur Schau auf einer langen Stange. Diejenigen, welche die Haarschöpfe bekommen, heben sie sorgfältig auf, brauchen sie zur

Zierde

Zierde bey öffentlichen Festen, und hängen sie an der Thüre ihrer Hütten auf, bis sie die Zeit vollends vernichtet, ohngefähr so, wie man die Eingänge der Häuser bey unsern Jägern mit Köpfen von wilden Thieren, und Fängen der Raubvögel gezieret sieht. Gewisse Nationen in Amerika ziehen die Haut von dem ganzen Körper ihrer erlegten Feinde ab, und aus der Haut von den Händen machen sie Tabaksbeutel.

Nach denen ersten Freudenbezeigungen, welche die Nachricht von dem erhaltenen Siege veranlasset hatte, nahm man die Theilung der Gefangenen vor.

Diejenigen, die an Kindesstatt sollten angenommen werden, wurden von ihren künftigen Aeltern, welche man davon benachrichtiget hatte, abgeholet, und durch verschiedene Umwege in die Hütten in Sicherheit gebracht. Die anderen, derer Schicksal noch nicht entschieden war, wurden der Wuth der Weiber überlassen; und ich mußte mich wundern, wie die armen Elenden alle Schmach aushalten konnten, die ihre erfinderische Grausamkeit ihnen anthat. Zwey von diesen Weibern, davon die eine ihren Sohn in der letzten Schlacht,

die andere aber ihren Mann in den vorhergehenden Kriegen, eingebüßet hatten, waren wie zwey Furien, die mit unmenschlicher Grausamkeit auf ihre Schlachtopfer losfielen. Ich will hier nicht vorstellen, wie weit die Raserey von beyden gieng. Alle Gesetze der Menschlichkeit und Schamhaftigkeit wurden vergessen; jeder Stoß, den sie anbrachten, schien tödlich zu seyn, wenn man nicht wüßte, wie geschickt sie bey dergleichen Gelegenheiten sind, die Strafen zu verlängern.

In Vertheilung der Gefangenen werden die Weiber allezeit zuerst versorget. Nachher suchet man die von den Oberhäuptern vor ihrer Abreise gethanen Versprechen zu erfüllen. Wenn die Anzahl der Gefangenen größer, als derjenigen ist, die sie verlangen, wird der Ueberrest den Bundsgenossen zum Geschenke gemachet; sind ihrer aber weniger, giebt man ihnen Haarschöpfe.

Die Rathsversammelung der ganzen Nation verordnet die Vertheilung der Gefangenen, und bestimmet ihr Schicksal; es müßten denn die Mütter jeder Familie ein anderes veranstalten. Von dieser ihrem Willkühre hänget das Leben oder der Tod

selbst

selbst derjenigen ab, die bereits von der Raths-versammlung sind verurtheilet worden.

Nach erfolgter Berathschlagung der Aeltesten, wird jedermann eingeladen, sich auf einen gewissen Platz zu begeben, wo die Theilung ohne allen Streit und Lärmen vorgenommen wird. Zuweilen, anstatt den Ueberrest der Gefangenen andern Dörfern zu schicken, schenkt man sie an verschiedene Privatpersonen, die, ob sie schon kein Recht dazu haben, dennoch diesen Vorzug erlangen, weil sie in dem Flecken in gewissen Ansehen stehen. Von diesem Augenblicke an sind sie Herren über das Leben oder den Tod ihrer Sclaven. Der Tod der Gefangenen ist so gut als entschieden, wenn sie so unglücklich sind, in eine Hütte zu kommen, wo viele Krieger, oder sonst jemand, er sey wer es wolle, wäre es auch nur ein Kind an der Brust, verloren gegangen sind, und die man noch betrauret. Sie stehen in nicht weniger Gefahr, wenn ihr Alter, ihre Gesichtszüge, oder ihr Character, nicht gefällt, oder wenn man befürchtet, man könne nicht Dienste genug von ihnen erwarten: oder endlich, wenn sie armen Hütten überlassen werden, die nicht im Stande sind, sie zu ernähren, und zu bekleiden.

Ist es beschlossen, daß ein Sclave sterben soll, so läßt man ihm sein Schicksal nicht so gleich wissen; sondern man begegnet ihm bis zu der Zeit seiner Hinrichtung mit eben so viel Glimpfe, als wenn er das Glück hätte, an Kindes statt angenommen zu werden. Man giebt ihm so gar Mägdgen, die er als seine Frauen brauchen kann; man ersparet weder Beköstigung, noch Kleider; und weil er dem Gotte des Krieges soll aufgeopfert werden, so sieht man ihn als ein Schlachtopfer an, das vorher gemästet wird. Wenn der Augenblick herannahet, und es ist eine Mutter oder Ehefrau, der er überlassen war, so wird selbige auf einmal eine Furie, die von den zärtlichsten Liebkosungen in die äußerste Wuth übergehet.

Dieser Krieg der Huronen wider die Irokoer, wovon ich so grausame Wirkungen selbst mit ansehen mußte, dauerte seit ohngefähr achtzehn Monaten. Der Mißionnair, den ich auf seinen Apostolischen Reisen zu begleiten das Glück hatte, war bey der Kriegserklärung gegenwärtig gewesen, und er machte mir folgende Erzählung davon. „Ich hielt mich dazumal, sagte er, in einer kleinen Schanze auf, welche die Franzosen nur erst

erbauet hatten. Um Mitternacht hörete ich ein entsetzliches Geschrey, das, wie man mir sagte, das Kriegsgeschrey war. Bald darauf sah ich einen Trupp Wilder, Freunde von Frankreich, singend in die Schanze kommen. Drey, oder vier, der Tapfersten unter ihnen kamen in einem entsetzlichen Aufzuge, fast von allen da herum wohnenden Huronen begleitet, liefen alle Hütten durch, und ließen sich dem Commendanten hören. Ich muß bekennen, setzte der Mißionnair hinzu, daß diese Ceremonie mir Grausen verursachte; und ich hatte nicht eher, bis dahin, recht deutlich gespüret, daß ich unter Barbarn war. Ihr Gesang hat allemal etwas klägliches; hier aber kam er mir schrecklich vor. Es schien mir, als wenn sie in ihren Liedern den Kriegsgott anrufeten, den sie **Areskoui** nennen. Unerachtet er zu gleicher Zeit der Gebieter über die andern Götter, der Schöpfer und Herr der Welt ist, der Geist, der alles regiret, und nach dem Ausdrucke dieser Völker, der große Geist ist, so wird er doch besonders bey Kriegsanstalten angerufen. Sein Name ist das Feldgeschrey in der Schlacht; ja während dem Marsche wird er öfters wiederholet, um einander

aufzumuntern, und seinen Beystand zu erbitten.

Unsere muthigen Huronen, (der Mißionnair redet immer fort,) hielten die Axt in die Höhe, und hatten den Kessel aufgehangen. Unter diesen beyden Arten, den Krieg anzukündigen, ist die letzte die feyerlichste. Den Ursprung davon schreibt man dem barbarischen Gebrauche zu, daß man die Gefangenen, wenn man sie gekochet hatte, aß. Es giebt noch eine andere Art, um auszudrücken, daß man sich mit der größten Wuth schlagen will: man sagt, man wolle die Feinde fressen. Der Kessel aber wird nicht eher aufgehangen, als bis der Krieg mit verschiedenen Nationen geführet werden soll. Wenn es nur eine geringe Streitigkeit betrifft, begnüget man sich die Axt aufzuheben; und jeder Privatmann hat das Recht dazu.

Um ihre Bundsgenossen auf ihre Seite zu bringen, schicken sie ihnen das so genannte Gefäß der gesellschaftlichen Zusammentretung. Es ist dieses eine große Muschel, womit sie einander einladen, Blut zu trinken, oder nach ihrer Redensart, die Fleischbrühe der Ueberwundenen zu trinken. Selten schlagen die Wilden eine dergleichen Einladung aus;

aus; ja oft, ohne gebeten zu seyn, ist ein geringer Bewegungsgrund, besonders aber die Begierde sich zu rächen, hinlänglich sich zu entschließen: sie haben auch allezeit einige alte oder neue Beleidigungen auszumachen fertig. Ein Verlangen ihre Toden durch Gefangene zu ersetzen, oder die Seelen der Verstorbenen zu besänftigen, vielmal der Eigensinn einer einzigen Person, ein Traum, oder ein anderer Vorwand, giebt Gelegenheit, daß ein Trupp Wagehälse zu Felde zieht, der den Tag vorher nicht daran gedacht hatte. Wahr ist es, diese kleinen Unternehmungen, die ohne Bewilligung der Rathsversammlung geschehen, haben gemeiniglich wenig zu bedeuten; allein, man sieht überhaupt gern, daß die jungen Leute sich durch dergleichen Thaten üben, und die Lust zum Kriege unterhalten, als worinnen die Sicherheit der Nation besteht, und sie furchtbar machet. Man widersetzet sich daher diesen Unternehmungen ohne wichtige Ursachen, niemals: ja auch bey wichtigen Ursachen gebrauchet man nicht einmal Gewalt; denn ein jeder ist Herr von seinen Entschließungen. Befürchtet man, daß die Menge der Partheyen das Dorf schwäche, oder daß ein Volk, das man schonen will, be-

leidiget werden möchte; oder, hat man Leute zu einer geheimen Ausführung nöthig, so suchet man die Anführer unter der Hand zu vermögen, daß sie von ihrem Vorsatze abstehen. Einige suchet man durch falsch ausgestreuete Gerüchte zu schrecken; andere überredet man mit List; die hartnäckigsten gewinnet man durch Geschenke; und dieses alles fällt nicht schwer, denn vielmals ist ein bloßer Traum, er sey wahr oder erdichtet, hinlänglich, das Vorhaben des vorigen Tages zu vereiteln. Gewalt aber, oder Befehle, wendet man niemals an; man will weder die Neigung zum Kriege unterdrücken, noch der natürlichen Freyheit, worüber die Wilden so eifersüchtig sind, Eintrag thun. Gemeiniglich bestehen diese kleinen Partheyen aus sieben oder acht Personen eines Dorfes; und damit die ganze Nation in dergleichen Feindseligkeiten nicht gemenget werde, als welches verdrießliche Folgen haben könnte, so gehen sie, und bekriegen die entferntesten Völkerschaften. Sie bleiben zuweilen zwey oder drey Jahre außen, und machen einen Weg von zwey bis drey tausend Stunden, um einen Kopf zu zerschmeißen, einen Haarschopf zu holen, oder einen Menschen, den sie nicht

kennen,

kennen, zum Sclaven zu machen. Sie sehen als eine Heldenthat an, was wirklich nichts anders als ein Mord ist. Man hat mir erzählet, daß einsmals ein Irokoer, der sich in der Stille an die Palißaden eines Dorfes gewaget, und ein Kriegeslied singen gehöret hatte, zwey Wilde auf einer Art von kleinem Wachhause ansichtig geworden war. Er stieg heimlich hinauf, gab dem einen mit der Keule einen Schlag auf den Kopf, den andern wurf er zu Boden, erwürgte ihn, zog beyden die Haarschöpfe ab, und machte sich davon. Doch dergleichen Beyspiele von Verwegenheit ereignen sich selten. Ihren ordentlichen Fang thun sie auf der Jagd, oder bey der Fischerey, auch zuweilen an dem Eingange eines Holzes, wie unsere Straßenräuber. Wenn sie sich etliche Tage in dem Gebüsche versteckt gehalten haben, und jemand unglücklich genug ist, daselbst vorbey zu gehen, der an nichts weniger als an seine Vertheidigung denket, überfallen sie ihn, und bemächtigen sich seiner. Werden sie nun darüber angetroffen, so entlaufen sie, aus Furcht verfolget zu werden; denn in Ordnung sich zurück zu ziehen, kennen sie nicht; sie schmeißen den Verwundeten, oder die ihnen nicht folgen

gen können, die Köpfe ein, und nehmen nur so viel Gefangene mit sich, als sie fortzubringen im Stande sind. Haben sie Lust, einen, der ihnen überley scheint, zu verbrennen, und haben nicht Zeit genug, solches mit Bequemlichkeit zu verrichten, binden sie ihn an einen Baum, und zünden den daneben stehenden an, damit er desto länger gemartert werde. Diese auf solche Art verlassene Unglückliche sterben in der größten Raserey, entweder wegen des langsamen sie verzehrenden Feuers, oder wegen schmählichen Hungers, wenn das Feuer sich nicht genugsam entzündet, und folglich nicht Macht genug hat.

Ein Krieg, der die ganze Nation angeht, wird nicht so leicht beschlossen; Schaden, und Vortheil, werden reiflich untersuchet, und lange Zeit erwogen. Nachdem der Krieg, den unsere Huronen anfangen wollten, bestimmet war, suchte man sich mit Waffen und Lebensmitteln zu versehen; solches aber erforderte nicht viel Zeit. Die abergläubigen Ceremonien hingegen waren desto langweiliger. Derjenige, der zum Anführer ernennet wurde, dachte an die Errichtung seiner Mannschaft erst, nachdem er viele Tage gefastet hatte: binnen dieser Zeit bemalte er sich

das

das Gesicht, die Arme, Beine, und die Brust, mit schwarzer Farbe, und gieng mit niemanden um. Seine einzige Bemühung war, seinen Schutzgeist Tag und Nacht anzurufen, und auf seine eigenen Träume Achtung zu geben, welche, wie Sie wohl glauben können, allezeit so ausfielen, wie er sie wünschte.

Nachdem die Tage des Gebeths, der Fasten, und der Einsamkeit vorüber waren, versammlete der General seine Leute, und mit einem Bandeliere in der Hand, redete er sie ohngefähr also an: „Brüder, Camaraden, Kinder und Freunde, der große Geist genehmiget meine Meynung, und giebt mir ein: das Blut dessen und dessen ist noch nicht gerächet, sein Körper ist noch nicht bedecket, und ich will diese Pflicht über mich nehmen.„ Er fuhr ferner fort, die Gründe anzuführen, warum er die Waffen ergriffe; alsdenn setzte er hinzu: „ich bin daher entschlossen, in das Land der fünf Nationen einzudringen, Haarschöpfe zu holen, und Gefangene zu machen. Sollte ich bey diesem glorreichen Unternehmen umkommen, oder verliert einer von denen, die mich begleiten wollen, das Leben, so soll dieses Halsband die Belohnung dessen seyn, der die Beerdigung der Todten besorgen

wird,

wird, und auf solche Art werden wir nicht in dem Staube liegen bleiben.„ Beym Schlusse, legte er sein Bandelier auf die Erde; und derjenige, der es aufhub, erklärete sich als seinen Lieutenant, dankete ihm auch für den Eifer, den er blicken ließ, seine Brüder zu rächen, und die Ehre des Vaterlandes zu retten.

Man ließ hierauf Wasser warm machen, das Gesicht des Generals zu waschen, und ihm die gemalte Larve abzunehmen. Man machte seine Haare zu rechte, schmierte sie ein, und kämmte sie. Man bemalte ihm das Gesicht mit andern Farben; und zog ihm sein bestes Kleid an. In diesem Anputze fieng er an, in einem kläglichen Tone sein Sterbelied zu singen. Diejenigen Krieger, die sich erboten hatten, ihn zu begleiten, denn man zwingt niemanden, sangen hernach, einer nach dem andern, auch ein Kriegeslied. Ein jeder hat dabey einen besondern Gesang für sich, und seine Familie, welchen kein anderer zu singen die Erlaubniß hat.

Nach diesen Anstalten begab sich der General in die Rathsversammlung der Nation, um seine Absicht vorzutragen, und diese zog sie in Erwägung. Das Unternehmen wurde

aufs

aufs neue gebilliget; der General aber gab ein Gastgebot, wo ein Hund, als das einzige Gerichte, aufgetragen wurde. Ehe man noch das Thier in den Kessel that, weihete man es dem Gotte der Schlachten, und das Fest wurde etliche Tage wiederholet. Anstatt daß ein Andachtstrieb die Seele dieser Opfer seyn sollte, war solche vielmehr Wuth und Raserey: der Wilden Einbildungskraft erhitzte sich bey dem Anblicke dieses Gastgebotes, und sie glaubten das Fleisch ihrer Feinde zu verzehren; sie schienen kein größeres Vergnügen zu empfinden, als ihre Verachtung gegen selbige an den Tag zu legen, und sie mit Hunden zu vergleichen: sie geben auch ihren Sclaven keinen andern Namen. Zu dieser Gesellschaft kamen die übrigen Krieger, welche alle auf eine so abscheuliche und närrischte Art gemalet waren, daß man sich vor ihnen hätte fürchten mögen.

Ich muß noch anmerken, daß bey einem jeden Gastgebote der Anführer, oder der erste Hauptmann, eine Rede hielt, worinnen er zwar von sich mit aller Bescheidenheit sprach, von denjenigen aber, die in dem Kriege geblieben waren, und derer Tod man durch der Feinde Blut rächen sollte, ermangelte er nicht,

groſe

große Lobeserhebungen zu machen. Sie waren Männer, sagte er; wie haben wir sie vergessen, und so lange auf unseren Matten ruhig liegen können? Ihr jungen Leute verdoppelt euern Muth, machet euere Haare zurecht, malet euere Gesichter, haltet euere Bogen fertig, füllet euere Köcher, laßt die Wälder von euerem Kriegsgeschreye ertönen; laßt uns unsere Toden befriedigen, wir wollen ihnen melden, daß wir sie gerächet haben. Hierauf wendete er sich an den Gott des Krieges. Ich rufe dich an, fuhr er fort, du wolleſt mein Unternehmen begünstigen; auch alle gute und böse Geister flehe ich an, alle die in den Lüften, und auf der Erde sind, daß sie mich, und die von meiner Parthey, behüten, damit wir nach einer glücklich vollendeten Reise siegreich wieder in unsere Hütten kehren.

Nach geschehenen frolockendem Beyfalle, den diese Rede nothwendig erwecken mußte, fiengen die Wilden ihre Krieges-Tänze an. Der Anführer schlug mit seiner Streitkolbe an die Thürpfosten seiner Hütte, und die andern alle antworteten ihm auf gleiche Weise: dieses zeigete eine öffentliche Erklärung ihres Entschlusses an, daß sie ihm folgen wollten.

Etliche

Etliche schwungen ihre Waffen, und stelleten sich, als ob sie einem der Anwesenden einen Streich beybrächten, um darzuthun, daß sie auf dergleichen Art ihre Feinde schon getödet, oder erschlagen hätten. Es ist aber keinem erlaubet, sich auf diese Weise zu gebärden, als der schon Heldenthaten gethan hat; und dennoch muß er demjenigen, dem er dergleichen Beleidigung anthut, sogleich ein Geschenk geben.

Der General trat mitten in die Versammelung hervor, hatte seinen Streitkolben in der Hand, und fieng wieder an zu singen. Seine Soldaten antworteten in eben dem Tone, und schwuren, entweder zu siegen, oder umzukommen. Dergleichen Verbindung zwingt sie jedoch zu keiner Unterwürfigkeit: es kommt blos darauf an, daß sie sich anheischig machen, einig und tapfer zu seyn. Diejenigen, die mit zu Felde gehen wollen, überreichen dem Oberhaupte ein Stück Holz mit einem besonderen Zeichen, und wer alsdenn sein Wort zurück nähme, wäre auf immer verunehret. Vor diesem war der Gebrauch im Lande, daß das Dorf denjenigen am Leben strafete, der sein Versprechen nicht hielt. Unerachtet dieses Gesetz heut zu Tage nicht so

genau erfüllet wird, so finden sich doch Beyspiele von Strenge: man hat Anführer gesehen, welche denjenigen, die ihre Fahne verlassen hatten, den Kopf mit kaltem Blute eingeschlagen haben. Ich komme aber wieder auf unsere Huronen.

Man war bedacht, sich nach geschehener Rückkehr aus dem Feldzuge, Gefangene zu verschaffen. Dem Generale wurden Geschenke gemacht, der denn sein Wort gab, daß er, in Ermangelung der Gefangenen, allen denen Haarschöpfe verwilligen wollte, die diesen Vorzug verdienen würden. Nunmehr wurden, bis zur Abreise der Krieger, die Nächte mit Singen, die Tage aber mit Anstalten, zugebracht. Geschieht der Marsch zu Wasser, so erbauet man Kähne, oder bessert sie aus: im Winter sorget man für bretterne Schuhe, um auf dem Schnee zu gehen, und für Schlitten, um das Gepäcke, die Kranken, und die Verwundeten, fortzubringen. Ein einziger Wilder ist hinlänglich, ein dergleichen Fuhrwerk, vermittelst eines breiten ledernen Riemens, den er über die Brust machet, zu ziehen. Die Weiber bedienen sich dieser Bänder, um ihre Kinder zu tragen; sie befestigen sie aber vorne an der Stirne.

Die

Die bretternen Schuhe unserer Wilden gleichen, bis auf einen geringen Unterschied, denen Schlittschuhen, die sie vielleicht bey den Lappländern und Samojeden werden gesehen haben. Ihre Kähne sind nichts anders, als große Stämme von Eichbäumen, ausgehohlet, und dreyßig oder vierzig Fuß lang. Vor diesem bediente man sich des Feuers, diese Bäume auszuhohlen; seit einiger Zeit aber haben sie gelernet, die ihnen von uns aus Europa mitgebrachten Werkzeuge sehr geschickt und künstlich zu brauchen. Diese Kähne können etwa funfzehen oder zwanzig Personen fassen; und die Huronen wissen so gut damit umzugehen, daß man sie sieht den Fluß, wider den Strom, mit unglaublicher Geschwindigkeit hinauf fahren.

Endlich erschien der Tag der Abreise; und der Abschied von den Kriegern erfolgete mit Bezeigung der lebhaftesten Zärtlichkeit. Jedermann wollte ein Zeichen ihrer Freundschaft haben, oder etwas zurück behalten, das sie gebrauchet hatten. Man tauschte ihre Kleider und Decken ein; mancher, ehe er zum Dorfe hinaus kam, wurde zwanzig und dreyßigmal ausgezogen, nach Beschaffenheit des Grades der Hochachtung, die er unter

den Seinigen hatte, oder der Anzahl von Freunden und Bekannten in dem Flecken.

Alle Soldaten hatten sich bey dem Generale versammelt, dieser aber war seit der Zeit, daß er diesen Titel führete, nicht aus den Waffen gekommen. Er gieng singend aus seiner Hütte; und nach einer kurzen, aber nachdrücklichen Anrede folgten sie ihm unter dem tiefsten Stillschweigen. In einiger Entfernung von dem Dorfe wurde aus dem kleinen Gewehre Salve gegeben, und der Anführer fuhr fort zu singen, bis er außer dem Bezirk der Wohnungen kam. Diese Ordnung wurde jeden Tag, wenn sie ausmarschirten, beobachtet. Die Weiber mußten nebst den Vorräthen voraus gehen; und wenn die Männer sie eingeholet hatten, gaben sie ihnen ihre Kleider, und giengen fast nackend, denn es war mitten im Sommer.

Seitdem die Franzosen den Huronen Schießgewehr mitgebracht haben, haben sie ihre Bogen, Pfeile, und Wurfspieße abgeschaffet, und nichts als den Streitkolben behalten. Dieser besteht in einer kleinen Keule von sehr hartem Holze, die auf der einen Seite einen runden Kopf hat, auf der andern aber schneidend ist. Um einander zu erken-

erkennen, und sich zusammen zu finden, haben sie eine Art von Fahnen, aus Baumrinde gemachet, auf welchen das Zeichen der Nation, oder ihres Dorfes, ihrer Familie, oder ihres Generals, steht. Diese Fahnen tragen sie an einer Stange; und einem jeden steht frey zu nehmen, welche er will.

Jeder Krieger führet auch ein Sinnbild, welches seinen Schutzgeist vorstellet. Diese Völker glauben, daß jedermann den seinigen habe, so wie wir, unsere Schutzengel. Bey den Huronen nennet man ihn, Okki, und in der Algonquinischen Sprache, Manitou. An diesen wendet man sich in gefährlichen Vorfällen, oder wenn man eine besondere Gewogenheit zu erbitten hat. Allein diese Leute glauben nicht, wie wir, daß der wohlthuende Geist sie gleich, von ihrer Geburt an, in seinen Schutz nehme. Es wird dieses eine Belohnung, die man verdienen muß, und zu welcher man sich erst durch allerhand Zubereitungen geschickt machet. Vor allen Dingen wird dem Candidaten der Kopf geschwärzet; hernach läßt man ihn etliche Tage fasten, während welcher Zeit der künftige Schutzgeist sich ihm durch Träume offenbaren muß. Das vom Fasten erhitzte Ge-

hirn ermangelt auch nicht Träume von aller-hand Sorten hervor zu bringen, und der Manitou giebt sich unter einem gewissen Sinnbilde zu erkennen. Bald erscheint er unter der Gestalt eines Fußes von einem Thiere; bald als ein Kriegesinstrument; bald als ein Baum, ein Stein, ein Stück Holz, u. s. w.

Unter was nun für einer Figur der Geist sich zeiget, dieselbige behält man sorgfältig; man zeichnet sie auf den Leib, auf die Waffen, Fahnen, u. s. w. Man glaubet zuversichtlich, daß jedes Ding in der Natur seinen Okki, oder seinen Manitou habe. Die Anzahl ist nicht bestimmet; die Einbildung sieht ihrer bey allen Dingen in der Natur, noch mehr aber bey solchen, derer Triebfedern unbekannt sind. Sie werden in verschiedene Classen eingetheilet, und sie haben ihre besondern Eigenschaften. Alles was die Vernunft dieser guten Leute übersteigt, muß einen Schutzgeist von einem hohen Range haben; und der ordentliche Ausdruck dabey ist; es ist ein Geist. Er wird ferner denen zugeeignet, die sich durch Kenntnisse, Fähigkeiten, oder ausserordentliche Handlungen hervorthun: dieß sind Geister, das heißt,

derglei-

dergleichen Leute werden von einem Manitou eines höhern Ranges regiret. Die Priester Zauberer, und Gauckelspieler, denn diese drey Worte sind hier zu Lande einerley, rühmen sich, daß ihre Schutzgeister den Rang über die von andern Menschen hätten. Sie haben es wißen dahin zu bringen, daß sie die Wilden überredet haben, sie empfänden entzückende Eingebungen, worinnen ihr Schutzgeist ihnen das Zukünftige entdeckte, und die entferntesten Dinge zum voraus sagte. Die Weiber haben auch ihre Manitous; sie legen den ihrigen aber nicht so viel Ansehen bey, wie die Männer. Dieses scheint wider die Gewohnheit anderer Länder zu seyn, wo das schwächste Geschlecht gemeiniglich am abergläubigsten ist.

Die Aufbehaltung dieser Sinnbilder machet die hauptsächlichste und sorgfältigste Beschäfftigung unserer Wilden aus. Man thut sie in einen Sack von Schilfe, der mit verschiedenen Farben bemalet ist, und läßt sie unter einer Bedeckung der Aeltesten und Tapfersten, jeder Familie vor dem Truppe hertragen. Man hält es als einen ganz besondern Vorzug, wer diesen Sack tragen darf: ein solcher erlangt das Recht der An-

wartschaft, das Commando zu führen, im Falle der General und sein Lieutenant in der Schlacht bleiben. Die Bundeslade bey den Hebräern, und der Franzosen berühmte Reichsstandarte, (oriflamme,) wurden in ihrem Lager nicht so verehret, als bey den Huronen der Sack der Manitous. Der Gebrauch ist, daß man sie in eine kleine Verschanzung, mit Palißaden umgeben, niederleget, und früh und Abends anrufet. Diese Religionshandlung vertreibet alle Furcht; und die Armee marschiret, und schläft unter dem Schutze dieser Geister ruhig.

Unerachtet man diesen Geistern überhaupt solche Namen beylegt, die dem höchsten Wesen zukommen, so vermenget man sie doch niemals mit diesem erstem Geiste. Sie sind nur untergeordnete Geister, bey welchen die Wilden größtentheils einen schlimmen Character zu entdecken glauben, der mehr geneigt ist, Böses als Gutes zu thun.

Unsere Krieger, auf ihrem Marsche, machten nur kleine Tagereisen. Alles was sie unter Weges antrafen, sahen sie als Vorbedeutungen an; sie hatten, wie die Argonauten, ihren Orpheus, und Mopsus, das ist, ihre Gauckler bey sich, welche nach gewissen

wissen Regeln gute oder schlimme Auslegungen machten, und den Marsch aufhielten, oder beschleinigten, wie sie wollten. So lange man in keinem verdächtigen Lande zu seyn glaubte, brauchte niemand einige Vorsicht; ein jeder gieng für sich auf die Jagd, und selten fand man ihrer etliche beysammen. Allein man mochte sich auch noch so weit verlaufen haben, so kam doch jedermann wieder zusammen zu der Stunde, und an dem Orte, der von dem Oberhaupte vorgeschrieben war. Diese Leute haben eine vortrefliche Gabe, die einem natürlichen Antriebe bey kommt, daß sie alle Wege leicht finden, auch überall wissen, wo sie sind. In den dickſten Wäldern, und bey der düsterſten Zeit gehen sie gerade zu, wohin sie wollen, und nehmen ihren Weg so sicher, als wenn sie einen Compaß hätten.

Ein anderes noch vortreflicheres Talent besitzen sie in der größten Vollkommenheit: sie erkennen sogleich, ob jemand an einem Orte vorüber gegangen ist. Auf dem kürzesten Grase, auf dem härtesten Erdboden, ja auf Steinen, entdecken sie untrügliche Merkmale, und unterscheiden die Fußtapfen nicht nur der Männer und Weiber, sondern

auch der unterschiedenen Völker. Aus der Figur, wie die Tritte gekehret sind, aus den Füßen, auf was Art solche aus einander stehen, werden sie auf den ersten Blik, ohne sich zu irren, sagen, von welcher Nation, von was für einem Geschlechte, von welchem Alter, von was für Gestalt die Personen sind, derer Fußtapfen sie sehen, und wie lange es ist, daß solche gemachet worden sind. Sind es Leute von ihrer Bekanntschaft gewesen, so sagen sie gleich, es sind die Tritte von diesem, oder jener. Scheint ihnen der Ort verdächtig, als habe er zu einer verliebten Zusammenkunft gedienet, sind sie schalkhaft genug, das Gras daselbst abzuschneiden, um anzuzeigen, was der Mund mit Wohlstande nicht sagen kann. Diese Sprache versteht jedermann; und es geschieht selten, daß man sich irret.

So bald man auf feindlichen Boden angelanget war, wurde ein großes Gastgebot gegeben; nach selbigem aber schlief ein jedes ein. Beym Erwachen, wollten diejenigen, welche sich ihrer Träume erinnerten, sie auslegen lassen. Kann sie nun niemand errathen, so steht denen, welche sie gehabt haben, frey, in ihr Dorf zurück zu kehren: dieses

ist

ist, wie sie sehen, kein geringes Hülfsmittel für die Verzagten.

Nach neuen geschehenen Anrufungen, begab man sich wieder auf den Marsch. An dem Orte, wo man über Nacht bleiben wollte, war das Lager bald aufgeschlagen. Einige legten ihre Kähne auf die Seite, um vor dem Winde sicher zu seyn; andere steckten Reiser in den Sand am Ufer, oder legten sich auf ihre Matten. Einige trugen birkene Rinden bey sich, die wie Papier zusammen gerollet waren, womit sie eine Art von Zelte gar bald zusammen gebauet hatten, Die Jüngsten unter dem Truppe müßen, wenn keine Weiber da sind, Feuer anmachen, und den Kessel kochen lassen.

Beym Eintritte der Nacht ermangelte man niemals, Läufer auszuschicken, die sich erkundigen mußten, ob man noch weit vom Feinde wäre. So bald man ihn nur in der Entfernung durch den Geruch seines Rauches entdecket hatte, wurde Kriegsrath gehalten; und in der Absicht, ihn im Schlafe zu überfallen, entschloß man sich, noch vor des Tages Anbruche auf ihn los zu gehen. Die ganze Nacht blieb man auf dem Bauche liegen, ohne den Platz zu verändern; und in

eben

eben dieser Stellung, näherte man sich dem Feinde, auf Händen und Füßen kriechend, bis auf einen Flintenschuß. Hier richteten sich alle auf einmal in die Höhe: der Anführer gab das Zeichen, und der ganze Haufen antwortete durch ein entsetzliches Geheul. Zu gleicher Zeit wurde das erstemal Feuer gegeben, und ohne den Irokoern Zeit zu lassen, sich zu besinnen, fiel der ganze Trupp, mit der Keule in der Hand, auf sie los. Das Handgemenge war blutig; allein die Huronen behielten das Feld.

Nach der Schlacht nahm man den Todten und Verwundeten die Haarschöpfe ab; Gefangene aber machte man nicht eher, als bis der Feind in völliger Flucht begriffen war. Man verfolgte die Flüchtlinge, und bekam verschiedene, die sich willig ergaben. Andere vertheidigten sich, und veranlasseten dadurch kleine besondere Gefechte. Bey dergleichen Gelegenheit ist ihnen erlaubt, weil die Anzahl nicht groß ist, sich, so zu sagen, Mann für Mann zu schlagen, so wie es die Helden der Iliade und der Eneide machten. Vielmal kennen sie einander; sie reden zusammen, fragen nach beyderseitigen Befinden, bewillkommen einander, und töden einander erst

nach

nach abgestatteten Complimenten. Es machet dieses die Kriegesgespräche in dem Homer und Virgil wahrscheinlich.

Die Gefangenen, welche ihrer Wunden wegen nicht konnten fortgebracht werden, wurden auf dem Schlachtfelde verbrennet; und ihre Hinrichtung geschah gleich in der ersten Hitze, nach erhaltenem Siege. Sie hatten auf diese Art weniger auszustehen, als die andern, denen eine langwierigere Strafe aufbehalten war. Man hatte außerordentliche Sorgfalt diese letzteren verwahrlich aufzubehalten. Am Tage wurden sie mit dem Halse und mit den Armen an eine Pfoste des Kahnes gebunden: die traurigste Zeit aber für sie war des Nachts. Man legte sie nackend mit dem Rücken auf die Erde, und schlug vier Pfähle bey jedem Gefangenen ein. An diese wurden sie mit den Händen und Beinen, kreuzweis ausgestrecket, angebunden, und an einen fünften Pfahl war ein Ring gemachet, der den Gefangenen bey dem Halse hielt. Endlich, mitten um den Leib, schnürte man sie mit einem Gurte, dessen beyde Enden derjenige, der die Aufsicht über sie hatte, die Zeit über da er schlief, unter seinen Kopf legte, damit er gleich bey der geringsten Bewegung,

wegung, die der Gefangene machte, aufwachte. Diese grausame Stellung, eine ganze Nacht hindurch, wird weit schrecklicher zur Zeit der Mücken. Es ist nicht auszusprechen, wie groß die Plage dieser Thiere ist, welche Millionenweise herumfliegen, und nicht aufhören ihren Stachel bis auf das Leben einzustoßen, da denn bey jedem Stiche der zurückgelassene Gift eine Entzündung, und ein unerträgliches Jucken verursachet.

Nachdem sich unsere Huronen der Gefangenen genugsam versichert hatten, erfuhren sie durch die Läufer, daß ein ansehnlicher Trupp Irokoer sich verschanzet, und sein Lager befestiget hatte, daher sie sich entschlossen, solches den andern Morgen anzugreifen. Es fällt schwer, den traurigen Anblick zu beschreiben, welchen der Angriff und die **Einnahme einer Festung** bey den Wilden machen. Da die Palissaden blos hölzern, die Hütten aber von Baumrinde sind, so mag man die Belagerer auch noch so sehr durch Ströme von Pfeilen abhalten wollen, das ganze Dorf wird dennoch durch ihre entzündeten Pfeile in Flammen und Asche gesetzet. Ohne die geringste Furcht rücken sie an, vermittelst einer Art breterner Schilder, und

kommen

kommen unter selbigen bis an den Fuß der Palissaden. Ich habe auf solche Art unsre Huronen die Verschanzung der Feinde übersteigen gesehen, und sich des Platzes bemächtigen, ungeachtet die Pfeile von allen Seiten auf sie fielen, wie ein Platzregen. Stellen Sie sich diese Ueberwinder, schwarz und roth bemalet, zum Fürchten vor, und stolz auf ihren Sieg, wie Rasende herumlaufen, die ihren Triumph besingen, und unter entsetzlichem Geschreye den Ueberwundenen grausam mitspielen. Alles was unter ihre Hände fiel, wurde ihrer Wuth aufgeopfert: alles wurde in der ersten Hitze niedergemachet, oder in Feuer und Flammen verwandelt. Die Irokoer andererseits, die wohl wußten, was sie von der Wildheit ihrer Ueberwinder zu erwarten hatten, und lieber sterben, als den abscheulichsten Martern ausgesetzet seyn wollten, thaten Wunder von Tapferkeit. Angetrieben von Rache und Verzweifelung, suchten sie ihren Tod in dem Tode ihrer Feinde, und wichen nicht eher, bis sie ganz entkräftet der allzu großen Menge nachgeben mußten, und keine Möglichkeit mehr sahen, sich länger zu wehren.

Weil die Huronen die große Anzahl Gefangener nicht behalten konnten, sonderten sie sie in zwey Haufen ab. Der eine wurde der Krieger Wuth aufgeopfert; den andern behielten sie zur Vertheilung. Die alten, ihrer Jahre wegen unbrauchbaren Leute, die Kinder, und die Kranken, als auf dem Marsche beschwerlich, nebst etlichen tapfern Streitern, die sich noch furchtbar hätten machen können, mußten die unglücklichen Schlachtopfer seyn, welche die Huronen ihrem Grimme, und einer falschen Vorsicht aufopferten. Viele wurden verbrennet, noch eher man das Lager verließ; und alle Abende wurden etliche andere geschlachtet.„

Der Mißionnair, der seine Erzählung hier unterbrach, zeigte mir einen Wilden, der im Dunkeln um eine Hütte herumschlich, wo ein ziemlich hübsches Mägdgen hineingegangen war. Ich verstehe Sie, sagte ich zu dem Jesuiten; dieser junge Mensch wartet, bis es vollends Nacht wird, um mit dem Schwefelholze zu laufen. Sie wissen also, antwortete der Mißionnair, was diese Redensart sagen will? Ich habe irgendwo gelesen, versetzte ich, daß die Canadier diesen Namen ihren nächtlichen Ausschweifungen bey-

beylegen. Und in der That, wenn man den Reisenden Glauben beymessen darf, so redet man in diesem Lande mit einem Mägdgen niemals von Liebe, am wenigsten den Tag über: mit dem Schwefelholze laufen, ist der einzige Ausdruck, um ihnen zu sagen, daß man sie liebe, und wodurch man erfähret ob man von ihnen geliebet werde. Wer ihnen eine andere Liebeserklärung machte, gegen den würden sie die größten Schimpfworte ausstoßen. Weil aber die Hütten beständig offen sind, so gar des Nachts, so wartet ein junger Wilder, um hinein zu gehen, bis daß das Feuer zugedecket ist, und jedermann sich schlafen geleget hat. Alsdenn erscheint er mit einem angezündeten Stückgen Holze, und nähert sich dem Mägdgen, welche vermuthlich nicht schläft. Wird er nicht wohl aufgenommen, so geht er ganz still wieder fort. Zuweilen erlaubet sie dem Liebhaber, sich auf ihr Bette zu setzen, blos um mit ihr zu schwatzen: kommt aber ein anderer, den sie mehr nach ihrem Geschmacke findt, so bläst sie selbigem sein Holz aus, das heißt so viel, sie hat Lust, sich mit ihm einzulassen.

Ich bin u. s. w.

Quebec, den 1 März, 1749.

Bayerische Staatsbibliothek München

Der 101 Brief.

Fortsetzung von Canada.

Ich fahre in meiner Unterredung mit dem Mißionnaire fort, Madame, da er ohne weiteres Bitten so höflich war, alle meine Fragen wegen der Sitten, Gewohnheiten, und Gebräuche der Huronen, zu beantworten. Bey Gelegenheit der kleinen Liebesgeschichte wovon wir Zeugen gewesen waren, unterhielt er mich von ihren Heurathen. „Die Mägdgen, sagte er, haben keinen sonderlichen Trieb zu dieser Verbindung, weil ihnen, wie Sie gesehen haben, frey steht, die Proben davon zu machen, so oft sie wollen: die Hochzeitceremonie aber machet ihren Zustand nur unangenehmer. So lange sie unverheurathet sind, darf man ihnen nichts sagen; sie sind vermöge des Rechts der natürlichen Freyheit Gebieterinn über sich selbst; da hingegen die Weiber, weil sie ihre Männer verlassen können, wenn sie wollen, den Ehebruch verabscheuen. Jedoch versteht sich dieses mit einigen Ausnahmen; denn so viel Freyheit auch die huronischen Mägdgen haben,

so

so nehmen sie doch gewisse Anständigkeiten unverbrüchlich in Acht. Sie vermeiden sorgfältig, mit Personen vom andern Geschlechte öffentlich zu reden, weil dergleichen Gespräche so gleich verdächtig scheinen würden. Sie gehen sittsam einher, und sind äußerst bemühet, ihren guten Ruf zu erhalten, aus Furcht nicht verheurathet zu werden, sie müßten denn nicht die geringste Klugheit besitzen; oder sich dem lüderlichen Leben völlig überlassen haben. Was die Verheuratheten anbelangt, so weis eine Frau, die sich in jemanden verliebt, oder die sich an ihrem Manne rächen will, eben so gut als anderwärts, die den Franzosinnen so bekannte Kunst, einen Unterredungsort anzugeben, und sich ihrem Liebhaber günstig zu erweisen. Doch muß man bekennen, daß, wider die bey uns eingeführte Gewohnheit, die Huroninnen mehr Sittsamkeit beobachten, nachdem sie verheurathet sind, als vorher.

In Ansehung der **Verehelichung mit Verwandten**, nehmen es diese Völker so genau, daß auch der entfernteste Grad der Verwandtschaft zur Hinderung wird. Doch muß der Mann, nach seiner Frau Tode, ihre Schwester heurathen, oder, in deren Ermangelung,

gelung, diejenige, welche die Verwandten der Verstorbenen ihm vorschlagen. Die Frau befindt sich in eben dem Falle mit ihres Mannes Brüdern, insonderheit wenn sie keine Kinder von ihm gehabt hat. Ein Wittwer, der die Schwester, oder Verwandte seiner Frau ausschlüge, müßte sich alle mögliche Rache von ihr gefallen lassen. Was die persönlichen Eigenschafften der Verheurathen anbelangt, so verlangt man von einem jungen Menschen, daß er beherzt, ein guter Kriegsmann, und ein geschickter Jäger sey; von einem Mägdgen, daß sie in gutem Rufe stehe, farbeitsam sey, und Lehre annehme. Man wird bey dieser Wahl betrogen, wie in dem übrigen: eine gute Frau ist in Amerika so rar, wie in Europa.

Unter den Aeltern beyder Familien werden die Heurathen abgehandelt; allein, unerachtet die jungen Leute an der Verabredung keinen Antheil nehmen, so wird doch nichts ohne ihre Einwilligung geschlossen. Gemeiniglich überlassen sie sich dem Willen derer jenigen, denen sie unterthänig sind; oder vielmehr, sie sind ihrem Vater, und ihrer Mutter nicht unterworfen, als bey dieser Gelegenheit; die einzige vielleicht, wo sie es

nicht

nicht seyn sollten. Die ersten Unterhandlungen geschehen durch alte Matronen, und fast niemals durch des Mägdgens Aeltern. Das Mägdgen muß warten bis man sie verlanget, und um sie anwirbt. Währet es zu lange, und niemand fragt nach ihr, so lassen es diese Matronen an Bemühungen nicht fehlen, um unter der Hand anständige Partien auszuforschen; sie wenden aber dabey alle mögliche Vorsicht an.

So bald die Heurath beschlossen ist, so überschicken des jungen Menschen Aeltern Geschenke; unter welchen einige sind, die weniger Freundschafftsproben, als vielmehr Anzeigen von der Sclaverey vorstellen, in welche die junge Frau versetzet werden wird: dahin gehören, das Trageband, der Kessel, und ein Scheit Holz. Man will dadurch zu verstehen geben, daß sie schwere Sachen tragen, die Küche besorgen, und Holz vorräthig anschaffen soll: an einigen Oertern ist so gar gebräuchlich, daß sie zum Voraus alles Holz, das man auf den nächsten Winter braucht, in das Haus liefert. Der junge Ehemann seinerseits hat auch Pflichten und Beschwerlichkeiten. Ausser der Jagd, und Fischerey, zweyerley Berufs Arbeit, die Zeitlebens dau-

ert, muß er der Frau eine Matte flechten, eine Hütte für sie bauen, und alles erlegte Wildpret dahin bringen.

Werden die Geschenke angenommen, so ist der Contract so gut als gemachet, und die Heurath geschlossen. Der Bräutigam begiebt sich alsdenn beym Eintritte der Nacht, unter Begleitung seiner ganzen Familie, in das Haus der Braut. Kaum ist er daselbst angekommen, so muß er sich auf eine Matte niedersetzen, die Braut bringt eine Schüssel mit Brey vor ihn hin, und setzt sich an seine Seite. Sie sagt ihm nicht allein nichts, sondern kehrt ihm auch ein wenig den Rücken zu, und wickelt sich aus Schamhaftigkeit und Bescheidenheit in ihre Decke. Der Bräutigam ißt von dem ihm vorgesetzten, einen Augenblick hernach geht er fort, und dieß ist es, worinnen die ganze Verlobungsceremonie besteht. Die Schüßel mit Breye, welche das Mägdgen ihrem künftigem Manne anbietet, wird als die neue Verbindlichkeit, die sie eingeht, angesehen, um Vorräthe anzuschaffen, und das Eßen zu machen.

Die Hochzeitfeyer besteht in Festen und Ergötzlichkeiten, das ist, in Singen,

Sprin-

Springen, Eßen und Trinken. In des Bräutigams Hütte wird gegeßen; aber die Braut muß die Kosten dazu hergeben, und das Fleisch und Mehl, das in den Kessel kommt, selbst liefern. Die Zeit über, da sich alle lustig machen, darf das Brautpaar nicht thun, als ob es Theil an der Freude nähme; insonderheit die Braut muß sich ernsthaft und traurig stellen, damit man nicht glauben möge, als kenne sie den Werth der Jungfrauschaft nicht genugsam, in dem Augenblicke, da sie solche verlieren soll. Man sagt so gar, es gäbe Oerter, wo die Braut das erste Jahr nach der Hochzeit hinbringt, ohne den Ehestand zu vollziehen. Auch nur der einer jungen Ehefrau geschehene Antrag, sich des ehelichen Rechtes vor Verlauf des Jahres zu bedienen, wäre eine Beleidigung, und ein Beweis, daß man sich mehr der sinnlichen Lust wegen, als aus Liebe, mit ihr verbunden habe. Dieser Ruhm, wenn es einer ist, einem so lächerlichen Gebrauche zu folgen, ist um so viel schwerer zu erlangen, da die neuen Eheleute alle Nachte beysammen schlafen. Wahr ist es, die Aeltern sind überaus wachsam, und unterhalten beständig Feuer, um gewiß zu seyn, daß nichts wider

die vorgeschriebene Ordnung vorgehe. Es ist mehr als einmal geschehen, daß ein junger Ehemann, weniger enthaltsam als der alte Arbrißel, nicht genug Achtung für die alte Gewohnheit gehabt hat, und sich das Beyspiel der Europäer hat wollen zu Nutzen machen. Darüber ist die junge Frau dergestalt aufgebracht worden, daß sie ihren vorwitzigen Mann niemals hat wieder sehen wollen, ungeachtet sie vorher, bey der Verheurathung, Neigung genug für ihn hat spüren laßen; ja man hat sich genöthiget gesehen, sie zu scheiden. In denen Gegenden, wo auch diese Gewohnheit nicht mehr eingeführet ist, würde man doch mit Befremdung wahrnehmen, wenn eine junge Frau in dem ersten Jahre ihrer Verheurathung schwanger wäre; ihr guter Name würde dabey leiden; und in gewissen Landschaften wies man auf sie mit Fingern.

In andern Provinzen ist der Mann berechtiget, seiner Frau, wenn sie die Ehe gebrochen hat, oder davon laufen will, die Nase abzuschneiden; hier aber kann man einander mit beyderseitiger Genehmhaltung verlaßen, und beyde Eheleute haben die Freyheit, sich anderwärts zu verheurathen.

Es

Es können sich diese Völker nicht vorstellen, wie dießfalls die geringste Schwierigkeit zu machen möglich sey. Einer von ihnen sagte zu einem Mißionnaire, der ihm das Unanständige dieser Trennung begreiflich machen wollte: ich, und meine Frau, wir konnten nicht einig zusammen leben; mein Nachbar war in eben dem Falle; wir haben mit unsern Weibern getauschet, und wir sind alle viere zufrieden. Was kann vernünftiger seyn, fuhr er fort, als sich wechselsweise glücklich zu machen, wenn man es mit so leichter Mühe werden kann, und niemanden Unrecht geschieht?

Die Ehescheidung ist also bey den Huronen erlaubt, vornehmlich in wichtigen Fällen; als, bey einer bestätigten Untreue, bey mürrischem Wesen der Eheleute, wenn keine Nachsicht unter ihnen statt findet, oder bey einer beharrlichen Begünstigung derjenigen in der Familie, von denen sie sich regiren lassen. Die Eifersucht, und Unbeständigkeit, sind auch noch Gelegenheiten, zu brechen. Wenn sie Kinder haben, so glaubt der Mann berechtiget zu seyn, die Söhne zu sich zu nehmen; allein die Mütter machen ihnen dieses Recht streitig, und behalten sie

fast allezeit. Die Kinder selbst scheinen über die Beschimpfung, daß der Vater die Mutter verläßt, empfindlich zu seyn. Eine Frau, die ihren Mann einer Untreue wegen in Verdacht hat, ist im Stande alle Arten von Vergehungen wider ihre Nebenbuhlerinn vorzunehmen, ohne daß der Mann wagen darf, sie zu vertheidigen: durch den geringsten Schein von Unwillen würde er sich verunehren. Eine verdrüßliche oder argwöhnische Frau geht ihrer Nebenbuhlerinn bey der Rückkunft von der Jagd entgegen, und nimt ihr ohne Complimente alle ihr Wildpret weg. Der Hurone sieht es, und sagt nicht ein Wort: die Frau bedienet sich ihres Rechts, und er nimt weiter keinen Theil daran. Ist die Frau noch nicht zu frieden, sondern plagt ihren Mann ferner durch mürrisches Bezeigen, oder durch Vorwürfe, so übergeht es dieser mit Stillschweigen: er untersteht sich nicht, seiner Frau Verweise zu geben, noch weniger sie zu schlagen; allein, von ihren übelen Begegnungen ermüdet, scheidet er sich von ihr, und verläßt sie auf immer.

Ist es die Frau, welche sich wegen Untreue verdächtig' machet, so verbirgt der Mann seine Eifersucht, so lange als er kann,

und rechnet sich zur Ehre, nicht empfindlich darüber zu scheinen: er verweilet aber nicht, die ihm erwiesene Untreu, doppelt zu rächen; ja er versetzt seine Frau endlich in die Nothwendigkeit, daß sie mit weniger Mühe erduldet, wenn er sie verläßt, und sie fortschicket. Zuweilen aber treibt ein aufgebrachter Mann seine Rachgier viel weiter: zum Beweise kann dienen, was mir einer unserer Mißionnaire erzählet hat, welches ich hier von Wort zu Wort wiederhole.

„Ein von seiner Frau unzufriedener Wilder, der aber seinen Unwillen nicht merken ließ, gieng mit ihr zur gewöhnlichen Zeit auf die Jagd. Es war ein gutes Jahr, das Wildpret war im Ueberflusse vorhanden, und der Mann war ein guter Jäger. Dem ungeachtet stellte er sich, als wenn er nichts antreffen könnte, und wendete vor, es müßte ihm jemand einen Possen gethan haben. Die Jahreszeit war schon ziemlich verstrichen, die Vorräthe verzehret, und die Frau hatte bereits großen Hunger ausgestanden. Der Mann, der sie auf diese Art lang geplaget hatte, gab vor, es hätte ihm geträumet, er solle die Bezauberung, die sie in diese äußerste Noth versetzte, heben. Dieß, sagte er,

bestün-

bestünde darinnen, daß er bey Nachtzeit die Hütte seiner Frau anfallen, solche als ein Kriegesfeind bestürmen, seine Frau gefangen nehmen, und als eine Sclavinn behandeln solle. Die Frau, die diesen Traum als einen Spaß ansah, widersetzte sich nicht, sondern munterte den Mann vielmehr dazu auf. Er that es; und die folgende Nacht belagerte er das Haus, nahm seine Frau gefangen, verurtheilete sie zum Feuer, zog ihr die Kleider aus, band sie an einen Pfahl, und zündete ein großes Feuer an. Die arme Unglückliche glaubte, hier würde das Spiel ein Ende nehmen; allein sie betrog sich: der Mann nahm die Sache ernsthaft, wurf ihr ihre Untreue vor, und schmauchete sie bey kleinem Feuer mit unerhörter Grausamkeit. Der Bruder der Frau, der gehöret hatte, daß seine Schwester Hunger litte, hatte sich auf den Weg gemacht, und wollte ihr Lebensmittel bringen. Dieser kam eben an, als der grausame Auftritt seinen Anfang nahm, und sah ihn schon vom weiten. Die Hütte war offen, und seine Schwester machte ein erbärmliches Geschrey. Der Anblick durchdrung ihn von Schrecken; er nahm aber so gleich seinen Entschluß, gieng näher hin-

zu,

zu, ohne gesehen zu werden, und wie er auf einen Büchsenschuß noch entfernet war, schoß er mit einer Kugel auf seinen Schwager, und tödete ihn. Er lief hierauf auf seine halb tode Schwester zu, band sie ab, und erfuhr von ihr den Verdacht ihres eifersüchtigen Mannes, und die Ursache seiner Grausamkeit. Die arme Frau war so übel zugerichtet, daß ihr keine Hoffnung zu leben übrig blieb. Ihr mitleidiger Bruder glaubte daher wohl zu thun, daß er sie ihrer Marter erlösete, und aus Erbarmung erfüllete er ihren Willen, und stach sie tod. Nachdem er sie begraben hatte, gieng er in das Dorf zurück, und erzählte die traurige Begebenheit.„

Die Ehescheidung ist hier vielmals eine bloße **Verlassung**, die den Eheleuten nicht alle Hoffnung benimmt, wieder zusammen zu kommen. Es geschieht dieses vielmehr öfters, es sey nun, daß ihre guten Freunde sich darein mengen, und sie wieder aussöhnen; oder, daß ihre ehemalige Freundschaft selbst, und die Liebe zu ihren Kindern, wieder rege wird; oder aber, daß die Zeit ihre Beschwerden getilget, und ihr Mißvergnügen gelindert habe.

Bey gewissen Nationen haben die **Weiber alle Gewalt**; bey andern haben sie in

die

die Regirung gar nichts zu reden. Erstere sind in gewisser Maase Herrinnen vom Staate, und machen, so zu sagen, dessen Hauptttheil aus. Sie müssen aber zu reifen Jahren gekommen seyn, und Kinder haben, die im Stande sind, ihnen Ehrfurcht zu verschaffen: übrigens kommen sie in keine Betrachtung, und im Hause sind sie nichts als ihrer Männer Sclavinnen. Ueberhaupt ist vielleicht kein Volk in der Welt, wo das weibliche Geschlecht mehr verachtet ist. Einen Wilden weibisch zu heißen, ist für ihn das empfindlichste Schimpfwort. Dem ungeachtet gehören die Kinder den Müttern, wie Sie gesehen haben, und selbige erkennen keine andere Gewalt, als die ihrige. Der Vater ist ihnen allezeit fremd, und wird blos gefürchtet als Herr.

Die huronischen **Weiber** schonen sich **wenig, wenn sie schwanger** sind. Sie verrichten ihre ordentliche Arbeit; und je näher sie ihrer Niederkunft kommen, desto mehr greifen sie sich an. Sie gehen auf das Feld, tragen Lasten, und finden, daß die Bewegung ihre Entbindung erleichtert. Haben sie eine schwere Geburt, welches selten geschieht, so sagt man es den jungen Leuten im Dorfe.

Diese

Diese nähern sich sogleich der Hütte der Kranken, und fangen ein entsetzliches Geschrey an der Thüre an. Das Lärmen erschreckt die Patientinn, und sie wird geschwind und glücklich entbunden.

Es ist zu verwundern, mit was für einer Leichtigkeit sie ihre Kinder zur Welt bringen. Das meistemal kommen sie ohne Mühe, und ohne Beystand nieder. Wenn sie, auf dem Rückwege vom Felde, davon überraschet werden, verrichten sie den Hebammendienst selbst, waschen ihr Kind in dem nächsten Wasser, gehen vollends in die Hütte, und an eben demselben Tage fangen sie ihre ordentlichen Verrichtungen wieder an. Man spüret nicht, daß es ihnen sauer geworden, oder der geringste Schmerz zurückgeblieben sey. Doch muß man sich nicht einbilden, als ob sie niemals nichts auszustehen hätten, oder, nicht auch einige darüber stürben; allein, sie erdulden ihre Schmerzen mit einer vortrefflichen Stärke des Geistes, und zwingen sich, so viel nur möglich, kein Merkmal von Schwäche zu äußern. Ließen sie zu viel Gezärteltes blicken, würden die Alten sagen, sie müßten keine Kinder mehr haben, weil selbige eben so feig werden würden, wie sie. Allein, diese

Fälle

Fälle sind sehr rar: die mehresten kommen während ihrer Arbeit nieder, oder auf der Reise. Wenn sie fühlen, daß ihre Entbindung nahe ist, so wird eine kleine Hütte haussen vor dem Dorfe aufgeschlagen, worinnen sie vierzig Tage nach der Niederkunft zubringen. Ist diese Zeit vorüber, so löschet man das Feuer in der Hütte, wo sie wieder hinein kommen, aus, man macht den Hausrath rein, und bey ihrer Ankunft zündet man ein neues Feuer an. Ohngefähr die nämlichen Formalitäten werden bey ihren monatlichen Beschwerlichkeiten, oder so lange sie ihre Kinder stillen, beobachtet. Das Stillen währet ganzer drey Jahre, und binnen dieser Zeit wohnen ihre Männer ihnen nicht bey. Vielleicht verdiente diese Gewohnheit Beyfall, wenn die eheliche Treue dabey in Acht genommen würde: allein, vielmal wird sie von beyden Theilen übertreten. Man will so gar behaupten, daß der Gebrauch gewisser Pflanzen, wodurch die Wirkung der Untreue der Weiber verhindert wird, hier zu Lande sehr gewöhnlich sey.

Die Mütter lieben ihre Kinder auf das zärtlichste; und obwohl die Proben davon nicht so schmeichelnd und lebhaft sind, wie

bey

bey den Europäern, so ist ihre Zärtlichkeit doch eben so wahrhaft, so gründlich, und so dauerhaft. Die Sorgfalt für die Kinder, so lange selbige noch in der Wiege sind, hat keine Schranken: wenn sie aber entwöhnet sind, so werden sie, bey aller beybehaltenen Liebe, sich selbst überlassen, weil man sich einbildet, man müsse die Natur wirken lassen. Ihre Wiegen, die artig und bequem sind, bestehen aus zwey dünnen Bretern von sehr leichtem Holze, haben zwey und einen halben Fuß in der Länge, sind am Rande verzieret, unten eingezogen, und am Fuße abgerundet, damit man leichter wiegen könne. Das Kind ist anstatt der Windeln in Pelz gewickelt; und zwey große breite Rieme, die aus der Wiege gehen, dienen der Mutter, es überall mit hinzutragen, es mit andern Lasten aufzuladen, oder, so lange sie arbeitet, an einen Baum zu hängen. Sie liegen warm und weich darinnen; denn außer dem sehr zarten Pelzwerke legt man noch eine Menge feiner Wolle von der Aehre eines Schilfrohres hinein, oder das Pulver von einer gewissen Rinde, das die Weiber brauchen, um ihren Haaren die Fettigkeit zu benehmen. Sie sind auch sehr reinlich darinnen, vermittelst einer

kleinen Haut, die daran hängt, in welche sie können ihre Nothdurft verrichten, und inwendig nichts, als etwa die Wolle, verunsaubert wird, die man leicht ersetzen kann.

Die Kinder, so bald sie auf Händen und Füßen kriechen können, sind sich ihnen selbst überlassen; sie mögen hingehen, wo sie wollen, nackend, in das Wasser, in das Holz, in den Koth, und in den Schnee. Sie bekommen daher die Stärke, die Geschwindigkeit, und das abgehärtete Wesen, das den Europäern zur Bewunderung dienet. Im Sommer, früh mit dem Tage, sieht man sie in das Wasser laufen, wie die Thiere, denen dieses Element eigen ist. Einen Theil des Tages bringen sie in den Seen und Flüssen zu, um zu spielen. So bald sie ein wenig groß werden, folgen sie der Mutter, und arbeiten für die Familie. Man gewöhnet sie, Wasser zu schöpfen, kleine Vorräthe von Holze zu holen, und richtet sie nach und nach ab, ihren Jahren angemessene Dienste zu leisten. Auch giebt man ihnen bey Zeiten Bogen und Pfeile in die Hand. Sie brauchen selbige lange als ein Spielwerk; wenn aber ihre Kräfte mit den Jahren zunehmen, wird aus dem Zeitvertreibe eine nöthige Uebung; und

und der Nacheifer, sicherer als alle Lehrmeister, bringt sie zu einer bewundernswürdigen Geschicklichkeit, damit umzugehen. Es hat diesen Völkern eben so wenige Mühe gekostet, sich in dem Gebrauche des Schießgewehres vollkommen zu machen.

Gleich von den ersten Jahren an, läßt man sie auch mit einander ringen. Wenn zwey Gegner sich zusammen schlagen, und aus Spaß, Ernst wird, so bleiben die andern in ihrer größten Gelassenheit. Sie machen einen Kreis um die zwey Kämpfer, und geben blos Zuschauer ab, ohne sich des einen oder des andern anzunehmen; es müßte denn das Spiel zu weit getrieben werden, oder die Partheyen nicht gleich seyn. Man begnüget sich, auf Kosten des Ueberwundenen zu lachen. Ihre Neigung zu dieser Uebung ist so heftig, daß sie sich vielmals töden würden, wenn man sie nicht auseinander brächte. Diejenigen, die unterliegen, bekommen wider ihren Gegner einen solchen Unwillen, daß sie nicht eher ruhig werden, als bis sie ihrer Seits den Vortheil auch erhalteu haben.

Ueberhaupt bemühen sich die Väter und Mütter ihren Kindern Gesinnungen von Ehre beyzubringen, die sie Zeitlebens behal-

ten, aber nicht allezeit gut anwenden; darinnen aber besteht die ganze Erziehung, die man ihnen giebt, und noch dazu geschieht sie durch Umschweife, das ist, die Unterweisung wird von den Thaten ihrer Vorfahren hergenommen. Die jungen Leute, die durch diese alten Bilder angefeuert werden, wünschen nichts als eine Gelegenheit, dem, was ihre Bewunderung erwecket, nachzuahmen. Um sie von ihren Fehlern zu bessern, bedienet man sich der Ermahnungen, und Bitten, niemals aber der Drohungen und Züchtigungen: sie glauben, kein Mensch habe ein Recht den andern zu zwingen. Hiernächst hoffen sie, daß wenn die jungen Leute mit den Jahren Verstand erlangen, sie diesem Lichte folgen, und sich vollkommener machen werden. Die größte Strafe ist, ihnen etwas Wasser in das Gesichte zu gießen; darüber sind sie so empfindlich, daß man hat Mägdgen gesehen, die sich dieser wegen erwürget, und es ihren Müttern zuvor in folgenden Worten gesaget haben; „Du wirst keine Tochter mehr haben.„ Man sollte glauben, daß auf eine so übel erzogene Kindheit eine ungestüme und verderbte Jugend folgen würde; allein, ausser daß die Wilden natürli-

cher=

eherweise gelassen, und Herren über sich selbst sind, so ist auch ihr Temperament, besonders unter den Nördlichen Nationen, zu lüderlichen Ausschweifungen nicht geneigt.

Eine Handlung, welche bey den Huronen die ersten Kinderjahre endiget, ist die **Beylegung des Namens.** Diese Ceremonie geschieht bey einem Gastgebote, wo niemand erscheint, als Personen von dem Geschlechte des Kindes, das man benennen will. Das Kind liegt auf dem Schooße des Vaters oder der Mutter, welche es ohne Aufhören den Geistern, besonders aber seinem künftigen Schutzgeiste empfehlen. Niemals wählet man neue Namen: jede Familie hat ihrer eine gewisse Anzahl, die nach der Reihe wieder kommen, und der Familie eigen sind. Mit den Jahren ändern sich diese Namen: das Kind bekommt den Namen von einem jungen Menschen, der den seinigen abgeleget hat, um den Namen eines Erwachsenen anzunehmen, dieser aber empfängt den Namen eines mehr Bejahrten, und dieser wiederum den von einem alten Greise in der Familie. Wenn ein Mann stirbt, so bleibt sein Name mit ihm begraben, und erst nach geraumen Jahren denkt man wieder daran, ihn zu er-

neuern. Es geschieht weniger, um den Namen fortzupflanzen, daß man sie in den Familien aufbehält, als vielmehr denjenigen, der ihn empfängt, aufzumuntern, die treflichen Thaten derer, die ihn geführet haben, nachzuahmen, oder sie zu rächen, wenn sie sind getödet und verbrennet worden, auch die Verwandten zu trösten. Also, wenn eine Frau ihren Mann, oder ihren Sohn verloren hat, und sonst niemand ist, der sie unterstützen kann, so bemüht sie sich, so bald als möglich, den Namen, den sie beweinet, auf einen andern zu bringen, der diese Stelle ersetzet.

Der Gebrauch ist, daß man niemanden bey seinem Namen nennet, wenn man auch auf eine vertraute Weise mit ihm redet: es wäre dieses bey den Huronen eine Unhöflichkeit, so wie sie es auch bey uns ist, unerachtet man sie häufig begeht. Man muß ihm die Eigenschaft beylegen, die er in Ansehung dessen hat, der mit ihm redet, nach Verhältniß der Freundschaft und Verwandschaft, die unter ihnen ist. Findet keine Blutsverwandschaft statt, so nennet man ihn dennoch Bruder, Oheim, Vetter u. s. w. nach dem Grade der Liebe, Hochachtung,

und

und Ergebenheit, die man für einander hat, und des Verhältnisses von Alter, das man allezeit in Acht nimt. Gegen die Fremden ist man eben so höflich, und giebt ihnen Verwandschaftsnamen, so als wenn sie wirklich näher, oder entferneter befreundet wären, nachdem man ihnen Ehre erweisen will.

Es ist hier der Ort, von einem andern bey den Huronen eingeführten Gebrauche zu reden, der auch bey den Irokoern beobachtet wird. Die Kinder sehen die Schwestern ihrer Mutter, wie ihre leibliche Mutter, und ihre Brüder, wie ihre Oheime an. Aus eben der Ursache, legen sie den Namen als Vater, des Vaters Brüdern, und als Base, seinen Schwestern bey. Also alle Kinder von der Mutter- und von ihrer Schwesternseite, und vom Vater, und von seinen Brüdern, sehen sich als Brüder und Schwestern an: diejenigen aber von den Onkeln und Tanten, das heißt, von der Mutter Brüdern, und von des Vaters Schwestern, heißen einander nur Vettern, ob sie gleich in eben dem Grade der Verwandschaft stehen, wie die, welche sich Bruder und Schwestern nennen. In dem dritten Grade ändert sich alles. Die Großonkels, und Großtanten,

werden wieder Großväter und Großmütter der Kinder von denen, die sie Neffen und Nichten hießen. Vielleicht hat ein gleicher bey andern Nationen eingeführter Gebrauch Gelegenheit gegeben, daß man daselbst gesaget hat, man heurathete seine Schwester oder seine Mutter, da es in der That nur die Muhme, oder Tante gewesen ist.„

Man hatte mir viel von der besondern Freundschaft erzählet, die unter den jungen Leuten bey den Huronen, ja bey allen Amerikanischen Wilden, eingeführet ist. Weil ich nun nicht wußte, worinnen diese Verbindung eigentlich besteht, so bat ich den Mißionnair, mich über diesen Artikel, der einen der wichtigsten von den Sitten dieses Volkes ausmachet, zu belehren. „Dieser Gebrauch, sagte er zu mir, der an und für sich höchst löblich ist, war besonders in den Republiken zu Creta, und Lacedämon eingeführet. Ich weis wohl, fuhr er fort, daß man ihre Gesetzgeber beschuldiget, als hätten sie durch diese Gesetze ein Laster begünstiget, das bey den Griechen leider nur allzugemein geworden ist, und dessen gehäßiger und schändender Character ihre Republiken auf ewig hätte verunehren können. Seyn

Sie

Sie versichert, daß wenn dieses abscheuliche Laster eine Folge dieser freundschaftlichen Verbindungen gewesen wäre, Minos, und Lycurgus würden sich gehütet haben, sie in Ehren zu halten, ja als einen Gegenstand von Ruhme und Verdienste anzupreisen. Ihre Absicht ist also gewesen, freundschaftliche Verbindungen zu stiften, die eine unschuldsvolle Liebe, eine wechselsweise Aufmunterung, und einen Umgang zum Grunde hatten, wo auch sogar der Schein, des Lasters verbannet war. Der Liebhaber trug beständige Sorgfalt, seinem geliebten Gegenstande Gesinnungen von Ehre beyzubringen; sein Beruf war, ihm zum Beyspiele zu dienen, die vorfallenden Fehler zu verhüten, oder zu bessern, und die Gesetze verpflichteten ihn, für die Aufführung des Geliebten, der wie sein Schüler war, zu stehen. Vergieng sich letzterer, so wurde jener gestrafet, als wenn er alleine Schuld wäre. Demjenigen Liebhaber würde es übel ergangen seyn, der seinem Untergebenen Beyspiele von Lastern gegeben hätte, anstatt ihn zur Tugend aufzumuntern. Hätte er sich lassen einfallen, strafbare Begierden gegen seinen Geliebten zu hegen, würde er einem schimpflichen

Tode nicht anders als durch die Flucht haben entgehen können. Verschiedene Helden des Alterthumes hatten dergleichen vertraute Freunde, welche ihre Gefährten in Beschwerlichkeiten und im Glücke waren. So sah man den Herkules und Jolas, Theseus und Pirithous, Achilles und Patrocles, Aeneas und Achates, Orestes und Pylades, u. s. w. Die Liebhaber, und ihre Geliebten, schickten Opfergeschenke zu dem Grabe des Jolas, und befestigten ihre Freundschaftsbande durch einen Eid, den sie bey seinem Namen leisteten.

Und solchergestalt sind ohngefähr noch heut zu Tage die Freundschaftsbündnisse, fuhr der Mißionnair fort, die unter den Wilden statt finden. Es sind Bande die eben so genau geknüpfet sind, als die natürlichen, und der Blutsverwandschaft; sie können nicht aufgelöset werden, es müßte denn einer von beyden sich ihren durch Niederträchtigkeit, die seinen Freund entehrete, unwürdig machen, und ihn zwingen, das Bündniß zu brechen, wie man Beyspiele davon allerdings gesehen hat. Diese Freundschaft wird durch Geschenke erkauft, die man demjenigen machet, den man zum Freunde

haben

haben will; und wird durch gegenseitige Proben von Gewogenheit unterhalten. Man wird Gefährten der Jagd, des Kriegs, der Glücksgüter; man hat das Recht der Kost und des Unterhaltes in der Hütte, und die größte Schmeicheley, die man seinem Freunde machen kann, ist, daß man ihm den Namen davon beyleget. Diese Zuneigung wächst mit den Jahren, und ist so unauflöslich, daß sich öfters ein dem Orestes und Pylades ähnlicher Heldenmuth dabey äußert. Man liest in den alten Erzählungen, daß unter verschiedenen Kriegsgefangenen zwey so genau verbundene Freunde sich gefunden haben, daß, da der eine zum Feuer verurtheilet, der andere aber an Kindesstatt angenommen wurde, letzterer sich so sehr betrübete, daß seinem Camaraden dieses Glück nicht auch wiederfuhr, daß er es für sich alleine nicht hat annehmen wollen, und durch sein Klagen, Bitten, und Drohen es dahin gebracht hat, daß diejenigen, welche ihn angenommen hatten, sich genöthiget gesehen haben, ihn so wie seinen Freund der Strafe zu überlassen. Zwey auf diese Art zu gemeinschaftlichem Interesse vereinigte Freunde thun, und wagen alles, um einander zu

helfen,

helfen, und beyzustehen. Selbst der Tod, wie sie glauben, scheidet sie nur auf eine gewisse Zeit; sie rechnen, einander in jener Welt wieder zu finden, und sich alsdenn nicht weiter zu trennen, weil sie versichert sind, sie werden einander noch vonnöthen haben. Ein zum Christenthume bekehrter Wilder, der sich den Regeln des Evangelii nicht gemäß aufführete, wurde einsmals von einem Mißionnair mit der Höllenstrafe bedrohet; der Wilde fragte ihn, ob er glaube, daß sein verstorbener Freund auch an diesem Orte der Quaal wäre? und als der Pater antwortete, er habe Ursache zu glauben, Gott werde ihn zu Gnaden angenommen haben, so sagte er: ich mag also dahin auch nicht gehen; und diese Ursache bewog ihn, seine Lebensart zu ändern. Es wäre ihm einerley gewesen, im Himmel, oder in der Hölle zu seyn, wenn er nur zu hoffen gehabt hätte, seinen Freund daselbst zu finden.„

Es ist lange genug, Madame, daß ich unter den Canadern lebe, um Ihnen eine Beschreibung von ihrer Gestalt, Kleidung, und Gemüthsart machen zu können. Viele haben sich eingebildet, die Wilden wären Leute, über und über mit Haaren bewach-

bewachsen, die in den Wäldern, wie die andern Thiere ohne Umgang lebten, und hätten nur eine unvollkommene menschliche Gestalt. Es scheint auch, diese Meynung habe sich noch nicht gänzlich verloren. Dem unerachtet haben die Wilden von Canada, ausser den Haaren auf dem Kopfe, und den Augenbraunen, welche viele noch dazu sorgfältig ausreißen, kein Haar auf dem ganzen Leibe; sollten sie auch zufälliger Weise wachsen, so reißt man sie bis auf die Wurzel aus. Diese Völker kommen weiß auf die Welt, wie wir; allein weil sie nackend gehen, sich mit vielerleyen Oelen beschmieren, verschiedene Farben an sich streichen, und dieses alles die Sonne mit der Zeit in die Haut eindrückt, so ist kein Wunder, daß sie braun werden. Sie sind groß, von längerer Statur, als wir, haben sehr ordentliche Gesichtszüge, und eine Habichtsnase. Sie sind durchgängig wohl gewachsen, und man sieht weder Hinkende, noch Einäugige, weder Buckeliche, noch Blinde, u. s. w. unter ihnen. Dem ungeachtet, bey dem ersten Anblicke fällt es fast nicht möglich, vortheilhaft von ihnen zu urtheilen: sie haben etwas wildes im Gesichte, ihr Gang

ist

ist bäurisch, ihre Anrede gerade zu, und ohne viele Worte. Sie sind stark, gesunder Natur, und würden alt werden, wenn sie sich besser in Acht zunehmen wüßten. Allein die meisten verderben sich durch die übertriebenen Märsche, durch ein übermäßiges Fasten, und durch eine noch größere Unmäßigkeit im Essen. Ueberdieß haben sie von Kindheit auf ihre Füße in dem Wasser, in Eise, und Schnee, wie Sie bereits gesehen haben; und der Brandewein, das unglückselige Geschenk, das ihnen die Europäer gemachet haben, und das sie rasend lieben, und nur trinken, um sich voll zu saufen, bringt sie vollends um ihre Gesundheit. Uebrigens haben sie große Vorzüge vor uns: der erste und wichtigste ist die Vortreflichkeit ihrer Sinnen. Unerachtet der Schnee sie blendet, und der Rauch sie fast erstickt, so wird ihr Gesicht doch nicht geschwächet. Das Gehör haben sie ungemein leise, und einen so feinen Geruch, daß sie das Brandige lange vorher riechen, ehe sie Feuer sehen. Es ist dieß die Ursache, warum sie keinen Bisam, oder andern starken Geruch leiden können: man behauptet sogar, sie fänden keinen Geruch angenehmer, als

den

den von Dingen, welche man ißet und trinket.

Die in dem Mitternächtlichen Amerika wohnenden Wilden haben, vermittelst ihrer Bekleidung in Häute, für den Wohlstand und die Nothdurft geforget. Ihr Anzug besteht in einer Binde, in einem Camisole, in Strümpfen, Schuhen, und in einem Rocke. Die Binde ist ein Stück Leder, eines Fußes breit, und drey oder vier Fuß lang. Es geht zwischen den Beinen durch, und vorne und hinten nehmen sie es in die Höhe, schlagen es um einen kleinen Strick von Gedärmen, den sie um den Leib haben, und lassen beyde Enden eines Fußes lang herunter hängen. Es ist dieses das einzige Stück ihrer Bekleidung, das sie niemals ablegen; die andern thun sie gern weg, ohne zu glauben, daß sie die Beschaffenheit beleidigen. Bey warmer Witterung haben die Mannspersonen oft nichts am Leibe, als diese Binde: im Winter bedecken sie sich mehr oder weniger, nach Beschaffenheit des Clima. Die Weibspersonen tragen, anstatt dieser Binde, ein Stück Zeug, oder Haut, das ihnen zum Rocke dienet, und sie von den Hüften, bis auf die halben Beine umgiebt.

Das

Das Camisol ist eine Art von Hemde ohne Aermel, aus zwey feinen und leichten Rehhäuten gemachet, die keine Haare haben, und unten ausgeschnitten sind, wie Franzen. Bey den Mannspersonen geht dieses Camisol bis an den Gurt; bey den Weibern bis an die Kniee. Unter allen Kleidungsstücken scheint dieses ihnen am wenigsten nothwendig zu seyn, denn viele legen es weg. So lange sie unter Weges, oder im Winter in der härtesten Kälte sind, tragen sie falsche Aermel dazu, die an dem Camisole nicht fest gemachet sind, sondern mit einem Riemen, hinten auf den Achseln, zusammen gebunden werden.

Die Fußbekleidung ist eine Art von ledernen Strümpfen, die den Mannspersonen bis über die halben Schenkel herauf, den Weibspersonen aber bis an die Kniee geht. Erstere befestigen sie auf den Hüften an dem Gurte, woran die Binde hängt; die Weiber aber binden sie mit Strumpfbändern von Elendshaut, die sauber gearbeitet sind. Diese Strümpfe, die keine Socken haben, ziehen sie in Schuhe ohne Absätze und Solen, von starkem Leder gemachet. Es sind Arten von rehhäutenen Socken, die durch den Rauch gahr gemachet sind.

Der

Der Rock ist eine Art von Decke, auch aus zugerichtetem Leder gemachet, wie die übrige Kleidung, und ausgezacket mit Franzen. Die Wilden hängen ihn ganz leicht über, halten ihn mit der Hand, und befestigen ihn nur, wenn sie auf der Reise sind. Weil sie alsdenn mehr Packe tragen, binden sie ihn zu mehrerer Bequemlichkeit um den Leib. Bey garstigem Wetter ziehen sie ihn über den Kopf, der sonst ordentlich unbedecket bleibt; denn sie haben weder Hüte noch Mützen. Diejenigen Wilden, die in der Nachbarschaft der Europäer wohnen, haben zwar ihre alte Art sich zu kleiden behalten, sie haben aber die Materie der Kleider geändert. Sie tragen Hemden von Leinewand, anstatt der Camisöler; Binden und Strümpfe von Zeuge; und anstatt der Pelzröcke, wollene Decken. Die Reichsten unter ihnen schaffen sich scharlachene Decken, die sie von der Colonie kaufen. Alle sind sehr begierig, Hemden zu haben; sie ziehen sie aber nicht eher unter das Camisol, als bis sie schmutzig sind, und alsdenn behalten sie sie so lange an, bis sie verfault vom Leibe fallen; denn sie geben sich niemals die Mühe, sie zu waschen.

Der Mißionnair erzählete mir, auf was für Art die Häute, woraus die Wilden ihre Kleider machen, zugerichtet werden. „Diese Zurichtung, sagte er, ist weder langweilig, noch künstlich. Wenn die Häute eine Zeitlang im Wasser geweichet haben, werden sie geschabet, und durch das viele Angreifen werden sie geschmeidig. Um solche noch gelinder zu machen, bestreichet man sie mit dem Gehirne der Thiere, da sie denn gar bald weich, und ziemlich weiß werden. Man bearbeitet sie nicht mit Oele, sondern man leget sie in den Rauch; welches ohngefähr eben die Wirkung thut. Alle diese Häute sind von sehr guter Dauer; und bey ihrer Zurichtung laufen sie nicht Gefahr, verbrennet zu werden, wie diejenigen, welche man in Europa verfertiget. Die Wilden malen die ihrigen, und zeichnen Figuren darauf, die ihnen ein gutes Ansehen geben, und sie schöner machen. Ehe das Gemälde darauf kommt, wird der Umriß gezeichnet, der hernach mit Farbe ausgefüllet wird. Die Farbe ist eine Art von Zinnober, aus einer rothen Erde gezogen, welche man am Ufer der Seen und Flüsse findet. Sie nehmen auch den Saft und die Asche von gewissen Pflanzen dazu.„

Nicht

Nicht allein auf die Häute der Thiere wissen die Wilden Figuren zu zeichnen, sondern sie sind auch so künstlich, daß sie Stickereyen auf ihre eigene Haut machen, und sich solchergestalt ein Kleid verfertigen, das ihnen zwar in der That theuer zu stehen kommt, das aber Zeitlebens dauert. Die Arbeit ist mit der, welche auf das Leder gemachet wird, einerley. Zuerst entwirft man auf die wohl ausgespannte Haut die Figuren: hernach werden alle Linien übergangen, indem man die Haut mit Nadeln, oder kleinen spitzigen Knochen, oder mit Fischgräten, bis auf das Fleisch durchsticht; und in diese Löcher streuet man zart geriebene Farben, die sich so fest in die Haut legen, daß sie niemals vergehen.

Diese Pracht ist nur denenjenigen erlaubet, welche sich unter ihren Landesleuten hervorthun. Es muß sich einer durch kühne Thaten haben berühmt gemachet, und im Kriege viele Menschen, oder auf der Jagd vieles Wild, getödet haben. Die Arbeit selbst ist in dem Augenblicke, da man sie machet, nicht außerordentlich schmerzhaft; allein, die Haut schwellet bald darauf, und verursachet Grinder, die mit Entzündung verbunden sind:

oft kommt ein Fieber dazu, das etliche Tage dauert, und in der großen Sommerhitze ist Lebensgefahr dabey.

Viele lassen sich über den ganzen Leib stechen, wie ehedem die Picten; andere, nur an verschiedenen Theilen. Die meisten sind mit etlichen Figuren von Vögeln, Schlangen, oder andern Thieren zufrieden, ohne Ordnung, und Regel, nach eines jeden Willkühr. Es ist aber nicht ein bloßer Zierrath; sie finden auch, sagt man, große Vortheile dabey, als, die rauhe Witterung weniger zu empfinden, sich vor dem Zahnwehe zu verwahren, und letzteres besonders, wenn sie sich im Gesichte an denjenigen Theilen stechen lassen, die mit den Kinnbacken Gemeinschaft haben.

Diese beständig bleibenden Farben halten unsere Wilden nicht ab, sich in einer andern leichtern Malerey, die einer Schminke gleicht, zu gefallen, welche sie jedesmal, daß sie sich putzen wollen, erneuern. Die Kriegsleute, wenn sie zu Felde gehen, malen sich, um ihren Feinden Furcht einzujagen; vielleicht auch, um ihre eigene zu verbergen: denn man muß nicht glauben, als ob sie ganz frey davon wären. Die jungen Leute thun es, ihr jugendliches Ansehen, welches sie bey

den

den alten Soldaten verächtlich machet, zu verstecken. Auch geschieht es noch, daß sie schöner aussehen wollen; alsdenn aber sind die Farben lebhafter, und mehr verändert. Sie malen die Gefangenen, welche sie zum Feuer verurtheilen, und so gar die Todten, damit die blasse Farbe, die sie verunstaltet, nicht gesehen werde. Die Farben sind eben dieselben, die sie brauchen, die Häute anzustreichen; sie werden von gewissen Erden, und von verschiedenen Baumrinden gemachet.

Zu diesem **Putze** nehmen die **Mannspersonen** noch die kleinen, weichen **Federn** von Schwanen, oder andern Vögeln, streuen sie wie Pulver in ihre mit Oele beschmierten Haare, und lassen diese entweder struppich, oder drücken sie glatt. Hierzu thun sie noch andere Federn von allen Farben, ingleichen Büsche von den Haaren verschiedener Thiere, und dieses alles in einer wunderlichen Anordnung. Sie tragen hierzu Gehänge in den Ohren, und zuweilen in der Nase; eine große Muschel am Halse, oder auf der Brust: Füße und Köpfe von Vögeln, und Geweihe von Rehböcken. Ein jeder suchet sich einen Zierrath nach seinem Geschmacke zu machen, so lange er noch in denen Jahren ist, die der-

gleichen Beschäfftigungen eigen sind; so bald aber diese Zeit vorbey ist, macht man sich aus einer ganz entgegen gesetzten Nachläßigkeit eine Ehre, und will dadurch zu verstehen geben, man denke an wichtigere Sachen.

Die Bemühung der Mannspersonen schränket sich ein, ihren Kopf zu zieren; die Weiber aber sind auf nichts so neidisch, als auf ihren Haarwuchs. Sie glaubten sich verunehret, wenn man sie zwänge, ihre Haare abzuschneiden. Diese, wie überhaupt aller Wilder, sind sehr schön, und ganz dunkel schwarz. Sie schmieren sie ein, pudern sie, und kämmen sie fleißig: hernach flechten sie sie ein, und lassen sie, mit einer Schlangen- oder Aalshaut umwickelt, wie einen Zopf herunterhängen. Im Gesichte begnügen sie sich, etliche Linien mit scharlachrother Farbe zu ziehen. Wenn sie in ihrem allergrößten Staate sind, haben sie Kleider an, worauf allerhand Figuren gemalet, und mit Muscheln besetzet sind.

Das Oel, womit die Wilden sich den Leib und die Haare beschmieren, machet sie überaus unflätig, und übelriechend. Sie ziehen es aus Fischen, oder andern Thieren, oder aus Pflanzen, die einen sehr starken Ge-

ruch

ruch haben. Dieses Oel aber ist ihnen sehr nothwendig: denn, fehlet ihnen solches, so werden sie von dem Ungeziefer fast aufgefressen. Da sie keine Verbesserungen anzugeben wissen, haben sie diesen übeln Geruch nicht durch wohlriechende Wasser und Essenzen zu ändern gesucht, so wie die gesitteten Nationen dergleichen Oele anstatt der groben Salben zu gebrauchen pflegen. Aus diesem allen, Madame, werden Sie den Schluß machen, daß die Wilden, ihre natürliche Schönheit mehr verstellen, als etwas dazu beytragen. Unterdessen, wenn sie nach ihrer Art geputzet sind, so hat die wunderliche Zusammensetzung aller dieser Zierrathen etwas, das ihnen nicht ganz übel läßt.

In Ansehung ihrer Gemüthsneigung, so ist selbige von der Irokoer ihrer wenig unterschieden; sie haben eben dergleichen gute und böse Eigenschaften. So wie diese sind sie leichtsinnig, unbeständig, dumm, unwissend, grausam, argwöhnisch, heimtückisch, und falsch. „Und dennoch verachten diese uns so gering scheinenden Menschen, sagte der Mißionnair, der sie genau kennet, alle andere Leute, und schätzen sich allein hoch. Die Rache ist auch eine ihrer Leidenschaften, die

keine Zeit vertilgen kann; sie wird vom Kinde auf Kindeskinder fortgepflanzet, so lange bis die beleidigte Familie Gelegenheit findet, ihren Haß auszulassen. Freundschaft, Mitleiden, Erkenntlichkeit, Ergebenheit, darf man bey ihnen nicht als Eigenschaften des Herzens, oder als Wirkungen eines guten Naturels ansehen; sie sind mehr ihrer Ueberlegung zuzuschreiben. Die Sorgfalt, welche sie für Wittwen, Weysen, und Kranke haben, die Gastfreyheit, die sie auf eine vortrefliche Art ausüben, sind bey ihnen nichts als Folgen der angenommenen Meynung, daß alles unter den Menschen soll gemein seyn. Die Väter, und Mütter, haben für ihre Kinder eine Zärtlichkeit, die bis zur Schwachheit geht, allein sie ist blos thierisch. Die Kinder hingegen haben keine Erkenntlichkeit gegen ihre Aeltern, und begegnen ihnen vielmals auf die unanständigste Weise. Ich könnte Ihnen, setzte der Mißionnair hinzu, viele Beyspiele anführen, die Ihnen Entsetzen verursachen würden. Hier ist eines, das öffentlich geschehen ist.

Ein Wilder, der lange Zeit unter unsern Truppen wider seine eigene Nation gedienet hatte, traf seinen Vater in der Schlacht an, und

und wollte ihn eben niederstoßen, als er ihn erkennete. Er hielt also an sich, und sagte zu ihm: ich habe von Dir das Leben einmal erhalten, ich will dir das deinige heute auch schenken; aber laß dich nicht das zweytemal unter meinen Händen finden; denn ich bin nunmehr von dem was ich dir schuldig war, frey. Dieser unmenschliche Sohn nennete sich la Plaque: die Franzosen, um ihn anzulocken, denn er war beherzt, und ein guter Krieger, hatten ihn bey unsern Truppen zum Lieutenante gemachet. Allein, er wollte nicht bleiben, und kehrte zu seiner Nation zurück: brachte auch von uns nichts weg, als unsere Laster, ohne die seinigen geändert zu haben. Er liebte das Frauenzimmer unmäßig, und seine Stärke gab ihm einen großen Vorzug: daher er auch viel ungetreue Weiber, und viel mißvergnügte Männer machte. Seine Ausschweifungen giengen so weit, daß man in der Rathsversammelung erwog, ob man nicht besser thäte, ihn auf die Seite zu schaffen. Es wurde aber beschlossen, man wollte ihn leben lassen, weil er als ein tapferer Held so wohl in der Liebe, als im Kriege, das Land mit vortreflichen Soldaten besetzen könnte.

Wenn bey den Wilden die Eigenschaften eines guten Herzens fehlen, sollte man nicht fragen, ob selbige nicht einigermaßen durch die Gaben des Verstandes ersetzet würden? Die meisten unter ihnen haben eine gesunde Beurtheilungskraft, eine lebhafte Einbildung, und ein vortrefliches Gedächtniß. Sie urtheilen richtig über ihre Angelegenheiten, und viel besser, als unser gemeines Volk. Zu Erlangung ihrer Absichten gehen sie den sichersten Weg; allein, sich in denen Künsten zu bilden, wovon sie noch keinen Begriff haben, würden sie um so viel mehr Arbeit anwenden müssen, da sie die Gabe haben, das, was ihnen nicht nöthig scheint, und woraus wir andern am meisten machen, zu verachten. Es würde auch nicht leicht seyn, sie zu gewöhnen, daß sie bey Dingen, die blos den Verstand angehen, sich zwingen, und nachdenken sollten. Woran sie aber Antheil nehmen wollen, darinnen sind sie keinesweges nachläßig: so langsam und bedachtsam sie in ihren Entschlüssen sind, so viel Hitze und Lebhaftigkeit wenden sie in der Ausführung an. Ihre Antworten sind geschwind und sinnreich: zum Beweise dienet jener Hurone, der gefraget wurde, woraus der Brandewein

bestünde? er antwortete, es wäre ein Auszug von Zungen, uud Herzen; denn, setzte er hinzu, wenn ich ihn getrunken habe, fürchte ich mich vor nichts, und kann unvergleichlich reden.

Die meisten haben einen Edelmuth, und eine Gelassenheit des Gemüthes, die man in Europa, bey aller Hülfe der Philosophie und Religion, wenig kennet. Sie schätzen sich zur Ehre, sich niemals zu erzürnen, und scheinen allezeit Herren über sich selbst zu seyn. Sie haben einen hohen Geist, einen großen Heldenmuth, und eine Gelassenheit, die keine Widerwärtigkeit, kein unglücklicher Erfolg stören kann. Ihre Standhaftigkeit in Schmerzen übersteigt allen Ausdruck. Ein Gefangener, ob ihm wissend ist, auf was für Art seine Gefangenschaft sich endigen wird, oder, ob er solches nicht weis, büßet dieserhalb keine Viertelstunde Schlaf ein. Man sieht ihn bey dem heftigsten Feuer leiden, und die grausamsten Martern ausstehen, welche die begierigste Wuth nur erdenken kann, und er wird nicht einmal einen Seufzer von sich geben. Mitten unter der Pein bemühet er sich, seine Henker durch Schmähungen und Vorwürfe noch mehr auf-

zumuntern. Ein Hurone, den die Illinoer mit der äußersten Grausamkeit verbrenneten, sah unter den Zuschauern einen Franzosen, und bat ihn, er möchte doch seinen Feinden helfen, damit ich, sagte er, den Trost habe, durch die Hand eines Menschen zu sterben; denn unter allen diesen Leuten sehe ich keinen, der diesen Namen verdienet.

Die Wilden üben sich ihre ganze Lebenszeit in dieser Standhaftigkeit, und gewöhnen ihre Kinder von der zartesten Jugend dazu. Man sieht kleine Knaben und Mägdgen, die sich an den Aermen zusammenbinden, und glüende Kohlen dazwischen legen, um zu sehen, wer sie zuerst abschütteln wird. Ihre beständige Arbeit machet, daß sie die Schmerzen leichter ertragen lernen. Niemand in der Welt schonet sich weniger auf der Jagd, und auf Reisen. Wahr ist es, im Kriege setzen sie sich der Gefahr so wenig aus, als möglich, sie rechnen sich zum Ruhme, einen Sieg niemals zu theuer erkaufet zu haben; und weil ihre Nationen nicht sonderlich volkreich sind, machen sie sich zur Regel, sie nicht zu sehr zu schwächen. Wenn es aber darauf ankommt, eine Schlacht zu liefern, bezeigen sie so viel Herzhaftigkeit, daß der

Anblick ihres vergossenen Blutes sie noch mehr antreibet.

Was am meisten Bewunderung verdienet, bey Leuten, die im Aeußerlichen nichts als Barbarey blicken lassen, ist die Sanftmuth und die Achtung, die sie gegen einander haben, und die man unter dem gemeinen Volke, auch der gesittetesten Völker, nicht antrifft. Nicht weniger vergnüget man sich über die natürliche, glimpfliche Ernsthaftigkeit, die in ihrem Bezeigen, in ihren Handlungen, ja so gar in ihren Ergötzungen herrschet. Man muß endlich ihre Ehrbarkeit, ihr höfliches Bezeigen gegen ihresgleichen, und den Respect der jungen Leute für die Alten, bewundern. Nichts ist seltener, als Zänkereyen unter ihnen zu hören, dergleichen bey uns so oft entstehen. Ueberzeuget, daß ein Mensch so gut sey als der andere, machen sie den Schluß, daß man niemanden, der einem nichts zuwider gethan hat, beleidigen soll. Zum Unglücke erstrecket sich diese Regel nur auf ihre Nation, und hält sie nicht ab, ganze Völkerschaften anzufallen, über die sie keine Ursache zu klagen haben.„

Auf diese Art, Madame, ist der Character der Huronen noch itzt beschaffen, unerachtet der Umgang mit den Europäern große Veränderungen in ihre Sitten veranlasset hat. Lange Zeit haben sie den übelen Beyspielen unserer Landesleute widerstanden, und haben sich endlich durch nichts gewinnen lassen, als durch die abgezogenen Wasser. Da wir sie nicht haben schlimmer machen können, so vergifften wir sie.

Ich bin, u. s. w.

Quebec, den 18 März, 1749.

Der 102 Brief.

Fortsetzung von Canada.

Ich verlasse weder die Huronen, Madame, noch den Mißionnair, so lange ich Ihre Wißbegierde wegen aller dabey vorkommender Gegenstände nicht befriediget habe.

Dieses Volk, so wie der größte Theil der übrigen Amerikanischen Wilden, führet den Namen eines Thieres, welches als ihr Sinnbild, oder als das Wappen der Nation anzusehen ist. Es ist das gewöhnliche

liche Siegel, das auf alle Verträge gedrucket wird; es müßten denn besondere Ursachen erfordern, sich eines andern zu bedienen. Das Stachelschwein ist das Sinnbild der Huronen. Sie rechnen unter sich hauptsächlich drey Familien, die sie so alt zu seyn glauben, als das Land, das sie bewohnen. Alle drey haben einen Stammvater; nur daß eine davon, als die vornehmste angesehen wird, welche auch eine Art von Vorrecht genießt. Jede hat ihr besonders Oberhaupt, und diese berathschlagen gemeinschaftlich in Sachen, welche die Landesregirung betreffen.

Außer dem Thiere, das die ganze Nation bezeichnet, hat noch eine jede dieser drey Familien ein eigenes, dessen Namen sie führet. Die erste heißt die Horde des Bäres; die zweyte, des Wolfes; die dritte der Schildkröte. Die Irokoer, die eben dergleichen Thiere haben, hält man einerley Ursprunges mit den Huronen, nur mit dem Unterschiede, daß die Familie der Schildkröte getheilet ist, und daher von der großen, und kleinen Schildkröte benennet wird. Das Oberhaupt jeder Horde führet den Namen des Thieres, welches das Sinnbild vorstellet, und bedienet sich bey öffentlichen Gele-

genhei-

genheiten keines andern. Gleiche Bewandniß hat es mit dem Oberhaupte der ganzen Nation. Allein, außer diesem Namen, der nur ein Ceremonienname ist, führen sie noch einen Zweyten, der einen Ehrentitel anzeiget, als, der Edelste, der Aelteste u. s. w. und einen Dritten, der sie persönlich angeht, und sie noch genauer bezeichnet. Diese Namen kommen nicht allezeit mit dem Alter dessen, der ein Amt hat, und öfters noch ein Kind ist, überein; sondern sie sind mehr auf das Amt selbst, das er bekleidet, eingerichtet, welches man durch eine Benennung ehrwürdiger zu machen suchet, welche Klugheit, reifliche Ueberlegung, und andere Eigenschaften anzeiget, wodurch sich die Väter, die Hirten, und die Beschützer der Völker unterscheiden sollen.

Die Beylegung dieser Namen geschieht mit gewissen Ceremonien. Das neue Oberhaupt, oder, wenn er noch zu jung ist, derjenige der an seiner Stelle regiret, muß ein Gastgebot, und Geschenke geben, seinem Vorgänger eine Lobrede halten, und sein Lied absingen. Uebrigens giebt es Namen, die so berühmt sind, daß niemand sich getrauet, sie nach dem Tode desjenigen, der sie in Ansehen gebracht hat, anzunehmen. Bey den

Huro-

Huronen, wo die Würde eines Ober-
hauptes erblich ist, können sie auch die
Weiber erlangen. Nicht der Sohn des Ver-
storbenen folget in der Würde, sondern der
Schwester Sohn, oder in dessen Ermange-
lung der nächste Verwandte von der weibli-
chen Seite. Stirbt eine Linie aus, so steht
es in der Gewalt der edelsten Matrone der
Horde, die Wahl anzustellen. Sie sieht bey
dieser Gelegenheit nicht allezeit auf das Alter,
sondern sie wählet gemeiniglich denjenigen,
der seiner guten Eigenschaften wegen dieses
Amt zu tragen fähig ist. Man rufet ihn in
allen Dörfern, und bey allen Bundsgenossen
der Nation aus; und es werden dabey Gast-
gebote und Ergötzlichkeiten angestellet. Diese
Oberhäupter werden nicht allemal sonderlich
geehret; und wenn sie sich Gehorsam erwer-
ben, so geschieht es, weil sie wissen, wie
weit sie gehen können, um ihr Ansehen gel-
tend zu machen. Sie thun vielmehr Vor-
schläge, als daß sie befehlen; und ihre Ge-
walt hat nichts entscheidendes; der Gehor-
sam, den man ihnen leistet, ist völlig will-
kührlich. Diese Freyheit hält sie in Schran-
ken, und machet, daß sie nichts anordnen,
was Beschwerlichkeiten, oder gar eine Ver-

weigerung veranlassen könnte. Sie giebt auch Gelegenheit, daß die Unteren die ihnen ertheilten Verordnungen mit guter Art vollstrecken. Unerachtet die Häupter kein Zeichen haben, dadurch sie sich unterscheiden, so pflegt man ihnen doch gewisse besondere **Vorrechte** einzuräumen. Die Rathsversammelungen kommen auf ihren Befehl zusammen, und werden in ihren Hütten gehalten; alle Geschäffte werden in ihren Namen vorgenommen; sie haben einen ansehnlichen Antheil an den Gastgeboten, und an den allgemeinen Austheilungen; man giebt ihnen öfters Geschenke; kurz, da sie beschwerliche Pflichten haben, die mit ihrem Amte verbunden sind, so genießen sie auch gewisser Vorrechte, die sie entschädigen.

Aus Besorgniß, daß sie ihre Gewalt nicht mißbrauchen, und sich völlig unabhängig machen, hat eine jede Familie das Recht einen **Rathgeber** und Beystand zu ernennen, ohne derer Gutachten das Oberhaupt nichts unternehmen darf. Diese werden von den Weibern gewählet, und vielmal sind sie es selbst. Sie halten ihre Versammelungen unter sich allein, und geben den Vorgesetzten von ihren Entschließungen Nachricht,

richt, diese aber theilen solche den Aeltesten in einer besondern Zusammenkunft mit. Betrift die Sache das allgemeine Wohl, so versammeln sie sich allerseits in einem großen Rathe. Diese Art von hohem Rathe, die aus dem Oberhaupte und seinen Beyständen besteht, hat den ersten Rang; der Rath der Aeltesten, das heißt, aller derer, die ein männliches Alter erreichet haben, kommt hernach; der letzte, der aus den Kriegsleuten besteht, begreift jedermann, der im Stande ist, Gewehr zu tragen. Vielmal haben sie das Oberhaupt der Nation, oder eines Fleckens, zu ihren Anführer, er muß sich aber durch tapfere Thaten hervorgethan haben, außerdem dienet er nicht anders, als ein Gemeiner. Es giebt unter den Wilden keine militärischen Ehrenstuffen: ein jeder Soldat steht unmittelbar unter dem Generale, und er kann seinen Abschied nehmen, wenn er will. Dieser **Befehlshaber** hat eigentlich keine Macht; er kann weder strafen, noch belohnen; unterdessen geschieht es selten, daß ihm widersprochen wird. Da die bey ihm erforderlichen Eigenschaften Glück, Uneigennutz, und Tapferkeit sind, so kann derjenige, der solche vereiniget, eines vollkommenen,

nen, obgleich allezeit freyen und selbst erwählten Gehorsams versichert seyn. Die Kriegsleute haben auch ihre besonderen Versammelungen, worinnen die zu ihrem Stande gehörigen Materien abgehandelt werden; doch sind alle diese Berathschlagungen der Beurtheilung der Aeltesten unterworfen.

Um von diesen **Rathsversammelungen** den behörigen Begriff zu haben, Madame, so stellen Sie Sich eine Zusammenkunft von schmutzigen, unreinlichen Männern und Weibern vor, die auf der Erde sitzen, oder wie die Affen kauern, die Kniee bey den Ohren, und die Pfeife im Maule haben, und mit der größten Kaltsinnigkeit über die Verheerung eines ganzen Volkes, oder über den gänzlichen Untergang ihrer Feinde, Handlung pflegen. Ein jeder der seine Meynung sagt, wiederholet die angeführten Gründe derer, die vorher geredet haben, und fügt die seinigen hinzu. Sie gehen von einer Sache nicht eher ab, bis nicht alle Umstände genau erwogen worden sind. Niemals widerlegen sie etwas mit Heftigkeit, wenn sie auch verschiedener Meynung sind; und sie wissen nicht, was das heißt, einem in die Rede fallen. Die angesehensten Häupter verehren

die Gewalt des Senats so sehr, daß sie das, was in Ueberleguug gezogen werden soll, nur vortragen, und wenn sie zu reden aufhören, allezeit hinzusetzen: „ihr Aeltesten, überleget es, es steht euch zu, ihr habet zu befehlen.„ Den Weibern lässet man den Schein, zu befehlen; die Männer aber thun es wirklich. Selten vertrauet man erstern eine wichtige Sache, unerachtet alles in ihren Namen geschieht, und die Häupter, so zu sagen, ihre Untergeordneten sind.

Jede Horde hat ihren Sprecher, der bey allgemeinen Versammelungen alleine zu reden berechtiget ist. Dieser kennet das Beste derer, die ihn abschicken, vollkommen, und weis es behörig zu unterstützen. Sein Amt besteht eigentlich darinnen, daß er das, was in den besondern Versammlungen abgehandelt worden ist, vorträget, den Entschluß dieser Berathschlagungen ankündiget, und das Wort im Namen der ganzen Nation mit Nachdrucke führet. Sein Vortrag macht keine weitläuftige Rede aus; was er sagt, ist lebhaft, und kurz gefasset, so wie die Spartaner zu reden pflegten.

Sie wundern Sich vielleicht, Madame, wie Leute, die nichts besitzen, auch keine Nei-

gung haben, sich auszubreiten, oder Eroberungen zu machen, wichtige Sachen entscheiden können. Nichts desto weniger sind sie beständig mit Angelegenheiten beschäfftiget. Bald erneuern, oder schließen sie Bündnisse; bald bieten sie einander ihre Dienste an; bald sind es gegenseitige Höflichkeitsbezeigungen, Einladungen zum Kriege, oder Complimente bey dem Absterben eines ihrer Oberen; alles Dinge, die mit solcher Aufmerksamkeit und Ernsthaftigkeit behandelt werden, als wenn es wichtige Unterhandlungen beträfe. Ein einziger Vorfall, er sey auch noch so gering, wird lange Zeit in Erwegung gezogen; und nichts wird entschieden, man habe denn alle, die Antheil daran nehmen wollen, angehöret. Das beständige Mißtrauen gegen ihre Nachbarn treibt sie an, alle Gelegenheiten in Acht zu nehmen, wo sie entweder Uneinigkeit unter selbigen anrichten können, ohne selbst hineingezogen zu werden, oder wie sie sie auf ihre Seite bringen, dadurch, daß sie sich ihnen unentbährlich zu machen suchen. Bey dergleichen Fällen weis ihre List unzähliche Mittel vorzukehren, sich in beständiger Bewegung und Thätigkeit zu erhalten. Unterdessen daß sie ihre Bundsgenos-

genossen durch fleißige Besuche, und Höflichkeitsbezeigungen zu gewinnen suchen, beschäfftigen sie sich zu Hause, alles zu bemerken, was vorgeht, und berathschlagen wegen der geringsten Begebenheiten ohne Aufhören.

In dem Inneren der Dörfer sind die Angelegenheiten von weniger Wichtigkeit, und werden leicht entschieden: so gar scheinen die Oberhäupter solche nicht in Betrachtung zu ziehen. Die dazu bestimmten Mittelspersonen sind mehrentheils gemeinschaftliche Freunde, oder Verwandte. Der gröβte Fehler ihrer innerlichen Verfassung ist, daß sie kein peinliches Recht haben. Wahr ist es, die Verbrechen sind seltener bey ihnen, da der Eigennutz, die Hauptquelle aller Unordnungen in der Gesellschaft, diesen Völkern nicht bekannt ist. Wenn ein Mensch einen andern tödet, so vermuthet man, er sey zu dergleichen Vergehen nicht ohne Ursache gebracht worden; man hat so gar Mitleiden, daß er in die traurige und harte Nothwendigkeit versetzet worden ist, Gewaltthätigkeiten auszuüben. Ist er betrunken gewesen, wie die Wilden es zuweilen vorgeben, um ihre Rache oder Haß zu bemänteln, so begnüget man sich, den Todten zu beklagen, und

schiebt die Schuld auf den Wein: hiernächst ist es die Sache der Verwandten des Verstorbenen, da sie allein Antheil daran haben, den Thäter zu bestrafen. Sie können ihm das Leben absprechen; man hat aber wenige Beyspiele davon; und geschieht es auch, so wird nicht die geringste rechtliche Erkenntniß dabey vorgenommen. Zuweilen bedienet man sich dieser Gelegenheit, einen schlechten Menschen los zu werden.

Eine Mordthat hingegen, die ein ganzes Dorf angienge, würde üblere Folgen haben: öffters hat ein dergleichen Verbrechen die Verheerung ganzer Völkerschaften nach sich gezogen. Doch giebt sich die Versammelung der Aeltesten alle Mühe, die Partheyen auszusöhnen, und gemeiniglich ist es das Publicum, das bey der beleidigten Familie Vorbitte thut. Ehedem, wenn diese nicht geneigt war dem Thäter zu vergeben, und er in ihre Hände fiel, so legte man den toden Körper oben auf einer Hütte auf Stangen, und der Thäter wurde etliche Tage nach einander unter den Körper gestellet, damit alles, was von diesem herablief, nicht allein auf ihn, sondern auch auf sein Essen fiel. Heut zu Tage ist gebräuchlich, eine dergleichen

Mord-

Mordthat durch Geschenke zu erkaufen, wozu das Publicum das seinige beyträgt. Diese Geschenke werden an eine Stange, über den Kopf des Verstorbenen, aufgehängt, und das Oberhaupt theilet sie aus. Indem er sie nimmt, und zeiget, sagt er dazu: „dieses ist es, womit ich die Axt aus der Wunde ziehe, und sie aus der Hand desjenigen fallen lasse, der das Verbrechen rächen wollte. Mit diesem wische ich das Blut der Wunde ab.„ Hierauf fähret er fort, gleichsam als ob das Vaterland selbst den Schlag des Getödeten empfangen hätte; „dieses ist, um das Land zu beruhigen; dieses ist, um die getheilten Gemüther wieder zu vereinigen, und die Wege eben zu machen, daß man von einem Orte zu den andern sicher gehen könne, ohne einige Hinterlist zu fürchten. Dieses ist, indem er die Verwandten anredet, um diejenigen zu besänftigen, die vorzüglich Antheil an diesem Todschlage nehmen: um der Mutter des Verstorbenen eine Arzeney zu geben; um sie von der Krankheit zu heilen, die ihr der Verlust ihres Sohnes verursachet; um ihr eine Decke unterzubreiten, auf welcher sie während ihrer Trauer sanft ruhen könne.„

So bald die Geschenke angenommen sind, rechnen sich die Verwandten als völlig schadlos gehalten: allein, wenn der Thäter klug ist, so unterläßt er nicht, sich zu entfernen; insonderheit wenn die Familie des Verstorbenen mächtig ist, um der Gelegenheit zur Rache zu entgehen. Er nimmt den Vorwand, in Krieg zu gehen, um den Toden durch einen Gefangenen zu ersetzen; und kommt nicht eher wieder, als bis die Zeit den Schmerz über den Verlust gemindert hat. Wird nun der gemachte Gefangene von den beruhigten Aeltern an Kindes statt angenommen, so tritt dieser auch in alle Rechte seines Vorgängers.

Ein Mensch, welcher bedenkt, daß der Todschlag, den er unternimmt, sein ganzes Dorf betrifft, wegen der vielen Geschenke, die es liefern muß, wird sich, wenn er Ueberlegung hat, schwerlich zu einer Gewaltthätigkeit, die so vielen Leuten zur Last gereichet, entschließen. Diese Art von Ersatze ist also einer vortreflichen Staatsklugheit zuzuschreiben, und ist vielleicht geschickter einen Mord zu verhüten, als der Anblick eines Galgens, oder Richtplatzes.

Wofern die Verwandten durch Geschenke nicht zu befriedigen sind, liefert man ihnen

den

den Thäter aus, der ihr Sclave wird. Vielmals begnügen sie sich mit seiner Darstellung, und begeben sich ihres Rechts, um einen unangenehmen Gegenstand nicht immer vor Augen zu haben. Es giebt Fälle, wo die That so wichtig scheint, daß der Rath seine höchste Gewalt brauchet, und die Bestrafung anordnet. Allein man bedienet sich dabey, wie ich schon gesagt habe, keiner Form Rechtens. So bald der Tod des Verbrechers beschlossen ist, ermordet man ihn, wo man ihn findet. Das meistemal locket man ihn, unter allerhand Vorwande, vor das Dorf, und schlägt ihn etliche Schritte von den Palissaden tod.

Wenn sich jemand durch Dinge verhaßt gemachet hat, die man nicht genau untersuchen will, als, wenn er wegen öfterer Entwendung verdächtig geworden ist, oder Zank in Familien angerichtet, oder unerlaubten Briefwechsel mit Auswärtigen geführet hat, so beschuldiget man ihn, er könne hexen, und die Leute bezaubern. Sie haben bereits gesehen, Madame, daß dieses Verbrechen niemals vergeben wird. Man findt gar bald Zeugen, die wider denjenigen, den man gern los seyn will, aussagen: er allein ist alsdenn

an

an allem Unglücke des Dorfes Schuld; er hat die Mutter von diesem, und den Bruder von jenem, getödet; man hat ihn gesehen, Feuer ausspeyen, in den Gräbern nachsuchen, die Nacht um die Hütten herum schleichen, u. s. w. Nun braucht es lange so viel nicht, um das Leben verwirket zu haben; daher der erste, der ihn antrifft, sein Henker wird. Die Verwandten des Beschuldigten wagen auch nicht, sich zu widersetzen; ja oftmals gereuet es ihnen selbst, daß sie nicht das Recht ausgeübet haben. Das meistemal werden sie gefraget, ob sie sich dessen, den das Dorf verdammet hat, nicht ferner annehmen. Es ist dieses eine Höflichkeit, die man ihnen erweiset; zu gleicher Zeit aber eine Staatsursache, um entschuldiget zu seyn, wenn sie etwa geneigt wären, sich zu rächen. Daher hüten sich diese auch, den Verbrecher zu schützen. Auf solche Art üben diese Völker ein strenges Recht aus, ohne geschriebene Gesetze zu haben; und erhalten einander in einer Furcht, welche jeden nöthiget, seine Aufführung so einzurichten, daß die öffentliche Ruhe nicht gestöret werde. Wundern Sie Sich also nicht, Madame, daß Leute, welche die Unterthänigkeit so wenig zu kennen scheinen, welche

in

in einer völligen Unabhängigkeit leben, und von denen man glauben sollte, sie würden lediglich vom Glücke, oder von ihrem eigenen Willkühre regiret, dennoch aller Vortheile genießen, die eine regelmäßig eingerichtete Staatsverfassung bey einer gesitteten Nation verschaffen kann. Sie verabscheuen alle unumschränkte Gewalt; aber sie entfernen sich selten von den Regeln der gesunden Vernunft, welche ihnen statt Gesetzen dienen, und auf gewisse Art eine rechtliche Gewalt ersetzen. Aller Zwang macht sie aufrührisch; nichts destoweniger giebt es unter ihnen Verbrechen, wie Sie gesehen haben, die am Leben gestrafet werden. So gar bringt man die Verbrecher zuweilen auf die Tortur, und suchet sie zu zwingen, ihre Mitschuldigen anzugeben. Ein Mensch, der eine verunehrende Niederträchtigkeit begeht, wird unwürdig geachtet, zu leben. Was die Diebe anlangt, so ist nicht allein erlaubet, ihnen wieder zu nehmen, was sie gestohlen haben, sondern auch sich alles dessen zu bemächtigen, was man in ihren Hütten findet, und sie, ihre Weiber, und Kinder, nackend zu lassen, ohne daß sie den geringsten Widerstand thun dürfen.

Außer dergleichen einzelnen Fällen lebt der Hurone in einer vollkommenen Unabhängigkeit. Kein Unterschied wegen der Geburt, kein Vorzug, welcher den Rechten einer Privatperson nachtheilig seyn könnte; kein Ansehen wegen besonderer Verdienste; nichts, das Hochmuth einflößen, und andern ihre Niedrigkeit empfindlich machen könnte. Was man an dem Menschen schätzet, ist der Mensch selbst. Weil weder Ehrbegierde, noch Eigennutz hier in das Spiel kommen, so ist die Ungleichheit des Standes zur Erhaltung der Gesellschaft bey ihnen nicht nöthig.

Sie werden mich nunmehr fragen, Madame, ob dieses Volk eine **Religion** habe? und eben diese Frage habe ich dem Mißionnaire gethan. „Man kann nicht sagen, hat er mir geantwortet, daß dieses Volk schlechterdings ohne Religion sey; aber es ist schwer, sie zu beschreiben. Es erkennet unstreitig ein **höchstes Wesen**; der Begriff aber, den es sich davon machet, ist sehr dunkel. Jedermann kommt darinnen überein, daß man dieses Wesen als den vornehmsten Geist, als den Herrn, und Schöpfer der Welt ansieht; wenn man sie aber ein wenig weiter treibt, spüret man nichts, als wunderliche Einbildungen,

dungen, übel ausgedachte, und noch schlechter zusammenhängende Fabeln. Sie steigen nicht hinauf bis zu der ersten Schöpfung: sie lassen gleich sechs Menschen auf der Welt erscheinen, ohne zu wissen, wer sie dahin gesetzet hat. Da noch keine Erde war, wurden diese vom Winde hin und her getrieben; sie wußten nichts von Weibern, und fühlten daher, daß ihr Geschlecht ausgehen würde. Einer von ihnen stieg, als ein anderer Prometheus, in den Himmel, nicht um das heilige Feuer zu rauben, sondern um sich eine Frau zu holen. Die Vögel trugen ihn dahin, und machten ihm einen Wagen von ihren Flügeln. So bald er daselbst angekommen war, legte er sich unter einen Baum, und ruhete aus. Eine Frau kam zu einem benachbarten Brunnen, und wollte Wasser schöpfen. Er fieng eine Unterredung mit ihr an, wie die Schlange mit der Eva: er gab ihr Geschenke, die sie annahm: und sie unterhielten sich so, daß sie Mutter wurde. Der Herr des Himmels stürzte sie aus seinem Reiche herab, wie den Adam aus dem irrdischen Paradise; und sie wurde, gleich einer zweyten Latona, in einer Insel aufgenommen, welche die Fische auf dem Rücken einer Schild-

kröte zusammengebauet hatten. Diese Insel wurde nach und nach größer, und verbreitete sich in die Gestalt, wie wir die Erde sehen. Diese Frau brachte zwey Kinder zur Welt, davon eines das andere umbrachte, wie Cain den Abel. Nach dieser Begebenheit ist weiter keine Frage weder von diesen Menschen, noch von ihrer Nachkommenschaft.

Die Wilden, wie ich gesaget habe, glauben, daß ein Gott sey, und beweisen sein Daseyn aus der Schöpfung der Welt: daher schlüßen sie, daß der Mensch nicht von ohngefähr gemachet, sondern das Werk eines an Klugheit und Kenntnissen höheren Wesens sey. Dieser große Geist begreift alles; er zeiget sich in allem; und giebt allen Dingen die Bewegung. Kurz, alles was man sieht, alles was man kennet, ist dieser Gott, der ewig besteht, und keine Gränzen hat. Sie beten ihn an in allem, was sich auf der Welt zeiget; und wenn sie etwas schönes, etwas merkwürdiges, etwas außerordentliches sehen, so rufen sie aus: Ach, großer Geist! wir sehen dich überall.

Außer diesem ersten Wesen, erkennen sie noch untergeordnete Gottheiten, welche Leiber haben wie wir, aber ohne die uns an-

klebenden Beschwerungen. Sie stehen alle unter dem großen Geiste: man rufet sie an, man redet mit ihnen, man bildet sich ein, sie verstünden das, was man ihnen saget, handelten solchem gemäß, und thäten Gutes oder Uebeles, nach den verschiedenen Absichten, welche sie antrieben. Dieß ist ohngefähr alles, was man von diesen Wilden heraus bringen kann; und dennoch sind es nur etliche alte Leute, die in diesen Geheimnissen unterrichtet sind.

Diese Geister werden durch Darbringung allerhand Arten von Opfern verehret. Für den Gott des Wassers wirft man in die Seen und Flüsse, so wie in das Feuer für die Sonne, Tabak, erwürgte Vögel, Häute von Thieren, Halsbänder von Muscheln, ganze Thiere, vornehmlich Hunde, Getreide-Aehren, Früchte, u. s. w. Dergleichen Opfer trifft man auch an auf beschwerlichen Wegen, auf Felsen, an der Seite der Klüffte, um die Gottheiten, die über diese Oerter gesetzet sind, dadurch zu besänftigen. Da die Hunde das gewöhnliche Opfer sind, das man ihnen bringt, so hängt man solche zuweilen lebendig mit den Hinterpfoten an einen Baum, und läßt sie daselbst verschmachten. Die Wilden

begleiten ihre Opfer allezeit mit einigen Gebethen, und mit einer kurzen Rede. Sie beschwören die Sonne, ihre Wege zu erleuchten, sie zu führen, ihnen Sieg wider ihre Feinde zu verleihen, das Getreide auf dem Felde wachsen zu machen, ihnen eine reichliche Fischerey, und eine glückliche Jagd zu verschaffen.

Die Huronen verehren diese Geister auch durch Gelübde; wenn man anders diejenigen Versprechungen also nennen kann, welche die Wilden thun, wenn sie keine Lebensmittel mehr haben, daß sie dem Oberhaupte des Dorfes einen Theil von dem ersten Stücke Wildpret, das sie auf der Jagd erlegen werden, geben, auch keine Nahrung eher zu sich nehmen wollen, bis sie ihr Versprechen erfüllet haben. Wird die Ausübung dieses Gelübdes unmöglich, wenn das Oberhaupt etwa zu weit entfernet ist, so verbrennen sie das ihm zugedachte, und machen eine Art von Opfer daraus.

Man kann noch als eine Art von Religionsübung ansehen, nicht allein ihre Krieges- und Todenlieder, die wie ihre Gebethe sind, sondern auch die Gewohnheit, die sie haben, sich bey gewissen Gastmalen keiner

Messer

Messer zu bedienen; die Beine der Thiere, die dabey gegessen werden, nicht zu zerbrechen; nichts übrig zu lassen von dem Schmause, den sie anstellen, wenn sie von der Jagd kommen; und wenn sie damit nicht fertig werden können, sich von ihren Nachbarn helfen zu lassen; über alles was ihnen begegnet, Vorbedeutungen anzustellen, und sie als Warnungen des Himmels anzusehen.

Es haben einige geglaubet, es wäre vor diesem eine Art von Nonnen bey den Huronen bekannt gewesen, die ohne allen Umgang mit Mannspersonen gelebet, ingleichen Einsiedler, welche sich der Keuschheit völlig gewidmet hätten. Ich kann eigentlich nicht sagen, was ihre Verrichtungen sollen gewesen seyn; alles, was ich von den Wilden dießfalls erfahren habe, ist, daß diese Klosterjungfern niemals aus ihren Hütten gekommen sind; daß sie sich mit allerhand kleiner Arbeit beschäfftigt haben; und daß das Volk sie geehret, und zufrieden gelassen hat. Ein kleiner Knabe, den die Aeltesten wähleten, brachte ihnen die zu ihrem Unterhalte benöthigten Dinge; und man trug Sorge, daß der Knabe geändert wurde, ehe seine Jahre seinen Dienst verdächtig machten. Dieß ist

alles, was man mir von dieser Art von Bestalen, und von den vermeynten Einsiedlern hat sagen können; ja ich muß bekennen, daß ich weiter keine Spur von ihnen gefunden habe.

Unsere Huronen geben die **Unsterblichkeit** der Seele zu, ohne zu glauben, daß die Seele ein Geist sey. Sie halten sie für einen Schatten, oder ein belebtes Bild ihres Körpers, und behaupten, sie behalte allezeit die Neigungen, die sie im Leben gehabt habe. Aus dieser Ursache begraben sie mit den Todten alles, was ehedem zu ihrem Gebrauche diente, und was sie etwa noch nöthig haben möchten. Sie glauben so gar, die Seele bleibe, nach der Trennung vom Leibe, noch lange Zeit bey ihm, und begäbe sich erst hernach in ein Land, wo sie in eine Turteltaube verwandelt würde. Es giebt auch einen Ort, wo die Seelen der verbrennten Kriegsgefangenen gepeiniget werden. Sie begeben sich dahin so spät als sie können. Es ist dieses die Ursache, warum man nach dem Tode dieser Unglücklichen überall nachsuchet, aus Furcht, es möchten sich ihre Seelen um die Hütten herum aufhalten, und sich wegen der erlittenen Martern rächen; man schlägt daher

her mit Stäben überall an, und machet ein gewaltiges Geschrey, um sie zu nöthigen, sich zu entfernen.

Die Glückseligkeit, welche die Wilden sich in ihrem Paradise einbilden, ist nicht so wohl eine Belohnung der Tugend, sondern weil sie gute Jäger, und gute Kriegsleute gewesen sind. Diese beyden Eigenschaften, benebst dem glücklichen Erfolge ihrer Unternehmungen, und dem Ruhme, viele Feinde erleget zu haben, berechtigen sie zu dieser Glückseligkeit, welche sie übrigens in einem Ueberflusse aller Dinge bestehen lassen. Eine nie fehlschlagende Fischerey, und Jagd, ein immerwährender Frühling, Weiber, und Ruhe, dieß ist es, was sie von ihren Göttern für diese und die künftige Welt erbitten: ihr Verstand erstreckt sich auf keine höhere Vorstellung, auf kein geistreicheres Vergnügen.

Die Träume machen einen Hauptartikel der Religion dieser Völker aus. Sie sehen sie als das gewöhnlichste Mittel an, dessen sich die Götter bedienen, um ihren Willen zu offenbaren; und sie rechnen sich zur Schuldigkeit, ihnen zu folgen. Sie bilden sich ein, ihre Seele wendete die Zeit des Schlafes an,

um herum zu spatziren. Wenn sie erwachen, so glauben sie, wirklich das gesehen zu haben, was sich die Seele im Schlafe vorgestellet hat. Haben sie einen widrigen Traum gehabt, und er wird nicht so gleich erfüllet, halten sie ihr Leben in Gefahr. Ein Wilder, dem geträumet hatte, man lösete ihm den Finger ab, ließ ihn den andern Morgen abschneiden: ein anderer, der im Traume war zum Gefangenen gemachet worden, ließ sich an einen Pfahl binden, und etliche Theile seines Leibes brennen. Er bildete sich ein, die Erfüllung eines so übeln Traumes dadurch zu heben. Ihr Aberglaube ist in Ansehung dessen unglaublich.

Es ist nicht genug, daß derjenige, der geträumet hat, die Pflichten, die ihm seiner Meynung nach auferleget sind, erfülle; es wäre ebenfalls ein Verbrechen, wenn jemand ihm das, was er im Traume verlanget, abschlüge. Ein Wilder, der bey einem gefangenen Franzosen eine bessere Bettdecke gesehen hatte, als die seinige, träumete davon, und forderte sie ihm ab. Der Franzose gab sie ihm mit der besten Art, dachte aber, daß er sich gar bald entschädigen wollte. Wenige Tage hernach gieng er zu seinem Manne,

und da er einen schönen Pelz bey ihm sah, gab er vor, er hätte davon geträumet: der Wilde gab ihm den Pelz, ohne sich weiter bitten zu lassen. Dieser Wechsel von Träumen dauerte eine Zeitlang, bis endlich der Wilde ihn zuerst überdrüßig wurde, der bey dem Tausche allezeit am meisten eingebüßet hatte: er gieng daher zu dem Franzosen, und dieser mußte ihm versprechen, daß er von nichts mehr, was ihnen beyden zugehörig wäre, träumen wollte. Folgendes ist noch merkwürdiger. Ein Hurone hatte geträumet, daß die Glückseligkeit seines ganzen künftigen Lebens von dem Besitze einer Frau abhieng, die mit einem der Angesehensten im Dorfe verheurathet war, und er ließ um sie anhalten. Der Mann und seine Frau lebten in der größten Einigkeit, und ihre Trennung konnte nicht anders als beyden höchst schmerzlich fallen. Dem ungeachtet getraueten sie sich nicht, es abzuschlagen, und sie verließen einander. Der verlassene Ehemann verheurathete sich wieder, um allem Verdachte zu entgehen, als dächte er noch an seine erste Frau.

Wenn das, was man verlanget, so beschaffen ist, daß es eine einzelne Person nicht

bewerkstelligen kann, so nimmt es die ganze Nation auf sich. Müßte man auch fünfhundert Stunden darnach reisen, so muß man es holen, es koste was es wolle; und es ist nicht zu beschreiben, mit was für Sorgfalt man es verwahret, wenn man es endlich habhaft geworden ist. Ist es ein Thier, so verursachet die Furcht, daß es unter Weges sterben möchte, Todesangst: ist es aber ein unbelebtes Ding, so verhält man sich ruhiger. Fällt nun einem Wilden ein zu träumen, daß er jemanden tod schmeißt, so wird die Sache ernsthafter. Man ist überzeuget, daß er es wirklich thun müsse; unglücklich aber ist der Todschläger, wenn einem andern träumet, er solle den Erschlagenen rächen. In dergleichen Fällen ergreift man das Mittel, den Geist durch Geschenke zu besänftigen; nur verstattet dieses nicht allemal die Zeit.

Ein Wilder trat einsmals in eine Hütte, und sagte, es hätte ihm geträumet, er sollte einen Franzosen umbringen: der Herr vom Hause wurf ihm sogleich ein französisches Kleid vor, das dieser Rasende tausendmal durchstach. Der andere seinerseits gerieth auch in Wuth, und sagte, um diese Beleidigung zu rächen, wollte er gehen, und das ganze

Dorf

Dorf in Brand stecken. Er fieng bey seiner eigenen Hütte an, und fuhr mit den andern allen fort. Man brachte ihm einen Hund in den Weg, und glaubte, er würde seine Raserey an dem Thiere auslassen; allein, er fand diese Genugthuung nicht hinlänglich, bis man ihm einen zweyten vorwurf, den er in Stücken zerhieb; und in dem Augenblicke legte sich seine ganze Wuth. Einem Oberhaupte hatte geträumet, er sähe menschliche Herzen: dieser Traum verursachte die grösste Unruhe in dem ganzen Flecken. Man mußte sich anderer Träume bedienen, um die Wirkung jenes zu verhindern. Man führet Beyspiele an, wo dergleichen Träume sind vollzogen worden. Ein aufgebrachter Hurone, weil man wider seinen Willen und Gebot einem Gefangenen das Leben geschenket hatte, behielt wider ihn einen unversöhnlichen Haß, den er lange Zeit verbarg. Als er sich aber nicht länger verstellen konnte, träumete ihm, er sollte von dem Fleische dieses Sclaven essen. Vergeblich suchte man diesen grausamen Traum zu vereiteln: man machte Menschen von Teige, unter der Asche gebacken; er aber verwarf sie. Man unterließ nichts, ihn auf andere Gedanken zu bringen, er wollte

sich aber nicht geben: man mußte den Gefangenen tod schmeißen.

Was man hier zu Lande das Fest der Träume, oder der Wünsche, nennet, und welches man vielmehr das Fest der Narrheit heißen sollte, ist eine Art von Bachanalen, die gemeiniglich vierzehn Tage dauern. Es wird dieses Fest von den Aeltesten mit solcher Ernsthaftigkeit ausgerufen, als ob es die wichtigste Staatssache beträfe; und gleichwohl ist keine Ausschweifung so groß, die man nicht dabey vornimmt. Kaum ist es angekündiget, so sieht man Männer, Weiber, und Kinder, meist nackend, mitten im Winter, und auf tausenderley lächerliche Art verkleidet, herumlaufen. Ich habe ihrer gesehen angezogen wie Satyren, mit Blättern bedecket, und von Weibern umgeben, die wie Furien gekleidet waren, mit geschwärzten Gesichten, herumfliegenden Haaren, mit einer Wolfshaut über den Rücken, und einer Keule in der Hand. Andere hatten Larven von Baumrinde, und einen Sack, mit Löchern vor den Augen und dem Maule. In diesem Aufzuge liefen sie, wie verwirrt, von Hütte zu Hütte, ohne zu wissen, wo sie hingiengen, und was sie wollten. Man hätte sie für be-

trunkene Leute gehalten, oder für Wütende, die durch eine heftige Gemüthsbewegung auſser sich gebracht wären. Alles wird alsdenn zerbrochen, alles wird umgeworfen; und niemand darf sich ihnen widersetzen. Wer bey diesem Lärmen nicht gegenwärtig seyn, und sich allen Muthwillen gefallen lassen will, muß sich bey Zeiten fortmachen. Und in der That thun dieses die Klügsten; denn es sind viele, die diese Zeit einer allgemeinen Raserey in Acht nehmen, um ihren Haß und ihre besondere Rache auszulassen. Sie begieſsen die Leute mit Zobern voll Wasser, welches, wenn es gefrieret, diejenigen, die es betrifft, ganz erstarret. Andere werden mit heiſser Asche, oder mit Unflate beschüttet. Einige nehmen angezündete Brände, und schmeiſsen sie dem ersten, der ihnen vorkommt, an den Kopf. Andere werfen sich mit dem gröſsten Ungestüm auf alle, die ihnen begegnen; und sind sie ihnen nicht gewogen, so zerprügeln sie sie grausam. Alle schreyen aus vollem Halse, sie hätten geträumet, und jedermann wird gefraget, ob er den Traum errathen könne: derjenige nun, der ihn erräth, muß bezahlen, und dem Verlangen der Maske Genüge thun; er thut es auch mit Vergnügen,

weil

weil es ihm schmeichelt, daß er das Räthsel hat auflösen können. Sie werden alsdenn mit Geschenken überhäufet, die sie aber alle nach dem Feste zurück geben müssen. Man bereitet hernachmals ein sehr großes Gastgebot, und läßt sich angelegen seyn, die traurigen Wirkungen der Maskerade wieder zu ersetzen; dieses aber ist keine geringe Sache.

Die Gaukelspieler haben einen großen Antheil an dem Feste der Träume. Diese Marktschreyer stellen allerhand Arten von Possenspielen vor, und insonderheit rühmen sie sich, in Erklärung der Träume sehr geschickt zu seyn. Sie behaupten, einen vertrauten Umgang mit den wohlthuenden Geistern zu haben; den Ursprung und die Natur der verborgensten Krankheiten zu entdecken, und sie heilen zu können; die verworrensten Händel zu entscheiden, und zu wissen, welche Parthey man ergreifen soll; die schwersten Unterhandlungen glücklich zu Stande zu bringen; und die Götter zu bewegen, daß sie sich den Jägern und Kriegsleuten günstig beweisen. Die frechsten dieser Betrüger werden am meisten geehret; und mit ein wenig List überreden sie ein unwissendes und abergläubiges Volk leicht. Unter dem Titel als Aerzte er-

erwerben sie sich hauptsächlich das meiste Zutrauen. Bey weit erleuchtetern und gesittetern Völkern, als die in Canada, sieht man zwar, daß die Marktschreyer durch ihre Unverschämtheit auch Beyfall finden; und wenn die Frage ist, die Gesundheit wieder zu erlangen, ist die Leichtgläubigkeit allen Ländern gemein.

Wahr ist es, daß unter diesen Barbarn zuweilen Auftritte geschehen, die den allgemeinen Haufen leicht verführen können. Wenn diese Betrüger aus ihrem Schweiße kommen, welcher die gewöhnliche Vorbereitung zu ihren Wunderthaten ist, so unterscheiden sie sich wenig von den alten Pythonissinnen, (Wahrsagerinnen.) Eine gählinge Wuth bemächtiget sich ihrer Sinnen, man sieht sie in Verzuckungen gerathen, allerhand Stimmen annehmen, und Bewegungen machen, wie unsere Convulsionnaire in Frankreich. Viele unserer Mißionnaire sind überzeuget, daß der Teufel mit diesen Betrügern ein Verständniß habe; und erzählen von ihren vermeyntlichen Zaubereyen unglaubliche Dinge; sie beweisen aber nichts, als die Uebermacht ihrer Leichtgläubigkeit.

Das vornehmste Gewerbe dieser Gaukler, oder wenigstens das, welches ihnen am meisten einbringt, ist die Arzeneykunst. Sie treiben solche nach Regeln, die auf der Kenntniß einfacher Kräuter beruhen, oder die sie aus der Erfahrung haben, vornehmlich aber kommt es auf Muthmaßungen, und auf die Einfalt des Volkes an, so wie bey allen Nationen. Sie haben aber ein Mittel ausgedacht, wodurch sie niemals für den Erfolg stehen dürfen. So bald sie sehen, daß eine Krankheit gefährlich wird, ermangeln sie nicht, Verordnungen zu geben, die in der Ausführung so schwer sind, daß sie allemal die Entschuldigung haben, es wären selbige nicht genau befolget worden. Es ist unglaublich, was sie bey dieser Gelegenheit für närrische Dinge vornehmen. Bald befehlen sie ihren Kranken, sich rasend zu stellen; bald verordnen sie ihnen allerhand lächerliche Tänze. Diese armen, unglücklichen Kranken befinden sich in der Gewalt dieser Quacksalber, die sie an denen Theilen des Leibes, wo sie am meisten Schmerzen fühlen, mit unsinniger Heftigkeit aufblasen, aussaugen, und drücken, so daß es mehr das Ansehen hat, als wären sie Henker, anstatt der Aerzte: man sollte glauben,

sie

sie arbeiteten mehr, ihre Kranken umzubringen, als zu heilen. Was aber die Macht der Einbildung, oder den Eigensinn eines blinden Glückes beweiset, ist, daß diese so genannten Aerzte mit aller ihrer Thorheit die Krankheiten eben so oft heilen, als die unsrigen.

So viel ist gewiß, daß sie geheime Mittel haben, welche die unsrigen nicht wissen. Das vornehmste, und gewöhnlichste wider alle Arten von Uebeln, ist das Schwitzen, das sie in ihren Badestuben vornehmen. Sie bedienen sich dessen so wohl bey schwächlichen, als bey ganz gesunden Personen. Sie haben eine kleine Hütte, in die Runde gebauet, von sechs oder sieben Fuß in der Höhe, wo sieben oder acht Personen neben einander sitzen können. Sie ist mit Matten und Pelzwerke bedecket, um die äußere Luft abzuhalten. In der Mitte werden auf die Erde Kieselsteine geleget, die lange im Feuer gewesen sind, oben darüber aber ein Kessel mit Wasser gehangen. Diejenigen nun, welche schwitzen wollen, gehen nackend in diese Hütte, und nachdem sie Platz genommen haben, fangen sie an, sich außerordentlich zu bewegen; dabey ein jedes sein Lied singt. Auf die heißen Steine wird Wasser aus dem Kessel

ge-

gegossen, da denn ein Dampf entsteht, der die ganze Hütte einnimmt, und die Hitze vermehret. In einem Augenblicke triefen sie über den ganzen Leib: in dieser Verfassung gehen sie und werfen sich in einen Fluß, oder lassen sich mit dem kältesten Wasser begießen. Vielmal bedienen sie sich dieses Mittels, blos um sich zu ermannen, oder den Geist zu beruhigen, oder desto fähiger zu werden, von ihren Angelegenheiten zu reden. Kommt ein Fremder in eine Hütte, so macht man ihm Feuer; man reibt seine Füße mit Oele, und führet ihn in eine Badestube, wo ihm der Wirth Gesellschaft leistet. Sie haben auch noch ein anderes Mittel, bey gewissen Krankheiten den Schweiß zu erwecken. Sie legen den Kranken auf eine kleine breterne Erhöhung, und setzen darunter einen Kessel, worinnen sie Dornsträucher, und Tannenzweige kochen lassen. Die davon in die Höhe steigende Dunst verursachet ein sehr häufiges Schwitzen, und der Geruch, saget man, sey sehr heilsam.

Diese Völker haben von unsern Europäischen Krankheiten nichts gewußt, als seit der Zeit, da sie mit uns umgegangen sind. Sie haben die Blattern von uns bekommen,

die

die sie vorher nicht kenneten, und welche grosſen Schaden unter ihnen angerichtet haben. Das Podagra, die Steinschmerzen, die Schlagflüsse, haben die Eingebornen dieses glücklichen Landes noch nicht heimgesuchet. Wenn wir ihnen die venerische Seuche auch nicht zugebracht haben, weil sie ihren Ursprung aus Amerika hat, so muß man doch bekennen, daß die Europäer viel beygetragen haben, sie zu unterhalten. Für diejenigen, die damit behaftet sind, machet man Hütten in die Wälder, und sondert sie von dem übrigen Volke ab, so wie es die Juden ehedem mit ihren Aussätzigen machten.

Hier hält man eine Krankheit nicht eher für ernsthaft, als bis man allen Appetit verloren hat. Bey dem heftigsten Fieber trägt man kein Bedenken, dem Kranken, wenn er es verlanget, zu essen zu geben. So bald er aber alle Nahrungsmittel verweigert, so fängt man an, behutsamer mit ihm umzugehen. Doch schlägt man ihm nicht ab, wenn er etwas verlanget, weil man seinen Hunger als Triebe des Schutzgeistes ansieht, der für seine Erhaltung wachet. Daher, wenn man die Gaukler rufet, so geschieht es nicht so wohl wegen ihrer Geschicklichkeit, als weil man

glaubet, sie erführen eher von den Geistern den Ursprung der Krankheit, und die anzuwendenden Mittel. Selten schreibt man eine Krankheit einer blos natürlichen Ursache zu. Die meisten setzen sich in den Kopf, es wären Bezauberungen, und des Gauklers einziges Dichten ist, sie zu entdecken. Er selber fängt an, sich in Schweiß zu bringen, und wenn er durch Schreyen, Bewegungen, und Anrufung des Geistes ganz abgemattet ist, so wird das erste außerordentliche Ding, das ihm in den Kopf kommt, als die Ursache der Krankheit angesehen. Man giebt vor, die Gegenwart des Geistes offenbare sich entweder durch einen Sturmwind, der auf einmal entsteht, oder durch ein Brausen, das sich unter der Erde hören läßt. Alsdenn giebt der von seiner vermeynten Eingebung erfüllte Gaukler mit einem entscheidenden Tone an, was dem Kranken fehlet, und zuweilen trifft er es ziemlich richtig. Die recht meisterhaften Gaukelspieler können diesen Character nicht anders erlangen, als bis sie sich durch außerordentlich strenges Fasten dazu vorbereitet haben. Diese ganze Zeit über thun sie nichts, als schreyen, heulen, singen, und rauchen. Ihre Einweihung geschieht bey

einer Art von Bachanalfeste, mit so närrischen Ceremonien, und solcher Raserey verknüpfet, daß man meynen sollte, der Teufel bemeisterte sich wirklich ihrer Person. Es ist dieses die Zeit ihrer Aufnahme; es ist der Augenblick, wo sie den Geist, und die heilige Würde eines Priesters, und Arztes, empfangen.

Ich bin, u. s. w.

Quebec, den 28 März, 1749.

Der 103 Brief.

Fortsetzung von Canada.

Nachdem ich von der Huronen Krankheiten, und ihrer Arzeneykunst geredet habe, so fange ich diesen Brief mit ihren Begräbnissen, und Leichenceremonien an. So bald ein Kranker ohne alle Hoffnung ist, so sind Landschaften, wo man ihn gänzlich verläßt; in andern aber befördert man seinen Tod, so viel man kann, damit er nicht länger leiden dürfe. Selbst das Alter wird diesen Völkern zur Last, und sie suchen, sich davon zu befreyen. Die herumschweifenden Völkerschaften sind besonders dieser Unmensch-

lichkeit halben berüchtiget. Weil sie beständig unter Weges sind, und das meistemal den äußersten Mangel leiden, fällt ihnen die Beschwerlichkeit, die alten Leute mit sich herumzuführen, und zu ernähren, desto härter. Diese Elenden sind zuweilen die ersten, die denen, welche sie tragen, zurufen: „Kinder, ich mache euch viele Mühe; ich bin zu nichts mehr nütze; machet mich tod.„ Allemal findet es keinen Eindruck; zuweilen aber geschieht es, daß ein junger, von Hunger und Durst entkräfteter Mensch ganz gelassen antwortet: „du hast Recht, alter Vater.„ Zu gleicher Zeit legt er sein Bündel hin, nimmt seine Axt, und schlägt den guten Mann vor den Kopf, der freylich wohl nicht gern sah, daß man ihn beym Worte hielt.

Diejenigen, die an einer Krankheit sterben, thun es mit ziemlicher Standhaftigkeit; man brauchet daher nicht so viele Behutsamkeit, einem Kranken seinen gefährlichen Zustand anzukündigen, und zu fürchten, daß man ihn erschrecken möchte. Man sagt ihm gerade zu, seine Stunde sey gekommen, und bleibe für ihn keine Hoffnung zu leben übrig. Ja man glaubt, ihn zu trösten, wenn man ihm, als einen Beweis der Liebe,

die man zu ihm trägt, die kostbaren Kleider, und anderen Zierrathen zeiget, die er in das Grab mitnehmen soll. Oftmals ist er der erste, der sich sein Urthel spricht. Kaum hat er alsdenn seinen Tod angekündiget, daß er sich zusammen nimmt, und an die Herumstehenden eine Rede hält. Ist es ein Aeltester der Familie, so giebt er seinen Kindern gute Lehren; und um dem ganzen Dorfe seinen Abschied anzukündigen, verordnet er ein Gastgebot, wobey alle Vorräthe in der Hütte müssen verzehret werden; hierauf empfängt er die Geschenke, die er mit in das Grab nehmen soll. Man erwürgt alle Hunde, die man fangen kann, in der Meynung, die Seelen dieser Thiere giengen in die andere Welt voraus, und gäben Nachricht, daß der Sterbende bereit sey, sich dahin zu begeben. Ihr Fleisch wird in den Kessel gethan, um die Gerichte bey dem Gastgebote zu vermehren. Nach der Mahlzeit fängt man an, Thränen zu vergießen; diese werden unterbrochen, indem man dem Kranken eine glückliche Reise wünschet. Hernach läßt man ihn in Ruhe: um aber zu verhindern, daß er im Sterben keine übelen Gebärden mache, schließt man ihm, so bald als er in den letzten Zügen liegt,

die Augen und den Mund. Hat er den letzten Athem von sich gegeben, so ertönet alles von Heulen und Schreyen; und diese Scene dauert so lange, als die Familie im Stande ist, Kosten daran zu wenden: denn während dieser Zeit höret man nicht auf, zu essen und zu trinken. Endlich machet man die gehörigen Anstalten, den Körper zu begraben. Diejenigen, die sich mit diesem traurigen Dienste beschäfftigen sollen, werden in dem Augenblicke des Abscheidens davon benachrichtiget. Sie waschen den Körper ab, bestreichen ihn mit Oele, es wird ihm das beste Kleid angezogen, das Gesichte bemalet, und wenn alles, was dem Verstorbenen beym Leben zu seinem Gebrauche gedienet hat, ihm zur Seite geleget worden ist, wird er auf eine Erhöhung, an die Thüre der Hütte, in der Stellung hingesetzet, die er im Grabe haben soll.

Nachdem der Leichnam angezogen, und aufgestellet ist, nehmen die Thränen, und das Geheule, das man einige Zeit zurückgehalten hatte, mit Ordnung, und nach dem Tacte, wieder ihren Anfang. Eine Klagefrau giebt das Zeichen, und die andern Weiber, mit Beobachtung einerley Tactes, fahren fort; doch be-

bedienet sich jede anderer Worte, nach Beschaffenheit der Personen, und der näheren oder entfernteren Verwandtschaft, die sie mit dem Toden gehabt haben. Diese Musik dauert etliche Minuten; hernach gebietet einer der Aeltesten Stillschweigen; und alles höret auf einmal auf. Sie werden zu bemerken belieben, Madame, daß es nur die Weiber sind, die ihren Schmerz durch Thränen darthun. Die Mannspersonen sehen das Geheule und Geschrey als ihrer unwürdig an, und verbergen ihren Kummer innerlich. Sie halten den Kopf gebücket, und wickeln ihn in das Kleid, ohne ein Wort zu sprechen, und ohne viel Wesens zu machen.

Nach diesen ersten Klagen geht einer von ihnen aus der Hütte, und giebt dem Oberhaupte der Horde von dem erlittenen Verluste Nachricht. Dieser schickt, und läßt es in dem ganzen Dorfe ansagen, und machet es auch in denen benachbarten Flecken, wo der Verstorbene etwa Freunde hat, kund. Ist der Verstorbene eine Person von Ansehen gewesen, so berichtet man es auch denjenigen von der Nation, die mit zu Grabe gehen sollen. Wenn nun jedermann angekommen ist, so fängt die Klagefrau eine Rede an, darin-

nen sie mit vielen Umständen erzählet, alles was von dem ersten Augenblicke der Krankheit, bis zu dem Tode vorgegangen ist. Alsdenn fängt man zum drittenmale an, zu weinen; dieses wird durch einen der Häupter wieder unterbrochen, der dem Verstorbenen eine Lobrede hält. Keine der Eigenschaften, die ihn bey seinem Leben beliebt gemachet hatten, noch alle mögliche Gründe, wodurch der Anwesenden, besonders der nächsten Freunde, Betrübniß zu stillen ist, werden dabey vergessen.

Die Gesellschaft geht endlich mit vielen Merkmalen des Leides auseinander. In der Folge bittet man jede Familie besonders, daß sie nach der Reihe kommen, und weinen sollen; einer jeden aber wird der Tag, und die Stunde der Ceremonie angesaget. Die Klagefrau wiederholet bey jedem dieser Besuche ihre Anrede, und das Geheule, und Seufzen, geht vom neuen an. Es findet sich auch allezeit ein neuer Lobredner; und so lange der Verstorbene öffentlich ausgestellet bleibt, wird er beständig bewachet, gelobet, und beweinet. Er wird hernach ohne viele Umstände an den Ort des Begräbnisses getragen, wohin ihn jedermann stillschweigend begleitet. Wenn

er

er eingesenket worden ist, bedeckt man ihn mit vieler Vorsicht, so daß keine Erde ihn berühren kann. Auf dem Grabe richtet man eine Seule auf, woran Figuren befestiget werden, welche die schönsten Handlungen seines Lebens vorstellen. Jeden Tag werden Lebensmittel hingebracht; und verzehren sie die Thiere, so stellt man sich, als glaube man, oder vielleicht glaubt man es wirklich, daß die Seele des Verstorbenen diese Speisen zur Stärkung zu sich nähme.

Wenn ein Mensch auf der Jagd stirbt, so wird sein Leichnam auf ein Gestelle geleget, wo er bis zu der Abreise der ganzen Gesellschaft liegen bleibt, und hernach mitgenommen wird. Wer im Kriege bleibt, wird verbrennet, und seine Asche wird zurück, in das Familienbegräbniß, gebracht. Dieses ist eine Art von Gottesacker, der auf eine gewisse Weite vom Dorfe abgelegen ist. Einige begraben ihre Toden in die Wälder; andere heben sie in Kisten auf, und lassen sie vorher an der Sonne trocknen. Was die Ertrunkenen anbelangt, oder diejenigen, die erfroren, oder durch einen andern Zufall umgekommen sind, mit selbigen werden sonderbare Ceremonien vorgenommen. Weil sie sich einbil-

den, daß dergleichen Unglück nicht anders als von dem Zorne der Geister herkomme, glauben sie, daß dem ganzen Lande eine Verwüstung bevorstehe, und daß der Himmel zürne. Daher thun sie alles mögliche, ihn zu besänftigen. Sie suchen den Körper auf das sorgfältigste, aus Furcht, wenn er sich nicht fände, die Seele dieses Unglücklichen würde niemals Ruhe haben. Diese ganze Zeit über bringen sie mit Singen, Tanzen, und Gastereyen zu. Die Lustbarkeiten vermehren sich, wenn der Körper gefunden wird; und der Zulauf von allen Dörfern ist ungemein, als bey einer Sache, die die ganze Nation betrifft. Der Körper wird hernach auf den Gottesacker gebracht, und daselbst auf eine Matte geleget: hier sieht man auf der einen Seite eine Grube, auf der andern ein großes Feuer. Verschiedene junge Leute nähern sich dem Körper, schneiden das Fleisch an den Theilen ab, die von einem der Aeltesten vorgezeichnet sind, und werfen es, benebst dem Eingeweide, in das Feuer. Während dieser Beschäfftigung sind junge Weiber, die beständig um die Arbeitenden herum sind, sie ermahnen, ihren Dienst behörig in Acht zu nehmen, und ihnen kleine Muscheln in den

Mund

Mund stecken, so wie man den Kindern Zuckerwerk giebt, um sie zu Beobachtung ihrer Pflicht aufzumuntern. Hierauf begräbt man den ganz abgeschälten Körper; und jedermann beeifert sich der betrübten Familie Geschenke zu bringen. Wenn einer dieser Umstände vergessen würde, sähe man alle in der Folge sich etwa ereigenden schlimmen Vorfälle als eine Strafe des Himmels an.

Um das Ceremoniel der Begräbnisse zu endigen, wenn der Verstorbene ein Mann von Wichtigkeit ist, wird eine Art von Ringspiele ihm zu Ehren angestellet. Einer der Häupter wirft drey Stäbe, eines Fußes lang, auf das Grab. Ein junger Mensch, eine Frau, und ein Mägdgen, nehmen jedes einen davon, und andere, von ihrem Alter und Geschlechte, bemühen sich, sie ihnen aus den Händen zu reißen: wer sie bekommt, trägt den Sieg davon.

Die Verordnungen wegen der Trauer sind bey den Huronen sehr streng. Bey dem Tode eines Vaters oder einer Mutter, muß man sich die Haare abschneiden; man schwärzet sich das Gesicht; man hält sich beständig stehend, wickelt den Kopf in einen Lappen, ohne jemanden anzusehen, oder zu besuchen,

ohne

ohne etwas warmes zu essen, ohne einzuheizen, auch nicht in dem härtesten Winter. Nach abgelegter erster Trauer, fängt man eine zweyte mehr gemäßigte an, die nach und nach mehr abnimmt.

Da die Trauereinrichtung nicht für alle Leute einerley ist, so sind auch die deswegen gemachten Gesetze verschieden. Ein Ehemann, und seine Frau sind am genauesten daran gebunden. Doch vergießt der Mann wegen seiner Frau niemals Thränen, weil solche unanständig für ihn sind. Die Weiber hingegen beweinen ihre Männer ein ganzes Jahr, rufen ihn beständig, und erfüllen das ganze Dorf, früh Morgens, wenn sie an ihre Arbeit gehen, und des Abends, wenn sie zurückkommen, mit Geschreye. Haben Eheleute gut zusammen gelebet, so betrauren sie einander nach der strengsten Vorschrift; doch pflegen die wegen solcher Aufmerksamkeit zufriedenen Verwandten diese Genauigkeit durch einen Erlaß, welchen sie durch Gastgebote und Geschenke darthun, zu mildern. Im gegentheiligen Falle erläßt man ihnen alle zu beobachtende Pflichten; und sie haben die Freyheit, sich anderwärts wieder zu versorgen. Sie würden sich aber tausend Beschimpfun-

schimpfungen zuziehen, wenn sie sich vor der gesetzten Trauerzeit verheuratheten. Die Mütter betrauren ihre Kinder eben so lange. Das erste Compliment, das man seinem Freunde, oder auch einem Fremden, den man in seine Hütte aufgenommen hat, machet, ist, daß man seine verstorbenen Verwandten beweinet.

Die Huronen haben ein Todenfest, wie wir, welches sie das Fest der Seelen nennen. Es ist dieses unter allem, was die Wilden beschäfftiget, die feyerlichste, und das mehreste Aufsehen machende Handlung. Sie scheint ihnen so wichtig, und sie feyern dieses Fest mit so vielen Anstalten, daß sie sich von einer Zeit zu der andern dazu vorbereiten. Wenn dieser Zeitpunkt herannahet, so bestimmt man zuerst den Ort der Zusammenkunft, und wählet hernach den König des Festes. Sein Amt ist, die Ceremonien dabey anzuordnen, und die benachbarten Dorfschaften einzuladen. Wenn der Tag angesetzet ist, so versammlet sich jedermann, und man geht paarweise in Proceßion auf den Gottesacker. Daselbst beschäfftiget sich ein jedes, die Körper sogleich auszugraben; hernach bleibt man einige Zeit stehen, und betrachtet

trachtet diesen abscheulichen, und traurigen Anblick stillschweigend. Stellen Sie Sich, Madame, die Oeffnung dieser Gräber vor, wo der Tod Vergnügen findet, sich auf tausenderley Art abzumalen, nachdem der Grad der Verwesung mehr oder weniger zugenommen hat. Nicht lange hernach höret man das kläglichste Geheul und Geschrey; und dieser Auftritt, dem ich, mit dem Mißionnaire, beygewohnet habe, hat mir ein Grausen verursachet, das ich nicht beschreiben kann.

Nach den ersten Aeußerungen heftiger Schmerzen, lieset man die Knochen auf, machet das Fleisch ab, wäschet sie, wickelt sie in Biberhäute, schmeißt das Verwesete ins Feuer, und was mitgenommen werden kann, wird auf Tragen geleget; andere nehmen es auf den Rücken; und auf solche Art kehret man nach dem Dorfe zurück, wo ein jeder die traurigen Ueberbleibsel seiner Verwandten in seine Hütte mitnimmt. Auf dem ganzen Wege fahren die Weiber fort, zu heulen und zu seufzen; die Männer aber bezeigen sich eben so betrübt, als an dem Sterbetage. Nach der Rückkehr in den Flecken, werden Gastgebote, Tänze, Spiele, und Kampfspiele angestellet, wobey Preise ausgesetzet sind. Von

Zeit

Zeit zu Zeit höret man ein außerordentlich durchdringendes Geschrey, welches das Geschrey der Seelen genennet wird. Denen Fremden, welche bey dieser Gelegenheit zuweilen von sehr weitem herkommen, machet man Geschenke; und erhält dergleichen von ihnen. Ja man wendet diese Zeit vielmal an, gemeinschaftliche Angelegenheiten abzuthun. Den dritten Tag begiebt man sich in Procession in einen großen Saal, der zu dieser Ceremonie besonders aufgebauet wird. Man hängt darinnen die ausgegrabenen Knochen an die Wände; an einigen Orten aber führet man sie von einem Dorfe zu dem andern; und überall werden sie mit Bezeugungen von Betrübniß und Zärtlichkeit aufgenommen. Man geht ihnen aus den Dörfern entgegen; und es wird eine so genaue Ordnung dabey in Acht genommen, daß ein jeder, ohne die geringste Verwirrung, überall Herberge für sich, seine Leute, und Toden, findet. Diese Züge geschehen unter dem Schalle von Instrumenten, wobey sich die schönsten Stimmen hören lassen; und alle Schritte werden nach dem Tacte gemachet. Endlich werden die Reste der Toden in ein Begräbniß gebracht, wo sie für beständig

blei-

bleiben. Man machet sie in Gegenwart der Verwandten vom neuen auf, als welche den Trost haben wollen, sie noch einmal zu sehen, anzugreifen, und anzuputzen, ehe sie ihnen den letzten Abschied geben. Die Betrübniß erneuert sich bey diesem traurigen Anblicke; und gar bald erschallet das ganze Dorf von Schreyen, Heulen, und Winseln.

Unterdessen bereitet man in der Mitte eines abgeredeten Platzes eine große Grube, die mit einem Amphitheater eingefasset ist. Oben heraus gehen eingeschlagene Pfähle mit Querbalken, worauf die zur öffentlichen Schaue bestimmten Gebeine geleget werden. So wie sie herbey gebracht sind, legt man sie, zugleich mit den Geschenken, nieder, und breitet sie auf dem Platze, ohngefähr wie das töpferne Gefäße auf einer Messe, aus. Es ist nichts rares, bis zwölf hundert Packete, so wohl von Geschenken, als von Todenknochen, daselbst zu sehen. Die Grube ist mit Pelzwerke ausgefüttert; die Geschenke aber werden alleine geleget. Auf die Leichname decket man ganz neue Pelze, und beleget sie mit Baumrinden, worüber Holz, Steine, und Erde geworfen werden. Jede Familie sitzt auf Gerüsten um die Grube herum; und man steigt hinunter,

um

um etliche Hände voll Sand zu nehmen, welcher sorgfältig aufbehalten wird. Endlich begiebt sich die ganze Gesellschaft hinweg: aber noch etliche Tage lang kommen die Weiber, und schütten Sagamiteh auf das Grab. Dieses ist der Name, den man einer Art von Breye giebt, woraus die Wilden ihre vornehmste Speise machen.

Man muß bekennen, Madame, daß diese Völker sich, in Ansehung ihrer verstorbenen Verwandten, so großmüthig und zärtlich betragen, daß man sie nicht genug bewundern kann. Man hat Mütter gesehen, die ihre toden Kinder ganze Jahre aufbehalten haben, und von ihnen nicht haben wegkommen können: andere haben Milch aus ihrer Brust gedrücket, und das Grab damit besprenget. Wenn in einem Dorfe, wo Tode sind, Feuer auskommt, so ist die erste Besorgniß, daß man sie in Sicherheit bringt. Um Verstorbene mit allerhand Putze zu schmücken, giebt man das kostbarste her, das man hat. Von Zeit zu Zeit machet man ihre Särge auf, und zieht ihnen neue Kleider an: ja man entzöge sich lieber selbst alle Speisen, wäre es auch in dem dringendesten Nothfalle, als daß sie den Toden fehlen sollten. Mit

einem Worte, man ist für die Toden mehr besorget, als für die Lebenden. Während der Trauer ist es nicht erlaubet, eine verstorbene Person bey einem ihrer Namen, die sie im Leben führte, zu nennen: es wäre solches wider die Ehrfurcht, die man ihrem Andenken schuldig ist. Selbst diejenigen, die gleiche Namen führen, müssen sie so lange ablegen, und andere annehmen, bis die größte Betrübniß vorüber ist. Man darf den Namen des Verstorbenen nicht allein nicht aussprechen, sondern man darf auch nicht gerade heraus sagen, daß er gestorben ist. Man muß sich einer Umschreibung bedienen; zum Exempel, der Capitain, der uns verlassen hat, den wir beweinen.

Um Sie, Madame, von diesen traurigen Gegenständen abzubringen, will ich Ihnen etwas von den vornehmsten Tänzen der Wilden erzählen. Einer der berühmtesten ist der Tanz des **Calümet**. Sie wissen, daß das **Calümet** eigentlich eine Pfeife ist, die ein sehr langes Rohr, und einen großen Kopf hat. Die Wilden halten sie für ein Geschenk des Himmels, und brauchen sie bey den wichtigsten Angelegenheiten, am meisten aber bey Kriege und Frieden. Aus einer solchen Pfeife

rauchen,

rauchen, heißt, den feyerlichsten Vertrag eingehen, dessen Uebertretung, nach dieser guten Leute Einbildung, von dem großen Geiste bestrafet wird. Sollte ein Feind auch mitten in der Schlacht das Calümet anbieten, so ist es zwar erlaubet, es auszuschlagen; nimmt man es aber an, so muß man in dem Augenblicke die Waffen niederlegen. Es giebt solcher Pfeifen für alle Arten von Verträgen. Im Handel und Wandel ist man wegen einer Vertauschung nicht so bald einig geworden, als man eine dergleichen Pfeife anbietet, um den Handel zu bestätigen: sie ist der Grundstein, und die Gewährleistung gegenseitiger Treue und Glauben. Diese Völker haben aus der Erfahrung, daß der Tabaksrauch die aufsteigenden Dünste niederschlägt, und den Kopf leicht machet, daher ist der Gebrauch davon in ihren Rathsversammlungen eingeführet, wo sie die Pfeife nicht aus dem Maule bringen. Wenn sie einen reiflich überlegten Entschluß genommen haben, so glauben sie, kein Zeichen sey geschickter, selbigen zu bekräftigen, und kein Pfand fähiger, dessen Ausführung zu vergewissern, als dieses bey ihren Rathschlägen so gewöhnliche Instrument. Sie wissen sich auch nichts natürli-

cher vorzustellen, um eine genaue Verbindung anzuzeigen, als aus einerley Pfeife zu rauchen; insonderheit, wenn der Rauch, den man wegbläst, der Sonne, oder einer andern Gottheit, als welche das Siegel der Religion darauf drücket, gewidmet wird. Die Größe, und die Verzierung des Calümet ist nach dem Ansehen der Person, und nach der Wichtigkeit der Sachen, eingerichtet: die Verzierungen bestehen in Vogelfedern von allerhand Farben.

Der Tanz des Calümet ist eigentlich ein kriegerisches Fest, wobey die Kriegsleute, mit gemalten Gesichtern, und den Kopf mit Federn geschmücket, alleine erscheinen. Bald wird es zu Ehren einer Nation gefeyert, die dazu gebeten wird; bald dienet es zum Empfange einer Person von Ansehen. Die Huronen haben diesen Tanz oftmals, bey der Ankunft eines französischen Befehlshabers in einer der Festungen von Canada, angestellet. Im Winter wird eine geraumige Hütte aufgebauet, worinnen die ganze Gesellschaft Platz nimmt. Im Sommer geschieht es im freyen Felde, das mit Zweigen und Sträuchern eingeschränket wird. Man breitet daselbst eine große Matte auf, um den Okki, oder den

Mani-

Manitou dessen, der zum Tanzen auffühet, dahin zu setzen; zur Seite aber wird das Calümet dessen, dem zu Ehren das Fest gegeben wird, geleget. Es nimmt dieses den vornehmsten Platz ein; und die Kriegsleute schließen einen Kreiß herum. Ein jeder bey der Ankunft grüßet den Manitou, und beräuchert ihn mit einem Maule voll Tabaksrauche, den er aus dem Calümet zieht. Nachher theilet man sich, hier und dahin, in kleine Haufen, die Weiber von den Männern abgesondert, alle auf der Erde sitzend, in ihren schönsten Kleidern angezogen, und von Zeit zu Zeit fangen sie an, laut zu schreyen, um den Tänzern ihren Beyfall zu bezeigen. Derjenige, der den Anfang machet, geht zuerst hin, und nimmt das Calümet mit großer Ehrfurcht; indem er es mit beyden Händen hält, drehet er es auf hunderterley Art, aber allezeit nach dem Tacte: bald zeiget er es der Gesellschaft; bald hält er es gegen die Sonne; bald neiget er es zur Erde; bald hält er es an seinen Mund, bald an den von den Herumstehenden. Bey jeder Pause kommt einer von den Kriegsleuten, und thut mit seiner Streitaxt einen Hieb in einen Pfahl, der nicht weit davon eingegraben ist. Auf dieses

gegebene Zeichen entsteht ein allgemeines Stillschweigen, und dieser Mensch erzählet einige seiner Heldenthaten mit lauter Stimme. Er empfängt dieserhalb Glückwünsche, setzt sich wieder an seinen Ort, und man fähret fort zu tanzen. Ein anderer ergreift sein Gewehr, und ladet den Tänzer ein, unter Trommelschlage mit ihm zu fechten. Dieser nähert sich, nimmt den Duel an, hat aber nichts zu seiner Vertheidigung, als das Calümet. Der eine versetzt die Stöße, der andere sucht sie abzuhalten; der eine flieht, der andere verfolgt ihn; der Sieg bleibt aber allemal dem, der das Instrument des Festes hält. Er überreichet es einem andern, der ebenfalls die Oberhand behält; und dieser giebt es einem dritten, und so weiter, bis sie alle nach der Reihe getanzet haben. Endlich übergiebt der Vorsitzende in der Gesellschaft das Calümet der eingeladenen Nation als ein Geschenk, und zeiget dadurch das immerwährende Bündniß an, das man zwischen beyden Völkern aufrichten will.

Der Tanz, welchen die Wilden die **Entdeckung** (la découverte) nennen, ist eine Abbildung dessen, was bey einem Kriegszuge vorgeht. Es erscheint dabey ein Mann allezeit

zeit alleine, der mit langsamen Schritten mitten in die Versammlung tritt. Hier bleibt er einige Zeit unbeweglich stehen; hernach aber stellet er den Aufbruch der Kriegsleute, ihren Zug, und Lager vor. Er geht auf Entdeckung aus; er nähert sich, er hält inne, als wenn er ausruhen wollte; auf einmal geräth er in Wuth, und thut, als wenn er alle Leute umbringen wollte. Wenn er wieder zu sich gekommen ist, nimmt er einen aus der Gesellschaft, und thut, als wenn er ihn zum Kriegsgefangenen machete. Bey einem andern stellet er sich, als wollte er ihm den Kopf spalten. Auf den dritten zielet er mit seinem Gewehre, und fängt an aus Leibeskräften zu laufen. Er bleibt hernach stehen, und besinnet sich wieder; nimmt seinen Rückzug, anfänglich mit Geschwindigkeit, hernach gelassener. Alsdenn fängt er an zu schreyen, und suchet dadurch die verschiedenen bedenklichen Vorfälle, darinnen er sich in dem letzten Feldzuge befunden hat, auszudrücken. Endlich zum Beschlusse, erzählet er und rühmet seine Thaten.

Fast allezeit auf diese Art endigen die Indianer ihre Tänze: denn ein eingebildeter Stolz stellet ihnen diese Pralerey so angenehm

und süße vor, daß sie solcher niemals satt werden. Derjenige, der das Fest giebt, läßt das ganze Dorf unter Trommelschlage zusammen berufen, da denn die ganze Gesellschaft sich um seine Hütte versammlet. Hier tanzen die Krieger einer nach dem andern, um Gelegenheit zu haben, sich Lobsprüche zu machen; und bey wirklichen Verdiensten wird ein frohlockender Beyfall nicht gesparet. Wenn aber einer mehr aus sich machet, als er nicht sollte, ist es den andern erlaubet, ihn durch allerhand Beschimpfungen zu bestrafen. Gemeiniglich schwärzet man ihm das Gesicht, und saget ihm, es geschähe, um zu verhindern, daß er nicht blaß werde, wenn er den Feind zu sehen bekomme. Bey aller dieser Züchtigung sind die Verzagtesten hier, wie in Europa, nicht die letzten, die sich rühmen. Derjenige, der solchergestalt den Prahler bestrafet hat, tritt an seine Stelle; und begehet er diesen Fehler auch, so ermangelt ein anderer nicht, ihm gleiches mit gleichem zu vergelten. Niemand ist leicht von dieser kleinen Demüthigung ausgeschlossen; und niemand darf darüber unwillig werden.

Die Wilden, als welche natürlich gern spotten, sind für die satyrischen Tänze

sehr

sehr eingenommen. Ein Mann fasset einen andern bey der Hand an, und führet ihn mitten in die Gesellschaft. Dieser folget ihm ohne sich zu widersetzen; und der Tänzer, der inne hält, läßt einige beißende Züge wider ihn laufen, welche dieser ruhig anhöret, ohne etwas zu sagen. Bey jedem witzigen Einfalle, bey jedem spöttischen Reime, erhebet sich ein Gelächter, so daß er sich in seine Decke verhüllen muß. Der, welcher ihn aushöhnet, nachdem er ihn lange genug lächerlich gemachet hat, um ihn mit Schimpfe zu überhäufen, beschüttet ihm den Kopf mit Asche, oder Mehle. Dieses Spiel lieben diese Völker sehr, und verschonen einander auf keine Art: allein der Leidende weis nachher seinerseits sich auf Kosten dessen, der ihn zum Besten gehabt hat, treflich zu entschädigen. Dieser Zeitvertreib scheint ihnen so angenehm, daß die jungen Leute, wenn sie beysammen sind, sich in zwey Reihen stellen, und einander ebenfalls die Wahrheit sagen, bis einer von den Gegnern nachgiebt, um Quartier bittet, und sich als überwunden erkläret. Alle diese Spöttereyen geschehen unter Musik, nach dem Tacte, und mit gemessenen Schritten: niemals höret man, daß Verbitterung, oder Ge-

waltthätigkeiten daraus entstünden. Derjenige, der getanzet hat, bittet einen andern, und beschenket ihn, damit er seine Einladung annehme. Dergleichen Freygebigkeiten machen die Demüthigungen, die sie von einander auszustehen haben, erträglicher.

Es giebt auch noch **Tänze** bey den Huronen, die von den **Gaukelspielern**, wegen der Genesung der Kranken, verordnet werden; und sie gehören zur **Wahrsagerkunst.** Andere sind blos zum **Vergnügen**, und haben keine besondere Absicht. Sie sind den Männern und Weibern gemein; werden aber von jedem Geschlechte alleine getanzet. Erstere tanzen mit ihren Waffen; und ob man gleich einander nicht bey der Hand anfasset, wird der Kreis doch niemals verrücket; man kommt auch nicht aus dem Tacte; welches um so viel leichter ist, da die Musik der Wilden nur zwey oder drey Tone hat, die immer wiederkommen. Diese Tänze werden allemal durch einen öffentlichen Ausrufer angekündiget, und jedermann erscheint dabey in seinem größten Putze. Der Platz der Musikanten ist in dem Mittel, und so lange als diese bey ihrem Spielen singen, schlagen die Zuschauer mit Stöcken auf Kessel.

Die

Die Tänzer machen mit den Händen und Füssen allerhand Figuren, ein jeder nach seinem Gefallen, und ob gleich diese Bewegungen verschieden, und überhaupt sehr lächerlich sind, so kommt doch niemand aus dem Tacte. Wer seine Stellungen am meisten zu verändern, und die wunderlichsten Gebärden zu machen weis, der wird für den besten Tänzer gehalten. In denen Augenblicken, wo sie recht schwitzen, und außer sich sind, sollte man glauben, man sähe einen Haufen Besessener; und was noch mehr beyträgt, sie zu ermüden, ist, daß sie mit ihrer Stimme eben so sehr, als mit ihren Gebärden, dem Lärmen der Kessel, und dem Klange der Instrumente folgen. Jeder Tanz endiget sich mit einem allgemeinen, sehr lautem Uch! welches ein Geschrey des Beyfalles ist, und anzeiget, daß dieser Theil des Tanzes wohl von statten gegangen ist. Diese Musik hat etwas sehr wildes, und ist anfänglich widerstehend; man kann sich auch nicht leicht einen Begriff davon machen; man gewöhnet sich aber nach und nach daran, und endlich höret man sie mit Vergnügen. Die Wilden lieben diese Art von Festen außerordentlich: sie verlängern sie ganze Tage und Nächte, und mit

ihrem Freudengeschreye erschüttern sie das ganze Dorf.

Vor, und nach dem Tanzen wird allezeit ein groſses Gastmahl gegeben; denn dieſes findet man bey allen Feyerlichkeiten, und Festen. Diese Völker haben ihrer verschiedener Gattung, nach Beschaffenheit der Absicht, warum sie solche anstellen. Sie geben sie bey der Geburt eines Kindes: wenn die Söhne mannbar werden; wenn sie in den Orden der Kriegesleute treten; wenn sie auf der Jagd das erste Thier erleget haben; so oft sie ihren Namen verändern; bey der Einweihung eines Gauklers; bey der Einsetzung einer ihrer Hauptleute; bey der Genesung eines Kranken; bey der Aussaat und Aernde der Früchte; bey Ansetzung des Tages zu einer Fischerey; eine Kriegsrüstung zu beschlüssen; bey der feyerlichen Hinrichtung eines Sclavens; wenn man die Wahrsager befraget, die Geister beschwöret, die Toden beweinet, u. s. w. Es giebt Gastgebote bey Hochzeiten, bey Leichenbegängnissen, wegen der Seelen, um zu tanzen, um alles aufzuessen; Gastmahle, wo man Geschenke giebt u. s. w. Man hat ihrer, woran das ganze Dorf Theil nimmt; und andere, wozu nur eine gewisse Anzahl Personen eingeladen werden.

Das Gastgebot, wobey alles aufgegessen wird, ist, wie ich glaube, Ihnen schon gesaget zu haben, eine Art von Opfer, wo von dem Schlachtopfer nichts übrig bleiben darf. Es wird dabey das tiefste Stillschweigen beobachtet, und von dem, was aufgetragen wird, darf nichts mit nach Hause genommen, sondern es muß alles auf der Stelle verzehret werden. Zwar kann ein jeder einen Beystand haben, das heißt, jemanden, der ihm im Nothfalle essen hilft. Wenn sich aber niemand findet, der durch Geschenke dazu gebracht werden kann, und er das, was ihm vorgeleget wird, nicht aufißt, so bestrafet man ihn auf der Stelle: man machet eine kleine Verschanzung in eine Ecke der Hütte, wo er gefangen gesetzet wird, und zuweilen ganze Tage daselbst bleiben muß. Wenn alles Fleischwerk verzehret ist, werden große Stücken von Bärenfette, und die Brühe, worinnen das Fleisch davon gekochet worden ist, aufgetragen. Sollte man aber, unerachtet aller Bemühung, dennoch nicht fertig werden können, so wird das Uebrige in das Feuer geworfen, auf die Art, wie es die Juden mit dem Osterlamme zu halten pflegten.

Die

Die Gastgebote, wobey gesungen wird, sind die prächtigsten, und die feyerlichsten. Es werden zuweilen bis dreyßig Hirsche in die Kessel gethan; und unterdessen daß sie kochen, zählet man die Anzahl derer Personen, welche gebeten werden sollen. Diese Rechnung geschieht mit Körnern von Indianischen Korne, welche in jede Hütte geschicket werden. Man wirft sie daselbst auf die Fußdecke, und saget: ihr werdet eingeladen: es kommen alsdenn so viel Männer, als Körner sind. Unterdessen läuft ein Ausrufer durch das ganze Dorf, und kündiget an, daß der Kessel in dem benennten Hause aufgehangen sey, und zeiget die Stunde an, wenn man sich einfinden soll. Ein jeder kommt zu gesetzter Zeit, und bringt seinen Napf mit, um das Stücke Fleisch, das man ihm giebt, hinein zu thun. Während daß die Gesellschaft zusammen kommt, fängt derjenige, der das Fest giebt, an zu singen, um seine Gäste zu unterhalten. Diese Lieder handeln von den Heldenthaten der Nation, und wenn jedermann Platz genommen hat, höret er auf zu singen. Er hat fast allezeit einen Gehülfen bey sich, der ihn ablöset, wenn er müde wird. Alsdenn tritt ein Redner auf, fragt, ob die

Gäste

Gäste alle gegenwärtig sind, nennet denjenigen, der das Gastgebot giebt, erkläret die Ursache, warum es angestellet wird, und machet endlich eine genaue Beschreibung von dem, was in dem Kessel ist. Bey jeder Sache, die er nennet, antworten die Gäste zum Zeichen ihres Beyfalles, durch ein Ho, Ho! Hernach trägt er die Angelegenheiten vor, welche von den Anwesenden in Betrachtung gezogen werden sollen: denn, da diese Gastmahle wegen der wichtigsten Vorfälle, die das Dorf betreffen, angestellet werden, so ist dieses eigentlich die Zeit der Behandlung öffentlicher Angelegenheiten. So bald er zu reden aufgehöret hat, so fangen einige an zu singen, andere, zu essen: viele essen, und singen zu gleicher Zeit. Der Herr des Festes rühret nichts an: er besorget, daß die Speisen aufgetragen werden, oder thut es selbst, und nennet laut alle Stücken, die er einem jeden vorlegt. Die besten werden vorzüglicher Weise denen gegeben, die man ehren will. Soll das Gastgebot den ganzen Tag dauern, so hebt man einen Theil der Kessel bis auf den Abend auf; das übrige wird zu Mittage gegessen; während dieser Zeit singt, und tanzet man.

Auf

Auf diese Art unterhält sich die Einigkeit unter diesen Völkern, die, so zu sagen, in Gemeinschaft zusammen leben; durch ihr aufgereimtes Wesen ihre Gastgebote vergnügter machen; das Band der Freundschaft unter sich noch fester knüpfen; und solchergestalt ihre Zusammenkünfte liebreich und angenehm einrichten. Der einzige Fehler, Madame, den Sie dabey finden müssen, ist, daß keine Frau zu dieser Art von Festen kommt, und eingeladen wird. Doch man sieht ihrer verschiedene, welche die Neugierde dahin führet. Diese setzen sich gemeiniglich an das Ende der Hütte. Die Kinder, und diejenigen jungen Leute, die unter die Gemeinschaft der Kriegsleute noch nicht aufgenommen sind, steigen auf Gerüste, oder oben auf die Hütte selbst, um durch die Feuereſſe zu sehen, was vorgeht. Andere brechen durch die Baumrinden, wovon die Wände gemachet sind, und wollen auch ihren Antheil als Zuschauer haben; niemand aber untersteht sich, es ihnen zu verwehren.

Die Wilden haben noch andere Feste, wobey anstatt zu singen, Geschenke an die Gäste ausgetheilet werden. Sie erhalten Kleider, Aexte, Halsbänder, Kessel, u. dergl.

Die

Die Oberhäupter thun sich durch dergleichen Freygebigkeiten hervor, wodurch sie vielmals arm werden.

Ich habe anderwärts von den Hochzeitfesten, und von denen Feyerlichkeiten, die bey Leichenbegängnissen angestellet werden, geredet. Bey allen dergleichen Gelegenheiten haben diese Völker allerhand Spiele, hauptsächlich aber Glücksspiele, als für welche sie eine außerordentliche Neigung haben, eingeführet. Das Spiel, welches sie am meisten beschäfftiget, heißt das Schüßelspiel. Sie verlieren dabey zuweilen alle Gemüthsruhe, ja den Verstand selbst. Sie setzen alles daran, was sie haben; ihre Kleider, Hausrath, Hütten, und Freyheit. Es wird nur unter zwey Personen gespielet, derer jede sechs oder acht kleine Knochen, mit ungleichen Seiten, nimmt, woran die zwey Hauptseiten, die eine weiß, die andere schwarz, gemalet sind. Man läßt diese Knochen in die Luft springen, indem man auf die Erde, oder auf den Tisch, mit einer Schüßel schlägt, worinnen sie erst herum geschüttelt werden. In Ermangelung einer Schüßel, wirft man sie mit der Hand; und wenn sie im Herunterfallen alle einerley Farbe haben, so zählet der, welcher

spielet, fünf; die Partie ist von vierzig Augen; und derjenige gewinnet, der zuerst diese Zahl heraus bringt. Er fährt so lange fort, zu spielen, bis er ungleich wirft, da er denn seinen Platz einem andern überläßt. Diese Spiele geschehen in Gegenwart des ganzen Dorfes, das den lebhaftesten Antheil daran nimmt. Unerachtet nur zwey sind, welche die Schüßel halten, so kann man doch sagen, daß sie alle spielen. Gleich zu Anfange beschäfftigen sie sich, die Farbe, und die Seite zu bestimmen, welche die Knochen im Fallen weisen sollen; die Gegenparthey aber verlanget eine andere. Bey jedem Wurfe erhebt sich ein allgemeines Geschrey; man sollte glauben, die Spieler kämen außer sich; und die Zuschauer sind nicht viel gelassener. Beyde machen tausenderley Gebärden, reden die Knochen an, verwünschen den Schutzgeist ihrer Gegner, und der ganze Flecken erschallet von dem entsetzlichsten Geheule. Sie reden mit erstaunender Heftigkeit, und Geschwindigkeit, und das meistemal sprechen sie die Worte nur gebrochen aus. Sie werden hernach auf sich selbst böse, geben sich gewaltige Stöße, und gerathen in eine solche Hitze, daß sie, obgleich halb nackend, über und über

schwi-

schwitzen. Wenn das Glück nicht günstig ist, so können diejenigen, welche verlieren, die Partie bis auf den andern Tag aussetzen; es kostet mehr nicht, als ein Gastmahl für die Anwesenden. Alsdenn geht das Spiel mit Anbruche des Tages wieder an; und man hat nichts vergessen, um die Schutzgeister auf seine Seite zu bringen. Die großen Partien dauern ordentlich fünf oder sechs Tage; auch die Nacht kann sie vielmals nicht abhalten. Zuweilen werden sie auf Fürbitte eines Kranken, oder auf Verordnung des Arztes angestellet. Alsdenn versammlen sich die Verwandten, lassen ihre Geschicklichkeit sehen, und wählen die glücklichste Hand. Man fraget seinen Manitou um Rath; man fastet; man hält sich mäßig, um einen glücklichen Traum zu haben; und der, welchen man von seinem Schutzgeiste begünstiget zu seyn glaubet, wird neben den Spieler gesetzet.

Ein anderes Spiel ist das Strohspiel. Es sind dieses kleine Stücken Rohr, von der Stärke eines Weitzenhalmes, und zwey Zolle lang. Man nimmt ihrer eine gewisse Anzahl, welche ordentlich in zweyhundert und einem Stücke besteht. Wenn man sie wohl unter einander gemenget hat, beschwöret man

die Geister unter tausend Verzuckungen, und nimmt einen spitzigen Knochen, womit man sie in kleine Haufen von zehn Stücken abtheilet. Ein jeder nimmt sich einen Haufen davon auf gutes Glück; und der Haufen, der eilf Strohhalmen hat, gewinnt eine gewisse Anzahl Augen.

Das, was man hier das Spiel der **Pflaumenfedern** nennet, reizet nicht wegen der Hoffnung zu gewinnen, es ist aber für die Spieler nicht weniger unterhaltend. In dem Mittel einer großen Hütte werden verschiedene Pfähle eingestoßen, die oben mit einem Haufen zarter Federn von allerhand Farben behangen sind. Dahin begeben sich die jungen Leute beyderley Geschlechtes, und tanzen zusammen: die Mannspersonen, die an der Kleidung ihrer Geliebten die Farbe sehen, welche diese am meisten lieben, nehmen von jedem Pfahle Federn von dergleichen Farbe, stecken sie auf den Kopf, tanzen um ihre Schöne herum, geben durch Zeichen einen Ort an, wo sie sich allein sprechen können, und, unerachtet aller Wachsamkeit der Mütter, ermangeln diese niemals, sich daselbst einzufinden.

Das Spiel des Krummstabes hat einige Aehnlichkeit mit unserm Ballspiele. Es kommt darauf an, eine Kugel mit Rackerten auf eine sehr große Weite fortzutreiben, und ohne daß sie auf die Erde falle, noch mit der Hand berühret werde, an ein gewisses Ziel zu bringen; sonst man in beyden Fällen die Partie verlöre. Die Wilden wissen die Kugel mit ihrem krummen Stabe so geschickt zu fangen, daß die Partien zuweilen etliche Tage dauern.

Ich würde, Madame, unter die Ergötzlichkeiten der Wilden die Jagd, und die Fischerey rechnen, wenn die damit verknüpfte Arbeit nicht dieser Leute beschwerlichste Beschäfftigung ausmachte. Ich habe Ihnen anderwärts von der Biberjagd etwas gesaget; ich will Sie gegenwärtig mit der Bärenjagd unterhalten. Bey den Wilden von Canada steht selbige oben an; und bey denen Nationen, die das Christenthum nicht angenommen haben, gehen vorher, folgen ihr, und begleiten sie lauter abergläubige Gebräuche. Es ist allezeit einer ihrer Anführer im Kriege, der die Zeit dazu anordnet, und denen, die dabey seyn sollen, Nachricht giebt. Er setzt hernach eine Fasten von acht Tagen an,

binnen welcher Zeit die strengeste Mäßigkeit beobachtet wird. Eine äußerste Schwachheit, die sie daher empfinden, hält sie dem ungeachtet nicht ab, den ganzen Tag zu singen; ja einige schneiden sich das Fleisch an verschiedenen Theilen des Leibes auf, um von den Geistern den Ort zu erfahren, wo die Bäre sich dieses Jahr am häufigsten aufhalten. Sie rufen die Geister nicht an, daß sie ihnen diese Thiere zu bezwingen beystehen sollen; es ist ihnen genug, zu wissen, wo sie solche antreffen werden. Ihre Träume sind es, die sie endlich entschließen; und sie hoffen allezeit einen guten Fang zu thun, wenn sie glauben, im Traume viele Bäre in einer Gegend gesehen zu haben. Sie richten auch ihre Wünsche an die Seelen derer Thiere, die sie auf den vorhergehenden Jagden erleget haben; und da sie blos mit diesen Gedanken beschäfftiget sind, ist es sehr natürlich, daß das, was der immerwährende Gegenstand ihres Verlangens ist, ihnen im Schlafe öfters vorkomme.

Nach dem Fasten, und nach der Bestimmung des Ortes, wird für die, welche der Jagd beywohnen wollen, ein großes Gastgebot gegeben. Niemand aber darf dabey erscheinen,

scheinen, der sich vorher nicht gebadet, das heißt, in einen Fluß geworfen habe, es sey die Jahreszeit, wie sie wolle, es müßte denn der Fluß gefroren seyn. Bey diesem Gastmahle, so wie bey allen Ceremoniengastereyen, rühret derjenige, der den Wirth machet, nichts an, sondern er beschäfftiget sich nur, unterdessen daß die andern essen, den glücklichen Erfolg seiner vorigen Jagden zu rühmen. So bald man vom Tische aufgestanden ist, machet man sich, mit bey sich habender Kriegsgeräthschaft, und unter dem Zurufe des ganzen Fleckens, auf den Weg. Die Reise geschieht im Winter; und nichts kann einen Wilden aufhalten. Sträucher, Gräben, hohle Wege, Teiche, und Flüsse, keine Hinderniß hält ihn ab, den geradesten Weg fortzugehen, kein Thier kommt ihm im Laufen bey, kein Frost, dem er nicht Trotz bietet. Die Bäre sind zu dieser Jahreszeit in hohlen Bäumen versteckt; oder finden sie umgehauene, so machen sie sich aus den Wurzeln ein Lager, davon sie den Eingang mit Tannenreisern bedecken. Fehlet ihnen diese Zuflucht, so graben sie ein großes Loch in die Erde, und wenn sie hineingekrochen sind, stopfen sie die Oeffnung sorgfältig zu. Sie

verkriechen sich in ihren Höhlen ganz zu hinterst, so daß man sehr nahe bey ihnen seyn muß, um sie auszuspüren. Wenn sie ein dergleichen Lager einmal erwählet haben, so verlassen sie es den ganzen Winter nicht. Die erste Bewühung also ist, die Oerter auszuspüren, wo sie sich aufhalten. So bald die Jäger davon versichert sind, machen sie nach Beschaffenheit ihrer Anzahl einen Kreis um sie herum, der durch das beständige nähere Anrücken immer enger wird, bis sie sie endlich in ihren Höhlen verstecket finden, und mit weniger Mühe töden. Die Bäre in diesem Lande sind nicht gefährlich, sie müßten denn vom Hunger gedrücket werden, oder eine Wunde empfangen haben. Selten fallen sie an; ja sie fliehen, wenn sie einen Menschen ansichtig werden; und ein einziger Hund machet sie furchtsam, und flüchtig.

So bald der Bär erleget ist, steckt ihm der Jäger seine Pfeife zwischen die Zähne, und bläst den ganzen Rachen, und Schlund, voll Rauch. Er beschwöret den Geist dieses Thieres, er solle sich über seinen Tod nicht entrüsten. „Habe keine übele Meynung von uns, sagt er ihm, daß wir dich getödet haben. Du siehst, daß wir, unsere Weiber, und unsere

sere Kinder Hunger leiden; sie haben dich lieb; sie wollen, du sollst in ihren Leib kommen. Ist es dir nicht rühmlich, von Weibern und Kindern der Krieger verzehret zu werden?„ Weil der Geist nicht antwortet, so schneidt der Wilde, um zu wissen, ob seine Bitte erhöret worden sey, das Stückgen Haut unter der Zunge des Bäres ab, und behält es bis zu Ende der Jagd. Nach der Rückkunft in das Dorf, machet man ein großes Feuer, und die ganze Gesellschaft schmeißt diese Stückgen Haut mit vielen Umständen hinein. Knastern sie darinnen, und kriechen ein, wie es natürlicher Weise nicht anders seyn kann, so urtheilet man, daß die Geister besänftiget sind. Geschähe das Gegentheil, so glaubte man, sie wären misvergnügt; und man befürchtete für das künftige Jahr eine unglückliche Jagd, wenn man nicht sorgete, sie durch Bitten und Geschenke zu versöhnen.

Die gute Aufnahme, die man den Jägern bey ihrer Rückkunft bezeiget, die Lobsprüche, die man ihnen giebt, wenn sie viel Wildpret mitbringen, sollte einen glauben machen, sie kämen siegreich aus einem langwierigen Kriege. Das ganze Dorf erschallet von frohlockenden Gesängen, davon der

Schluß, und die Wiederholung allezeit ist, daß, um Bäre zu töden, man ein Mann seyn müsse. Auf dieses Frohlocken folget eines derer Gastmahle, wo alles aufgegessen wird; und zum ersten Gerichte setzet man den größten Bär der Jagd auf. Er wird ganz aufgetragen; und man glaubte, die Geister zu beleidigen, wenn man das geringste davon übrig ließe. Alles wird, bis auf die Haut, und die Eingeweide, gefressen. Selbst die Brühe im Kessel, oder vielmehr das zerschmolzene Fett, die Knochen, die Nerven, alles muß verschwinden: daher auch die meisten Gäste krank werden; ja etliche sterben. Unerachtet der Hauptzweck dieser Jagd ist, die Haut des Bäres zu bekommen, so sehen Sie doch, Madame, daß das Fleisch auch sehr beliebt ist. Die Wilden essen davon auf der Jagd, und bringen doch genug nach Hause, um ihre guten Freunde zu bewirthen, und ihre Familie zu sättigen.

Hier zu Lande hält man die Jagd für eine eben so edele Beschäfftigung als den Krieg; und mit einem guten Jäger verwandt zu werden, geht, wegen des daher zu erlangenden Nutzens, noch über die Verheurathung mit einem Soldaten. Um sich in dieser Art

einen

einen Namen zu erwerben, muß man zum wenigsten zwölf Stück roth Wildpret in einem Tage erleget haben. Man hat allezeit viele zu dieser Jagd abgerichtete Hunde bey sich. Sie sind alle von einerley Gattung, haben gerade vor sich stehende Ohren, und ein spitziges Maul, wie die Wölfe. Man rühmet ihre Treue gegen ihre Herren, ungeachtet diese sie schlecht genug füttern, und niemals liebkosen.

Ich habe Ihnen schon von der Jagd des Caribou gesaget. Es giebt aber noch eine andere Art, womit die Wilden sich nicht weniger beschäfftigen. Es ist die Jagd des Orignal, dessen Fleisch von unvergleichlichem Geschmacke, die Haut aber stark, weich, und geschmeidig ist. Sie wird gahr gegerbet, und zu Kollern gebrauchet, welche wegen ihrer Leichtigkeit desto schätzbarer sind. Das Thier hat die Größe eines Pferdes, einen breiten Rücken, einen sehr kleinen Schwanz, erhabene Kniee, die Beine und Füße, wie ein Hirsch. Ein langes Haar bedeckt seinen Hals bis auf das Wiederroß; es leget sich nicht glatt, verliert auch niemals eine Art von Schnellkraft, wodurch es beständig in die Höhe steht. Man brauchet es zu Matrazzen,

und

und zu Sätteln. Der Kopf des Orignal ist länger als zwey Fuß, und die Art, wie es ihn vorwärts trägt, giebt ihm ein übeles Ansehen. Das Maul ist dick, und oben eingedrücket. Seine Nasenlöcher sind so groß, daß man den halben Arm hineinstecken könnte; und sein Geweih ist breiter als bey dem Hirsche, und fast eben so lang. Es ist flach wie bey dem Damhirsche, und wird alle Jahre abgeworfen. Man glaubt, dieses Thier sey das Elendthier, davon ich in meinem Briefe von Norwegen geredet habe; nur ist es etwas stärker. Es liebt die kalten Länder, nähret sich im Sommer mit Grase, und im Winter schälet es die Bäume ab.

Wenn tiefer Schnee fällt, so versammlen sich die Orignale truppweise unter den Bäumen, um sich vor dem übeln Wetter zu schützen, und bleiben daselbst so lange, als sie zu fressen finden. Alsdenn ist es leicht, sie zu fangen, insonderheit wenn die Sonne anfängt, den Schnee zu schmelzen. Die Nachtfröste veranlassen eine Rinde auf dem Schnee, die sie mit den Füßen durchtreten, mit den Beinen hineinfallen, und solche im Herausziehen beschädigen. Bey dieser Gelegenheit bemächtigt man sich ihrer ohne große Mühe:

zu

zu anderer Jahreszeit aber lassen sie nicht leicht an sich kommen; und die geringste Wunde bringt sie in Wuth. Das Thier kehret sich geschwind gegen den Jäger, und tritt ihn nieder. Ein Mittel, dieses zu verhindern, ist, daß man ihm sein Kleid hinwirft, wider welches es allen seinen Zorn ausläßt, unterdessen daß man hinter einen Baum tritt, wo man seine Zeit abpasset, ihm vollends die letzte Hülfe zu geben.

Die mitternächtlichen Nationen in Canada stellen diese Jagd an, ohne sich in Gefahr zu begeben. Sie theilen sich in zwey Banden; die eine begiebt sich auf Kähne, welche auf eine gewisse Weite von einander bleiben, und einen halben Kreis schließen, davon die beyden Enden an das Ufer reichen. Die andere, die am Lande geblieben ist, umgiebt einen großen Platz, der mit dem halben Kreise übereinkommt; man läßt alsdenn die Hunde los, um die Orignale, die in diesem Raume befindlich sind, aufzujagen; und indem man sie beständig vorwärts treibt, nöthiget man sie in den Fluß zu springen, wo man aus allen Kähnen auf sie schießt, und selten kommt eines davon. Eine andere sehr gewöhnliche Weise ist, sie mit Schlingen zu fangen. Man

schließt

schließt einen großen Theil eines Waldes mit Pfählen ein, die mit Reisern umflochten werden, und läßt nur eine sehr kleine Oeffnung, wo man Schlingen hinlegt. Wenn diese Thiere daselbst durch gehen, fangen sie sich, entweder am Halse, oder an dem Geweihe. Sie brauchen viele Gewalt sich loszumachen, und zuweilen nehmen sie die Schlingen mit fort, oder zerreißen sie. Vielmals aber bleiben sie hängen, und lassen dem Jäger Zeit, sie mit Bequemlichkeit zu töden.

Das Orignal hat noch andere Feinde, ohne die Wilden, die nicht weniger grausam wider ihn zu Felde ziehen. Der schrecklichste unter allen ist der Carcajou, eine Art von Katze, mit einem sehr langen Schwanze. So bald er seinen Raub erreichen kann, springt er auf ihn, hält sich an seinen Hals an, umschlingt ihn mit seinem Schwanze, und schneidt ihm die Halsadern entzwey. Das Orignal hat nicht mehr als ein einziges Mittel, sein Leben zu retten, nämlich, daß es in das Wasser springt; da denn sein Feind, der das Wasser scheuet, es in dem Augenblicke fahren läßt: ist aber das Wasser zu weit abgelegen, so stirbt es, ehe es dahin kommen kann. Man behauptet, das jägerische Thier ließe sich

durch

durch Füchse begleiten, die seine Beute ausspüren müßten. So bald diese das Orignal antreffen, machen ihrer zwey sich ihm zur Seite, und der dritte bleibt hinter ihm: alle drey wissen sich so lange herumzudrehen, und das Thier zu beunruhigen, bis sie es endlich nöthigen, dahin zu gehen, wo sie den Carcajou gelassen haben, mit dem sie sich hernach wegen Theilung des Wildpretes vergleichen.

Ich bin u. s. w.

Quebec, den 3 April, 1749.

Der 104 Brief.

Fortsetzung von Canada.

Ich verlasse die Huronen noch nicht: ihre auswärtigen Angelegenheiten, und ihre innerlichen Beschäfftigungen, sind Dinge, Madame, die ich nicht vergessen darf. Im Kriege, suchet von beyden Partheyen diejenige, für die er unglücklich ausschlägt, alle Gelegenheit, um Friedensunterhandlungen zu bewirken. Sollten die Gemüther auch noch so sehr erbittert seyn, so bedienet man

sich

sich der Vermittelung einer neutralen Nation; und so bald alles veranstaltet ist, werden Gesandte abgeschicket, um Vorschläge zu thun, welche der Ueberwinder, wofern er nur einigen Vortheil dabey sieht, gern annimmt. Es ist bey ihnen nicht der Fall, Länder zu erobern, oder ihr Gebiete zu vergrößern. Viele unter ihnen haben so gar, im eigentlichen Verstande, keine eigenthümlichen Länder; und andere sind nicht dawider, wenn man sich auf ihrem Grunde und Boden niederläßt, man muß sie nur nicht beunruhigen wollen. Daher kommt es in den meisten ihrer Verträge blos darauf an, daß man suchet, sich Bundsgenossen wider mächtige Feinde zu machen, oder die Feindseligkeiten gegen einander einzustellen. Denn sonst nehmen die Kriege zwischen den Wilden, wenn sie von Nation zu Nation geführet werden, fast nie ein Ende; und man kann auf keinen dauerhaften Frieden rechnen, so lange eines von beyden Völkern, dem andern Neid zu erwecken, noch vermögend ist. Ehe es zu Unterhandlungen kommt, wendet man alle Sorgfalt an, daß es nicht scheine, als thäte man die ersten Vorschläge; oder wenigstens suchet man den Feind zu überreden, daß Furcht und Nothwendigkeit

keit keinen Antheil daran haben. Auch bey den schlimmsten Umständen einer Nation wird der Abgeordnete von seinem Stolze nichts nachgeben; und öfters ist er geschickt genug, den Ueberwinder zu beweisen, daß dessen eigener Vortheil darunter begriffen ist, wenn er die Feindseligkeiten einstellet. Um die Würde eines Gesandten zu bekleiden, wählet die Rathsversammlung allezeit diejenigen, von derer Gaben und Geschicklichkeit man versichert ist. Wenn sie nun ihre Verhaltungsbefehle, die in der Versammlung der Aeltesten reiflich erwogen werden, erhalten haben, begeben sie sich auf den Weg mit Geschenken, und mit einer gewissen Anzahl junger Leute, die ihr Gefolge ausmachen.

Ehe man noch angelanget ist, schicket das Haupt der Gesandtschaft einen von seinem Gefolge ab, und läßt seine Ankunft melden, damit man Anstalt mache, ihn zu empfangen. Eine halbe Stunde vom Dorfe hält er inne, und schicket wieder ab, um von seiner Anwesenheit Nachricht zu geben. Hierauf werden in dem Flecken Berathschlagungen gehalten, und Abgeordnete gesendet, ihn zu bewillkommen. Der Aelteste von diesen nimmt neben dem Gesandten Platz, zündet seine Pfeife

an, wünschet ihm zu seiner Ankunft Glück, danket ihm, eine so beschwerliche Reise unternommen zu haben, und nach mehrerern dergleichen Gespräch̊en begiebt er sich mit seinen Leuten weg, der Gesandte aber zieht in den Flecken ohne Gepränge ein. Hier findet er seine Hütte eingerichtet, und den Kessel aufgehangen. Das Gastgebot wird auf öffentliche Kosten gegeben, und niemand rühret etwas an, als die Neuangekommenen. Während ihrem ganzen Aufenthalte werden sie frey gehalten. Anfänglich ruhen sie einige Tage aus, hernach verlangen sie, in der Rathsversammlung vorgelassen zu werden; sie zeigen ihre Halsbänder, und machen ihren Antrag, worüber man mit vieler Ueberlegung berathschlaget. Sind die Vorschläge von solcher Beschaffenheit, daß sie angenommen werden können, so schicket man die Gesandten mit Geschenken, und einer gewierigen Antwort, zurück. Aber wehe ihnen, wenn die Meynung, den Krieg fortzuführen, in dem Rathe die Oberhand behält. Man hat alsdenn weder für ihre Würde, noch für das Völkerrecht, Achtung; ja zuweilen schmeißt man sie auf eben der Fußdecke tod, wo sie geredet haben. Das meistemal, um die Gast-

freyheit

freyheit nicht zu beleidigen, verabschiedet man sie ehrbar; aber etliche Stunden von dem Dorfe ermordet man sie auf öffentlicher Landesstraße. Es ist nicht gebräuchlich, die Gesandten zu verbrennen, oder sie als Sclaven zu halten: unterdessen hat mir der Mißionnair versichert, daß die Irokoer ihre Grausamkeit wider einige Franzosen, die der Statthalter von Canada als Gesandte zu ihnen geschicket hatte, so weit getrieben haben. Wenn ich diesen nämlichen Jesuiten glauben soll, so verstehen sich die Wilden auf die feinste, und ausgekünstelteste Staatskunst. Sie unterhalten bey ihren Feinden, sagte er, Kundschafter; und man behauptet, daß sie aus einer andern Folge von Klugheit, vermöge welcher sie sich vor partheylichen Nachrichten in Acht nehmen, keine dergleichen Nachricht von diesen vertrauten Dienern annehmen, wenn sie nicht mit einigen Geschenken begleitet sind.

Außer den Friedensschlüssen, Bündnissen, und dergleichen, sehen die Wilden die Handlung als eine ihrer vornehmsten Beschäfftigungen an. Es besteht selbige in einem blossen Tausche, der von Nation zu Nation geschieht, und wo man Pelzwerk, Matten, Tabak, Kähne, gegen Kleider, Brandewein,

Hausgeräthe, und was sonst zur Nothdurft des Lebens gehöret, verwechselt. Die Gastereyen, und Tänze, welche angestellet werden, wenn sie zu andern Völkern des Umsatzes wegen kommen, machen aus diesem Handel einen angenehmen Zeitvertreib. Der Anfang geschieht mit Geschenken, die den Oberhäuptern, und der Nation überhaupt, gemachet werden. Man erwiedert selbige mit einem Gegengeschenke; und diese Höflichkeit wird von beyden Theilen als eine Art von Abgabe angesehen, die man von den Waaren einhebt. Hernach handelt man unter sich, oder eine Hütte mit der andern; der Preis aber der Waaren richtet sich lediglich nach der Lust, die man bezeiget, eine Sache einzukaufen.

Wenn man auf das Gebiete einer Nation kommt, wo man nur durchgeht, wird ein Zoll bezahlet, dessen sich niemand weigert. Ein einziger Mann hält dreyßig Kähne an, wenn er saget: „ich versperre den Fluß, weil man nicht den Leib von dem und dem Capitaine bedecket hat;„ oder wegen einer andern Ursache. In solchem Falle läßt sich niemand einfallen, sich zu widersetzen; und mit einem Geschenke kommt man durch: man fordert es auch mit Höflichkeit, welche gewisse Bar-

barn in Frankreich nicht kennen, die ärger sind als die Wilden, und die man Gehülfen, (employés,) nennet.

Beym Handel, ob er gleich hier durch Vertauschung geschieht, bedienet man sich doch gewisser Geltungszeichen, die unsere Münzen vorstellen. Sie dienen zu gleicher Zeit statt der Worte, Schriften, und aller Verträge. Man nennet sie Porcellain; welches aber keine gebrennte Erde ist, wie in Europa; sondern es sind kleine Seemuscheln, die sich durch ihre Figur und Farben unterscheiden. Sie sind gerippt, länglich, ein wenig spitzig, ohne Ohren, und ziemlich dick. Der Fisch, der darinnen steckt, taugt nicht zum Essen; die Muschel aber ist inwendig von einer so schönen Glätte, und von so glänzender Farbe, daß die Kunst nichts ihr ähnliches hervorzubringen vermag. Die Wilden haben nichts kostbareres; es sind ihre Kleinode, ihre Edelsteine, ihr Gold und Silber. Es giebt ihrer zweyerley: einige sind weiß, und dieß sind die gemeinsten: man brauchet sie zu vielerley Putzwerk, womit die Manns- und Weibspersonen sich zu schmücken pflegen. Die andern, die dunkel violetblau aussehen, sind noch beliebter; und je mehr sie

in das Schwarze fallen, desto kostbarer sind sie. Man verarbeitet sie auf zweyerley Art, in Zweigen, und in Halsbändern. Diese sind breite Bänder, worauf die Muscheln reihenweise gesetzet, und mit kleinen, saubern Riemen befestiget sind, davon das Geflochtene ziemlich gut aussieht. Der öffentliche Schatz besteht mehrentheils aus dieser Art von Reichthume. Die Wilden, weil sie nicht schreiben können, geben ihnen allerhand Bedeutungen, um eine besondere Handlung, oder einen Umstand auszudrücken, welche das Halsband, so lange als es dauert, vorstellen soll. Damit alle Unordnung vermieden werde, welche aus ihrer großen Menge entstehen könnte, trägt man Sorge, sie zu verändern, und dergestalt zu versetzen, daß man sie gleich auf den ersten Anblick unterscheiden kann. Ueberdieß pflegen die Aeltesten sie öfters zu untersuchen, und sehen darauf, diejenigen abzusondern, die ihnen besonders übergeben werden: durch dieses Mittel wird alles genau in Obacht genommen, und nichts vergessen. Die Länge dieser Halsbänder, ihre Breite, und die Farbe, sind nach Beschaffenheit der Wichtigkeit der Sachen, der Würde der Personen, und des Ansehens, worinnen eine Nation

steht,

steht, eingerichtet. Sie stellen gleichsam das Siegel eines jeden Vertrages vor. Alle Verabredungen, alle getroffene Verbindlichkeiten, alle gethane Eidschwüre, werden als nicht geschehen angesehen, wenn sie nicht durch ein gegenseitig zugeschicktes Halsband sind bestätiget worden. Fehlet es diesen Völkern an Porcellaine, so ersetzen sie es durch andere Geschenke. Gemeiniglich werden Häute von Hirschen und Rehen dazu genommen, dafür ihnen die Europäer, die mit ihnen handeln, allerhand geringfügige Kramerwaaren vertauschen. Der öffentliche Schatz wird in der Hütte der Oberhäupter verwahret, und geht wechselsweise aus einer in die andere. Hierzu ist keine bestimmte Zeit angesetzet, sondern er bleibt an einem Orte so lange, bis die Misgunst ihn verdränget. Ausser den Zweigen, und Halsbändern von Porcellaine, werden auch Pelzwerk, Getreide, Mehl, geräuchertes Fleisch, und überhaupt alles, was zu den gemeinschaftlichen Kosten des Flect.. erforderlich ist, dahin geliefert. Nur Dinge von Wichtigkeit bestätiget man durch Halsbänder: bey weniger wichtigen, bedienet man sich der Zweige von Porcellaine, der Häute, Decken, u. d. g. Wenn eine

Nation eingeladen wird, an einem Kriege Antheil zu nehmen, so schickt man, zugleich mit dem Halsbande, eine mit Blute bestrichene Fahne.

Der meiste Handel bey den Huronen, und Irokoern, geschieht zu Wasser, wegen der großen Anzahl Seen und Flüsse, die das Land bewässern. Auf der einen Seite haben sie den Fluß St. Laurent in der Nähe, und auf der andern den Ohio, der sich in den Mißisipi ergießt. Solchergestalt können sie, wenn sie diese beyden Flüsse herabfahren, überall nach Morgen, und Abend hinkommen. Die Schiffe sind, nach der Verschiedenheit des Landes, verschiedentlich gebauet, auch nicht von einerley Materie. Ich habe Kähne von allerhand Arten von Häuten gesehen. Einige davon sind nur für eine Person gemachet, und haben zwölf bis sechzehn Fuß in der Länge: sie sind flach, und gleichen einem Weberschiffe; inwendig und auswendig sind sie mit Haut überzogen, und haben in der Mitte eine Oeffnung, wo ein Mann mit dem halben Leibe hineinkriecht, daß er sich setzen kann. Er machet diese Oeffnung wie einen Beutel zu, und zieht sie am Leibe zusammen, wie einen Gurt. Da er nun selbst in dergleichen

Haut

Haut gekleidet ist, scheint er mit seinem Kahne aus einem Stücke zu seyn; und kein Tropfen Wasser kann hineindringen. Er regiret den Kahn mit einem doppelten Ruder, das an beyden Enden wie ein Farbenspatel geformet ist: mit diesem rudert er mit solcher Geschwindigkeit, daß man meynen sollte, er führe auf dem Eise. Ein Wurfspieß, der an einen langen Strick gebunden ist, dienet ihm, Fische zu töden, die er roh ißt. Da er nun von der Gewalt des Wassers nichts zu befürchten hat, unternimmt er ohne Bedenken die längsten Reisen, wenn er nur vermuthen kann, daß es ihm nicht an Nahrung fehlet. Die andern Kähne haben die gewöhnliche Form, sind von verschiedener Größe, und können zehn, bis funfzig und sechzig Personen fassen. Bey stillem Wetter regiret man sie mit Rudern; kann man sich aber des Windes bedienen, so werden an den Mastbaum Segel von Häuten gebunden. Ich habe anderwärts der Kähne, aus Baumrinde gemachet, Erwähnung gethan, welche als Kunststücken der Wilden anzusehen sind. Nichts ist besser gemachet, und vortrefflicher, als diese zerbrechlichen Maschinen, auf welchen dem ungeachtet erstaunende Lasten fortgeschaf-

fet werden, und mit denen man in der größten Geschwindigkeit überall hinfahren kann. Der Boden besteht aus einem oder zwey Stücken, woran man andere mit Wurzeln zusammen näht, die inwendig geleimet werden, so daß diese verschiedenen Stücken ein Ganzes ausmachen. Der Boden hat nicht mehr als zwey Linien in der Dicke; inwendig aber wird er durch Spähne von Cedernholze verstärket, die dem ganzen Körper des Werkes die Befestigung geben. Auf dergleichen Maschinen fahren die Huronen über einen Arm vom Meere, sie schiffen damit auf den gefährlichsten Flüssen, und auf Seen, die vier oder fünfhundert Stunden im Umfange haben. Ich habe verschiedene Reisen auf diese Art gemachet, ohne jemals die geringste Gefahr ausgestanden zu haben. Nicht mehr als einmal ist mir begegnet, daß da ich über den Fluß St. Laurent fuhr, ich mich unversehens mit Eisschollen von ungeheurer Größe umgeben sah. Der Kahn bekam Risse davon; und die Wilden, die mich fuhren, fiengen an zu schreyen: „wir müssen sterben; es ist um uns gethan; wir müssen alle umkommen.„ Jedoch sie wagten das Aeußerste, und sprungen auf eine der schwimmenden

Eis-

Eisschollen. Ich folgte ihnen, und nachdem wir den Kahn an uns gezogen hatten, trugen wir ihn bis an das andere Ende der Eisscholle. Daselbst setzten wir uns wieder hinein, um wieder auf eine neue Eisscholle zu kommen; und auf solche Art, nachdem wir von einer Eisscholle auf die andere geklettert waren, langten wir endlich, durchaus naß, und erstarret, an dem andern Ufer des Flusses an.

Diese kleinen Schiffe haben das Unbequeme, daß man sich sehr in Acht nehmen muß, wenn man hineintritt, und sich ziemlich gezwungen halten muß, damit sie nicht umschmeißen. Wenn sie übrigens auch nur ein wenig auf Steine oder Sand treffen, kriegen sie Risse, wodurch das Wasser eindringt, und die Waaren verderbt. Es geht kein Tag hin, daß man nicht einige Löcher mit Harze zustopfet, und wenn man an das Land steigt, muß man den Kahn ausladen, und ihn an das Ufer in Sicherheit bringen, daß er von dem Winde nicht zerbrochen werde. Zwey Leute tragen ihn ohne Mühe auf ihren Schultern; die andern nehmen die Ballen; und auf diese Art vermeidet man die schweren Ueberfahrten, die Cascaden, und Wasserfälle, worüber man wegen ihrer außerordentlichen Höhe auf

den

den Flüssen des nördlichen Amerika nicht fortkommen kann. Man muß schon vom weiten seine Maasregeln nehmen, und den Fluß in einer ziemlichen Entfernung von dem Wasserfalle verlassen, um nicht einer unvermeidlichen Gefahr ausgesetzet zu seyn. Wo aber die Wasserfälle weniger Höhe haben, da überläßt man sich dem Strome. Die ganze Geschicklichkeit besteht alsdenn darinnen, daß man ihm recht zu folgen weis, gewisse enge Durchfahrten längst den Felsen wählet, und die abgebrochenen Steine, derer der Fluß voll ist, vermeidet; denn nur einer davon wäre hinlänglich, den Kahn zu zerbrechen, und Schiffbruch zu leiden. Es wird Ihnen, Madame, unbegreiflich vorkommen, wie man sich solchen gefährlichen Durchfahrten auf einer bloßen Baumrinde überlassen könne: allein unsere Wilden sind in dieser Art von Schiffahrt so geübet, daß viele unter ihnen lieber über die Wasserfälle setzen, als den Weg zu Fuße machen wollen. „Für uns Europäer, sagte mir der Mißionnair, hat dieses Fuhrwerk noch weit größere Beschwerlichkeiten. Die Furcht, die man anfänglich empfindet, wegen seiner außerordentlichen Zerbrechlichkeit; die gezwungene Stellung,

darin-

darinnen man sich halten muß, und daß man sich nicht regen darf, welches unvermeidlich ist; die Langsamkeit der Reise, die durch den geringsten Regen, oder durch widrigen Wind veranlasset wird; der wenige Umgang, den man mit den Wilden haben kann, die nichts wissen, und wenn sie beschäfftiget sind, niemals reden; die mit ihrem übeln Geruche einen fast vergiften, und mit Unflate und Ungeziefer anfüllen; der Eigensinn, und die trotzigen Begegnungen, die man auszustehen hat; die Unhöflichkeit, welcher man unter Leuten ausgesetzet ist, die entweder betrunken sind, oder wegen irgend eines unvermutheten Zufalles mürrisch werden; die Begehrlichkeit, welche bey diesen Barbarn gar leicht entsteht, wenn sie jemanden vor sich sehen, der sie in Versuchung bringt: dieses alles, fuhr er fort, erfährt man sehr oft, wenn man in diesen Schiffen mit ihnen reiset.

Wahr ist es, setzte er hinzu, daß es Oerter und Zeiten giebt, wo die Schiffahrt nicht so unangenehm ist; und ich erinnere mich noch mit Vergnügen derjenigen, die ich im vorigen Jahre auf dem See Erie gethan habe. Ich fuhr längst an einem vortreflichen Lande hin, bey heiterem Himmel, und auf einem

Wasser,

Wasser, das so klar war, wie ein Quell. Ueberall fand ich sichere, und angenehm gelagerte Horden, wo ich mich ohne große Kosten mit der Jagd erlustigen, mit Bequemlichkeit gesunde Luft schöpfen, und der Aussicht der schönsten Gegenden genießen konnte. Ich stellete mir die alten Patriarchen vor, welche auch keine bleibende Wohnung hatten, unter Zelten lebten, dabey in gewisser Maaße Herren von allen denen Ländern waren, die sie durchstrichen, den Ertrag davon ruhig nutzeten, und nicht die unvermeidlichen Beschwerlichkeiten empfanden, welche der Besitz eines wirklichen Eigenthums mit sich führet. Wie viele Eichen stelleten mir jene von Mamre vor! Wie viele Brunnen erinnerten mich an den von Jacob! Ein jeder Tag überließ mir die Wahl einer neuen Gegend; ein bequemes und reinliches Haus, in weniger als einer Viertelstunde aufgerichtet, mit allen Nothwendigkeiten versehen, und mit allezeit frischen Blumen auf einem schönen immer grünenden Boden bestreuet: auf allen Seiten einfache und natürliche Schönheiten, welche keine Kunst geschwächet hat, und nachzuahmen nicht vermögend ist. Wurden auch diese Annehmlichkeiten unterbrochen, entweder durch

übele

übele Witterung, oder durch einen unversehenen Zufall, so wurden sie desto lebhafter, wenn sie sich vom neuen zeigten.

Ich begleitete auf dieser Reise zwey französische Officiere, welche der Commendant von Montreal an die Huronen abschickte, um ihnen gewisse Verordnungen bekannt zu machen, die er von dem Generalstatthalter von Canada empfangen hatte. Gleich den andern Tag nach unserer Ankunft, wurden die Häupter dreyer Dörfer zusammen berufen, welche den Antrag gelassen, und ohne darein zu reden, anhöreten; und wie die Officiere ausgeredet hatten, giengen die Huronen weg, um zu berathschlagen: denn ihre Gewohnheit ist, bey einer Sache von Wichtigkeit niemals ihre Antwort gleich zu geben. Zwey Tage hernach versammleten sie sich in grösserer Anzahl: um Ihnen aber von dieser Berathschlagung einen Begriff zu machen, so stellen Sie Sich ein dreyßig Wilder fast nackend vor, die Haare auf eben so vielerley Art, und die einen immer lächerlicher als die andern, zurechte gemachet; viele unter ihnen mit einem eingefaßten Hute; alle mit einer Pfeife in dem Maule, und in der Stellung von Leuten, die an nichts denken. Es ist schon viel,

wenn

wenn sie in einer Viertelstunde ein Wort von sich geben.

Hier war die Frage von zweyen Puncten, die dem Statthalter sehr am Herzen lagen. Der erste kam darauf an, den drey Dörfern vorzustellen, daß man ihnen keinen Brandewein mehr verkaufen würde, weil die Commissarien vom Seewesen die Einfuhre schlechterdings verboten hätten. Der zweyte war, sie zu vermögen, daß sie sich wider andere Indianer rüsteten, welche allerhand Raubereyen und Gewaltthätigkeiten im Lande ausübeten. Der Sprecher der Huronen führte das Wort; seine Stellung, seine Stimme, und sein ganzes Thun, ungeachtet er keine Bewegung machte, hatte etwas edeles, und einnehmendes. Er bediente sich keines Einganges, sondern gieng gleich zur Sache. Er redete lange, und gelassen, und hielt bey jedem Artikel inne, um dem Dolmetscher Zeit zu geben, in unserer Sprache zu erklären, was er in der seinigen gesaget hatte. Der Schluß war, daß die Franzosen es halten könnten, wie sie wollten, um den Huronen keinen Brandewein fernerhin zu verkaufen; ja, daß sie würden wohl gethan haben, wenn sie ihnen niemals dergleichen verkaufet hätten:

ten: man kann nichts nachdrücklicher ausdenken, als was er wider die Unordnung anführte, die dieses Getränke unter ihnen angerichtet hätte. Aber, fügte er hinzu, sie wären so sehr daran gewöhnet, daß es nunmehr nicht zu unterlassen stünde; daher wir leicht schließen könnten, daß in Ermangelung der Franzosen, die Engländer sie reichlich damit versorgen würden. Was den zweyten Punct betraf, so erklärete er, daß man sich zu nichts, als nur in einer allgemeinen Versammlung, entschließen könnte, welche ohne Zweifel die Nothwendigkeit dieses Krieges einsehen würde.„

Ich komme aber wieder auf meine Materie, davon mich diese Ausschweifung entfernet hat. Die Wilden haben einige Kenntniß von der **Sternkunde**, die ihnen dienet, ihre Zeit zu messen, und ihre Reisen anzuordnen. Sie bestimmen ihre Jahreszeiten, und Monate, nach der Aussaat, nach den verschiedenen Veränderungen in der Höhe des Getreides, und nach der Erndenzeit. Sie haben keinen Begriff von einer Eintheilung der Zeit in Wochen, Tage, und Stunden: sie kennen auch nicht leicht mehr als vier gewisse Himmelsgegenden, den Aufgang der Sonne, den

Mittag, den Untergang der Sonne, und Mitternacht: aber in Ermangelung der Uhren helfen sie sich durch eine so genaue Aufmerksamkeit, daß sie, zu allen Stunden des Tages, den Punct, wo die Sonne stehen muß, mit dem Finger anzuzeigen wissen. Die Huronen pflegen kein Feuer mit Kieselsteinen anzuschlagen, sondern sie reiben zwey Hölzer wider einander. So bald sich diese entzündet haben, legen sie sie in klein geriebene Schale von Cedernholze, und blasen sachte hinein, bis sie anfängt zu brennen.

Da diese Völker nicht sehr begierig sind, sich die zum Leben gehörigen Bequemlichkeiten, so lange sie zu Hause sind, zu verschaffen, was soll man von ihren aufgeschlagenen Lagern halten, wenn sie herumschweifen? Der Mißionnair, der sie auf einer Jagd im Winter begleitet hatte, machet folgende Beschreibung davon. „Der Ort, den sie wählen, ist rauh und ungebauet; man muß lange Zeit gehen, ehe man dahin kommt, und alles, was man binnen fünf oder sechs Monaten vonnöthen hat, auf dem Rücken mit sich tragen. Hätte man nicht die Vorsicht, Baumrinden mitzunehmen, so fände man nichts, um sich unter Weges vor Regen und

Schnee

Schnee zu verbergen. So bald man an dem bestimmten Orte angelanget ist, fängt jedermann an zu arbeiten; und ich wurde eben so wenig geschonet, als ein anderer. Man gab mir nicht einmal eine eigene Hütte, sondern ich kehrte in der ersten ein, wo man mich aufnehmen wollte. Diese Hütten sehen ohngefähr aus, wie unsere Eisgruben, rund, und zugespitzt, wie ein Kegel, und erhalten sich anders nicht, als durch Stangen, die in den Schnee gestecket, oben zusammen gebunden, und mit schlecht gefügten Baumrinden bedecket sind: daher auch der Wind überall durchdringt. Ihre ganze Erbauung erfordert kaum eine Stunde Zeit. Die Tannenreiser dienen anstatt der Fußdecken; und man hat keine andere Betten. Der Schnee, der sich außen herum häufet, machet eine Art von Brustwehre, hinter welcher man ganz ruhig schläft, so bald der Rauch nicht zu arg ist: denn ordentlicher Weise nimmt er das oberste der Hütte so ein, daß man nicht aufgerichtet stehen kann, ohne den Kopf in einer Art von Wolke zu haben. Die Wilden, die von Jugend auf gewohnet sind, auf der Erde zu sitzen, oder zu liegen, empfinden davon keine Beschwerlichkeit; für mich aber war diese

Stellung eine Marter. Oftmals kann man, zwey Schritte vor sich, nichts unterscheiden; und weil einem die Augen beständig übergehen, büßet man sie fast ein. Zu gewissen Zeiten ist man gezwungen, um Athem zu holen, sich nieder auf den Bauch zu legen, und den Mund an die Erde zu halten; denn man darf sich nicht einfallen lassen, hinaus zu gehen; die große Kälte würde einem das Gesicht zerschneiden.

Zu diesen Beschwerlichkeiten kam eine andere, die mir noch unerträglicher schien: dieses war die Plage mit den Hunden. Die Wilden haben ihrer eine große Menge, welche ihnen überall folgen, und sehr zugethan sind: sie sind nichts weniger als schmeichelnd, weil sie niemand liebkoset; aber beherzt sind sie, und geschickt zur Jagd. Für ihren Unterhalt wird wenig gesorget; sie leben blos von dem, was sie habhaft werden können. Daher sind sie auch alle sehr mager, und haben so wenig Haare, daß ihnen die Kälte höchst empfindlich wird. Um sich dawider zu schützen, legen sie sich, wenn sie nicht an das Feuer kommen können, auf das erste Bette, das sie finden; und die Nacht wachet man öfters auf, weil man von einem Haufen dieser

ser Thiere fast erdrücket wird. Vergeblich suchet man, sie fortzujagen; sie kommen den Augenblick wieder. Ihre Plage fängt sich mit dem Tage aufs neue an: kein Gerichte kommt zum Vorscheine, davon sie nicht ihren Antheil verlangen. Stellen Sie Sich einen armen Mißionnair vor, der am Feuer liegt, wider den Rauch kämpfet, kaum dieserhalb sein Brevier lesen kann, und dem Gedränge einer Menge Hunde ausgesetzet ist, die vor ihm hin und her laufen, und alle Stücken Fleisch, die sie ansichtig werden, wegschnappen wollen. Bringet man ihm zu essen, so haben sie ihr Maul noch eher in die Schüssel gestecket, als er die Hand reget; und unterdessen daß er sein Gerichte vertheidiget wider die, die ihn von vorne anfallen, kommt ein anderer von hinten, und nimmt ihm die Hälfte weg, oder läßt sie in die Asche fallen.

Der Hunger ist ein anderes, noch grösseres Uebel, als die vorher erwähnten. Man machet sich Rechnung auf die Jagd, und sie gelingt nicht allezeit. Die Vorräthe werden alle; und unerachtet die Wilden lange fasten können, so reißt der Mangel doch endlich so sehr ein, daß sie dabey unterliegen. Ich wurde bey dieser Winterverrichtung genöthi-

get, die Haut von Aalen, und Elendthieren zu essen, die ich zu Ausbesserung meines Kleides gebrauchet hatte. Nachher mußte ich mich von jungen Zweigen, und von der feinsten Rinde der Bäume, nähren. Meine Gesundheit litte dadurch keinen Anstoß; es waren aber andere, welche sich bey dieser Probe sehr beschweret fanden.

Im Sommer wird man durch die Mücken, und durch eine erstaunende Menge anderer kleinen Fliegen, noch mehr verfolget, als im Winter durch den Rauch. Man muß die eine Plage mit der andern vertreiben, und wider das Stechen dieses Ungeziefers den Rauch zu Hülfe nehmen. Es ist dieses das einzige Mittel, das man brauchen kann: das einzige, welches machet, daß nicht der ganze Leib in Entzündung gesetzet wird. Setzen Sie diesem noch hinzu, die oftmals übertriebenen, und allemal sehr beschwerlichen Märsche, die man in Gesellschaft dieser Barbarn thun muß; bald im Wasser bis an den Gurt, bald im Kothe bis an die Kniee; in den Hölzern, durch Sträuche und Dornen, da man in Gefahr steht, blind dabey zu werden; im Felde, wo man sich im Sommer so wenig vor der brennenden Sonnenhitze, als im Winter vor den schneidenden Winden bergen kann.

Uner-

Unerachtet wir nun zu Anfange unserer Jagd viel auszustehen hatten, so wurden wir doch durch ihren glücklichen Erfolg reichlich belohnet. Wir brachten so viele Häute von wilden Ochsen mit nach Hause, daß unsere Schlitten sie kaum fassen konnten. Diese Thiere sind größer als die Europäischen Ochsen; ihre Hörner stehen niedrig, und sind schwarz und kurz; sie haben zwey Büsche von Haaren, einen auf dem Rüssel, den andern auf dem Kopfe, welcher über die Augen heruntergeht, und ihnen ein fürchterliches Ansehen giebt. Auf dem Rücken haben sie einen Buckel, der hinten an den Keulen anfängt, und zunimmt bis vorne auf die Schultern. Er ist mit langen röthlichen Haaren bewachsen, der übrige Theil des Leibes aber mit einer schwarzen Wolle bedecket, die man sehr hoch schätzet. Ihre Brust ist sehr stark, das Kreuz schmal, der Schwanz kurz, der Kopf dick, und der Hals enge. Wenn sie einen Menschen sehen, ergreifen sie die Flucht; und ein einziger Hund ist vermögend, eine ganze Heerde zu verjagen. Sie haben eine so feine Witterung, daß wenn man ihnen auf einen Flintenschuß weit beykommen will, man allemal gegen den Wind gehen

muß. Ein Ochse, der sich verwundet fühlet, wird wütend, und geht auf den Jäger los. Sein Wildpret ist von gutem Geschmacke, aber so hart, daß man es nicht wohl essen kann. Das von der Kuh ist zärter, und, ausgenommen im Nothfalle, das einzige, welches die Wilden essen. Was die Haut anbelanget, so hat man nicht leicht eine bessere. Sie läßt sich leicht gahr machen, und ob sie schon sehr stark ist, so wird sie doch so weich und geschmeidig, als Gemsenhaut. Die Indianer machen ihre Schilde davon, welche sehr leicht sind, und wo keine Kugel durchgeht.

Beym Anfange der Jagd auf diese Thiere stelleten sich die Wilden in vier Reihen, welche ein großes Viereck ausmachten, und zündeten das vor ihnen befindliche, dazumal dürre, und sehr hohe Gras an. So wie die Flamme sich ausbreitete, giengen sie mehr und mehr vorwärts, und zogen sich zusammen. Die Ochsen, die das Feuer scheu machet, wichen beständig aus, und wurden endlich so in die Enge getrieben, daß auch nicht einer davon kam. Ein Trupp Jäger kehrt niemals heim, ohne drey oder vierhundert erleget zu haben: damit aber die verschiedenen

Haufen

Haufen von Jägern einander nicht in den Weg kommen, und sich hindern, verabreden sie ihren zu nehmenden Stand. Es sind Strafen gesetzet, wer wider diese Anordnung handelt, oder wer sich von seinem Stande entfernet, den Thieren aber dadurch Gelegenheit giebt, zu entkommen. Man zieht die Verbrecher aus; man nimmt ihnen das Gewehr; man wirft ihre Hütten um; und die Häupter sind diesen Gesetzen so wohl unterworfen, als die übrigen. Wer sich einfallen lassen wollte, sie davon zu befreyen, würde Anlaß zu einem Kriege geben, der so bald nicht aufhörete.

Die übrigen Thiere, welche die Wilden zu jagen lieben, es sey nun der Häute wegen, um solche theuer zu verkaufen, oder wegen des Wildprets, das ihnen zur Nahrung dienet, werden auf dem Schnee in Fallen, und Schlingen, gefangen. Dergleichen sind Rehe, Luchse, Marde, Eichhörner, Stachelschweine, Hermeline, Hasen, Kaninchen, und alles, was man kurzes Rauchwerk nennet. Die Rehe, derer es eine große Menge in Canada giebt, sind von denen in Europa nicht unterschieden; man hat aber bemerket, daß ihr Haar in der Jugend von verschiede-

nen gestreiften Farben ist, welches hernach ausfällt, und durch andres von gewöhnlicher Farbe ersetzet wird. Dieses Thier ist nicht scheu, läßt sich leicht zahm machen, und scheint natürlicher Weise ein Freund vom Menschen zu seyn. Eine zahm gemachte Ricke geht nicht zu Holze, als zur Prunftzeit; und wenn sie den Rehbock verlassen hat, kehrt sie wieder nach Hause zu ihrem Herrn. Wenn die Zeit kommt, daß sie setzen will, begiebt sie sich wieder in das Holz, bleibt mit ihren Jungen etliche Tage daselbst, läßt sie dort, kommt zurück in das Dorf, und besuchet sie wieder zu gesetzter Zeit. Will man ihr folgen, und ihre Jungen holen, so läßt sie sich auch gefallen, sie in der Hütte aufzuziehen. Ich habe mich gewundert, daß unsere Franzosen sie nicht truppweise in ihre Wohnungen nehmen.

Die **Luchse** sind selbst gewaltige Jäger, die von nichts leben, als von dem Wildprete, das sie erlauern, und welches sie bis auf den Gipfel der höchsten Bäume verfolgen. Ihr eigenes Wildpret ist weiß, und gut zu essen. Ihre Bälge sind eines der schönsten Pelzwerke im Lande. Noch höher schätzet man die Bälge von gewissen **schwarzen Füchsen** in

den

den nördlichen Gebirgen: weil sie aber schwer zu bekommen sind, gehören sie unter die Seltenheiten. Diese Füchse fangen die Wasservögel auf eine sehr listige Art. Sie gehen ein wenig in das Wasser, ziehen sich wieder zurück, und machen am Ufer tausenderley Sprünge. Die Enten, und andere Wasservögel, denen dieses Spiel gefällt, kommen herbey, und wenn ihr Feind sieht, daß sie nahe genug sind, hält er sich ganz still, um sie nicht zu verscheuchen, wedelt mit dem Schwanze, damit er sie näher anlocket; die Enten aber sind einfältig genug, den Schwanz so gar mit dem Schnabel zu fassen, und folglich in die Falle zu gehen. Der Fuchs springt alsdenn auf seine Beute los, und fehlet sie selten. Man hat Hunde auf dieses Spielwerk abgerichtet, welche die Füchse auf eine gewaltige Art verfolgen.

Diejenigen Wilden, die in den Dörfern bleiben, beschäfftigen sich hauptsächlich mit der Feldarbeit, mit Erbauung und Fortschaffung der Hütten, mit Verfertigung der Kleider, und mit Zubereitung der Lebensmittel. Die Gegenden ihrer Dörfer wissen sie so ziemlich zu wählen; sie bauen sie mehrentheils auf eine kleine Erhöhung, wo sie die Aus-

ficht auf das freye Feld, und daneben einen Bach haben, der ihnen statt eines natürlichen Grabens dienet. In der Mitten lassen sie einen großen Platz, wo sie ihre Versammlungen halten. Die dem Feinde am nächsten gelegenen Wohnungen befestigen sie mit hohen Palissaden, die aus drey Reihen Pfählen bestehen, und mit starken Baumrinden gefüttert, und geflochten sind. Man bringt dabey kleine Verschanzungen, oder Arten von Reduten an, die man mit hinlänglichen Steinen versieht, um das Ersteigen zu verwehren, ingleichen mit Wasser, um das Feuer zu löschen. In das Dorf geht man nicht, als durch ein einziges Thor; und zwischen den Häusern und Palissaden bleibt ein großer Raum.

Solcher Häuser oder Hütten sind nicht leicht mehr als hundert; und eine jede hat drey bis sieben Feuerstätte, so daß mehr als eine Haushaltung darinnen angerichtet werden kann. Die Hütten stehen sehr nahe beysammen; daher sie aller Augenblicke in Brand gerathen können. Die Gassen sind nicht gerade, weil ein jeder bauen kann, wohin er will. Man muß in diesen Hütten weder Kunst, noch Bequemlichkeit, noch Pracht suchen:

chen: sie sind das wahrhafte Ebenbild der Armuth der Menschen im ersten Zeitalter. Große Pfähle, mit Rinde überzogen, sind die vornehmsten Baumaterialien. Diese Baumrinden werden lange vorher zubereitet. Man schälet sie ab, wenn die Bäume grün sind; und nachdem die äußere rauhe Fläche abgenommen ist, presset man sie zusammen, daß sie keinen falschen Bug bekommen, und läßt sie trocken werden. Gleicherweise richtet man die Stangen, und das übrige benöthigte Bauholz zu; und wenn die Zeit gekommen ist, es aufzurichten, ladet man die jungen Leute des Dorfes dazu ein: man muntert sie durch Gastgebote auf, und in weniger als zweyen Tagen ist das Gebäude, nicht so wohl wegen angewendeten Fleißes, als wegen Menge der Arbeiter, fertig. Die Eigenthümer sorgen hernach für die inwendig anzubringenden Bequemlichkeiten.

Der mittelste Platz ist allezeit für den Herd bestimmt: und auf beyden Seiten, längst dem Feuer, ist eine Erhöhung gemachet, welche theils zum Bette dienet, wenn man sich schlafen legen, theils zu Stühlen, wenn man sich setzen will. Sie ist hoch genug, um die Feuchtigkeit abzuhalten, und

doch

doch nicht zu hoch, daß man vom Rauche geplaget würde, der nicht auszustehen ist, wenn man gerade, oder ein wenig erhaben steht. Sie breiten auf diese Erhöhungen Matten von Schilfe, legen Pelze darüber, schlafen darauf, und decken sich mit der Decke, die ihnen den Tag über zum Kleide gedienet hat. Lange Zeit ist ihnen der Gebrauch der Kopfküssen unbekannt gewesen: seitdem sie aber mit den Europäern umgehen, machen sie solche aus einem Stücke Holz, und aus einer zusammengerollten Matte, oder von Leder, das mit Reh- oder Orignalhaaren ausgestopfet ist. Die Baumrinden, die oben über der Erhöhung zu sehen sind, und den Himmel des Bettes vorstellen, dienen zugleich zu einem Schranke, und Speisebehältnisse. Sie setzen auch das Haushaltungsgeräthe, zur öffentlichen Schaue, dahin. In den Zwischenraum, von einer Erhöhung zu der andern, stehen große Kisten, worinnen sie Indianisches Korn, wenn es rein gemachet ist, aufbehalten. Die Unreinlichkeit der Hütten, und der Gestank, der daher entsteht, wäre für alle andere Menschen, als für Wilde, eine wahre Marter. Stellen Sie Sich vor, Madame, wie weit beydes geht, unter Leu-

ten,

ten, die ihre Kleider nicht eher ausziehen, als bis sie stückweise vom Leibe fallen, und die sie niemals reinigen. Sie baden sich zwar im Sommer alle Tage; aber gleich hernach bestreichen sie sich mit Oele oder Fette, das einen starken Geruch giebt. Im Winter bleiben sie in ihrem Schmuze; zu keiner Zeit aber kann man in ihre Hütten treten, ohne vor Gestanke zu ersticken.

An jedem Ende der Hütte ist eine Thüre, aber man sieht selten ein Schloß daran. Vor diesem verschloß man nichts bey den Wilden: wenn sie zu Felde giengen, begnügten sie sich, ihre Thüren mit einem Querholze zu vermachen, daß die Hunde im Dorfe nicht hinein kommen konnten. Sie lebten ohne allen Argwohn unter einander; die Vorsichtigsten trugen ihre Sachen zu ihren Bekannten, oder vergruben sie in Löcher, die sie mit ihren Matten zudeckten. Jetzt haben einige Kuffer; und die Nachbarschaft der Europäer lernet ihnen, daß das, was sie auch am allersorgfältigsten verschlossen haben, nicht allemal in Sicherheit ist.

Da diese Völker ihre Felder nicht düngen, sie auch nicht ruhen lassen, so werden sie gar bald ausgezehret: dieß versetzet sie in

die

die Nothwendigkeit, neue Felder in andern Gegenden zu suchen, und ihre Wohnungen zu verlegen. Eine andere Ursache, die sie dazu nöthiget, ist der Mangel an Brennholze, welches, vorräthig anzuschaffen, die Weiber zu besorgen haben. Je länger eine Dorfschaft an einem Orte bleibt, je entlegener wird das Holz, und nach einer gewissen Reihe von Jahren sind die Weiber nicht mehr im Stande, es herbey zu schaffen. Man muß also einen neuen Platz suchen, und diese Besorgniß betrifft eigentlich die Männer. Sie begeben sich in die Wälder, hauen die Bäume zum Brennholze um, machen den Boden zu Felde, und ersparen sich die Mühe des weiten Fortschaffens, da sie es auf solche Art vor der Thüre ihrer Hütten haben.

Unerachtet die Europäer ihnen den Gebrauch des Eisens gelehret haben, um die Bäume zu fällen, zu spalten, und zu sägen, so bleiben doch die meisten bey ihrer alten Gewohnheit, und schneiden den Baum rings herum in der Rinde an, schälen selbige ab, lassen den Baum dürr werden, untergraben ihn, legen kleine Brände an die Wurzeln, und erhalten solche in beständigen Feuer. Sie bedienen sich auch steinerner Aexte,

von

von sehr harten Kieselsteinen gemachet, welche viele Zubereitung erfordern, ehe sie können gebrauchet werden. Sie schleifen, oder reiben diese Steine auf einem andern harten Steine, und geben ihnen durch Zeit und Arbeit die Form einer ordentlichen Axt. Das Leben eines Mannes ist kaum hinlänglich, eine solche Axt zu Stande zu bringen, daher sie auch, sollte sie so gar noch roh und unvollkommen seyn, eines der kostbarsten Erbstücke für eine ganze Familie abgiebt. Wenn der Stein geschliffen ist, verursachet es neue Schwierigkeiten, den Stiel daran zu machen. Sie nehmen einen jungen Baum, hauen alle Zweige ab, machen einen Einschnitt, als ob sie ihn pfropfen wollten, und zwingen einen Theil des Steines in den Spalt: nach einiger Zeit schließt sich dieser wieder zusammen, und hält den Stein so fest, daß er nicht herausfallen kann. Sie behauen hernach den Baum, und geben ihm die Länge, wie sie den Stiel haben wollen.

Die Huronischen, so wie die Irokoischen Weiber haben sich die Bestellung der Felder vorbehalten. Das Getreide, welches sie aussäen, ist der Mais, sonst Indianisches Korn, oder Türkischer Weizen genennet.

nennet. Es machet das hauptsächlichste Nahrungsmittel aller ruhig wohnenden Nationen in Amerika aus, von einem Ende des Landes bis zum andern. So bald der Schnee geschmolzen ist, fangen sie ihre Ackerarbeit an. Die erste Zurichtung, die sie den Feldern geben, besteht darinnen, daß sie die Stengel vom Mais ausziehen, und verbrennen; hernach lockern sie die Erde auf, und machen selbige zur Saat geschickt. Sie bedienen sich weder des Pfluges, noch anderer Ackerwerkzeuge, als welche sie nicht kennen, und nicht nöthig haben. Sie brauchen nichts als ein krümmgebogenes Stück Holz, womit sie die Erde aufgraben, und locker machen. Diese bringen sie in kleine runde Haufen, von drey Fuß im Durchschnitte, und in jeden machen sie neun oder zehn Löcher, wo sie etliche Körner Mais hinein werfen, und das Loch wieder zufüllen. Zu Bestreitung der Hauptarbeit kommen sie alle zusammen, und gehen von einem Acker auf den andern, um einander zu helfen. Ihre Felder sind weder durch Hecken, noch Graben abgesondert, sondern alles scheint ein einziges Stück zu seyn. Dennoch haben sie niemals Streitigkeiten, und sie kennen ihre Gränzen vollkommen. Die

Besitzerinn eines Feldes, worauf man arbeitet, giebt jedweder an Körnern so viel, als nöthig ist, um das anvertrauete Stück zu besäen. Neben den Türkischen Weizen stecken sie Bohnen, welche durch die Weizenstengel aufrecht erhalten werden. Unser Mißionnair behauptet, daß die Wilden diese Hülsenfrucht, die sie sehr lieben, und die in der That von der unsrigen nicht unterschieden ist, von uns bekommen haben. Er wundert sich aber, daß sie unsere Erbsen wenig brauchen, da sie, seinem Vorgeben nach, einen weit höhern Grad von Güte in Canada erlangen, als in Europa. Für die Kürbisse, und Wassermelonen, wählet man einen schwarzen, und leichten Boden; die Kerne aber läßt man in den Hütten keimen.

Diese nämlichen Weiber tragen auch Sorge, die Felder rein zu halten, und das Unkraut bis zur Erndezeit auszurotten. Diese Arbeit wird ebenfalls gemeinschaftlich unternommen; und damit die Austheilung gleich ausfalle, tragen sie ein Bündel kleine, gemalte Stecken mit sich, womit sie jedes Tagewerk abstecken. Wenn die Erndezeit herangekommen ist, sammlen sie den Mais ein, und mit seinen Blättern flechten sie die Kolben, so

wie wir die Zwiebeln: sie hängen sie hernach, über dem Eingange ihrer Hütten, auf große Stangen. Endlich wird alles mit einem Feste und Gastgebote, welches bey Nachtzeit angestellet wird, beschlossen. Dieses ist die einzige Gelegenheit, wo die Männer, die sich weder um die Acker- noch Erndearbeit bekümmern, von den Weibern gerufen werden, um an ihren Bemühungen Theil zu nehmen.

Das Obst, und die Hülsenfrüchte, den Winter über zu verwahren, errichtet man Arten von unterirrdischen Kammern, woraus man die benöthigten Vorräthe täglich langet. Dieß sind große Löcher, vier oder fünf Fuß tief, inwendig mit Baumrinde gefüttert, und oben mit Erde bedecket. Die Vorräthe erhalten sich darinnen vollkommen, und der Frost kann ihnen nicht schaden, weil der darauf liegende Schnee sie schützet. In Ansehung des Kornes, so läßt man solches auf Bretern, die um den Feuerherd geleget werden, trocknen, kernet es hernachmals aus, und thut es in die Käsken, davon ich gesagt habe. Die Wilden richten sich so ein, daß sie das ganze Jahr hindurch, und noch weiter, Vorräthe haben. Um dem Korne das Ekele und Unschmackhafte zu benehmen, wis-

sen sie es auf vielerley Art zuzubereiten. Wenn es noch weich ist, rösten sie es in seiner Hülse; da es denn von Geschmacke am besten ist. Unter andern haben sie eine eigene Gattung, die man hier **geblühetes Korn** nennet, weil es auffspringt, so bald als es an das Feuer kommt, und wie eine Blume verwelket. Sie bewirthen damit Leute, denen sie vorzüglich Ehre erweisen wollen.

Ich habe Ihnen gesaget, Madame, daß, was diese Völker **Sagamiteh** nennen, nichts anders ist, als ein von diesem Korne gemachter Brey. Alle Morgen verfertigen die Weiber dieses Essen für die ganze Familie; und man theilet es, in so viel kleinen Schüsseln von Baumrinde, aus, als Personen sind, jedes aber ißt, wenn es ihm beliebt. Der Hunger ist die einzige Uhr, welche ihre Mahlzeiten, bey Tage und bey Nachte, anordnet. Ausser diesen kleinen Schüsseln, wird noch eine große für diejenigen angerichtet, die zum Besuche kommen, sie mögen Fremde, oder aus dem Dorfe seyn. Wer kommt, ist wohl aufgenommen: so bald jemand zur Thüre hereingetreten ist, giebt man ihm, ohne ihm ein Wort zu sagen, von diesem Breye; und er ißt ohne Umstände,

ständе, ehe er noch saget, warum er gekommen ist.

Der Sagamiteh ist ein sehr leichtes Essen, und die Wilden gestehen selbst, daß sie davon nicht satt werden würden, wenn sie nicht Fleisch, oder Fische, darunter thäten, die ihm Kraft und Geschmack geben. Mit ein wenig Vorsicht, und Haushaltung, könnten sie sich diese Zuthat das ganze Jahr hindurch verschaffen: allein, sie wissen nicht, was Ersparung und Eintheilung ist. Ihrer eingeführten Gewohnheit nach muß alles aufgegessen werden, gleichsam als ob es ihnen niemals fehlen könnte; und wenn sie Mangel leiden, hungern sie, ohne sich zu beklagen. Es ist bey ihnen ein Gesetz der Höflichkeit, und des Wohlstandes, daß wenn eine gute Fischerey, oder Jagd, gehalten worden ist, solche mit dem ganzen Dorfe getheilet wird, und man sich durch Freygebigkeiten erschöpfet: das Gegentheil würde verunehren. Wenn, nach geschehener Austheilung, von den Vorräthen noch etwas übrig bleibt, stellet man eines von den Festen an, wobey alles aufgegessen wird; und den folgenden Tag leidet man Hunger. Zur Jagdzeit spüret man dieses am meisten; daher auch

alle

alle Jahre verschiedene Leute darüber sterben. Wenn eine Hütte verhungerter Leute zu einer andern kommt, wo die Vorräthe noch nicht aufgegessen sind, so wartet diese nicht, bis erstere sie fordern; sondern sie giebt das Wenige, das sie hat, hin, ohne sich zu bekümmern, ob sie selbst den andern Tag vor Hunger sterben muß. Zu verwundern hat man sich, Madame, über die Einfalt dieses rohen Volkes, welches sich nicht entblödet, die kluge, vorsichtige, und vernünftige Antwort, welche die Ameise der Heuschrecke in der Fabel gab, und die wir witzige, gesittete, und menschliche Völker unsern Kindern zuerst auswendig lernen lassen, als barbarisch anzusehen.

Da unsere Wilden durch dergleichen Verschwendung oftmals in den äußersten Mangel versetzet werden, sehen sie sich genöthiget, alles ohne Unterschied zu essen; und sie finden auch alles gut. So wie sie, beym Ueberflusse, dem Fleischwerke nicht Zeit lassen, weich zu werden, sondern es so zu sagen noch lebendig in den Kessel werfen, so machen sie sich auch kein Bedenken, es stinkend und halb verfaulet aufzutragen. Die Frösche kochen sie ganz, und schlucken sie ohne

Umstände hinter. Das Gescheide von Reihen trocknen sie, ohne es ausgelceret zu haben, und finden es eben so schmackhaft, als wir das Eingeweide der Schnepfen. Sie trinken das zerlassene Fett von Bären, Seewölfen, Aalen u. d. g. und das Inselt unserer Lichte ist für sie ein großer Schmaus. Sie haben eine Art von Mais, den sie in den Sümpfen verfaulen lassen, und außerordentlich gern essen. Wenn sie ihn aus dem Kothe heraus nehmen, so lecken sie mit Vergnügen das stinkende und garstige Wasser, das davon abläuft. Alle Arten von wilden und herben Obste essen sie: sie lassen ihm nicht Zeit, reif zu werden, aus Furcht, andere möchten kommen, und es holen. Um das Obst besser abzunehmen, hauen sie den Baum vom Stocke ab: einige nennen dieses das Ebenbild des Despotismus.

Was einem Europäer, der sich bey diesen Barbarn befindet, am beschwerlichsten fällt, ist die Nothwendigkeit, darinnen er sich befindt, mit ihnen zu essen; denn in der That ist nichts ekelhafter. Wenn sie ihre Kessel angefüllet haben, lassen sie das Fleisch aufs höchste drey Viertelstunden kochen, nehmen es vom Feuer, tragen es in baumrindenen

Näpfen auf, und theilen es unter alle, die in der Hütte sind; ein jedes beißt alsdenn in das Fleisch, wie in ein Stück Brod. Der Missionnair erzählte mir bey dieser Gelegenheit, daß als die Huronen seinen Ekel gespüret, sie ihn gefraget hätten, warum er nicht äße. „Du mußt dich überwinden, hätten sie zu ihm gesagt: ist dieses so schwer, für einen Menschen, der vollkommen zu bethen weis? Wir andern, wir zwingen uns ja zu glauben, was du uns sagest, und was wir doch nicht sehen. Hierauf durfte ich mich weiter nicht besinnen, fuhr der Mißionnair fort; ich mußte mich nach ihrer Gewohnheit richten, um ihr Zutrauen zu erhalten.„

Unter den Landeserzeugungen, welche die hiesigen Weiber erbauen, weis man nichts vom Hanfe und Flachse. Der Boden bringt von sich selbst allerhand **Flachsartige Pflanzen**, die sie ohne Mühe zurichten. Sie ziehen von der Rinde eines gewissen weichen Holzes eine Art von **Garne**, woraus sie Säcke zu ihren Vorräthen, Tragbänder, und allerhand andere Kleinigkeiten machen: sie mengen darunter die Haare von Elendthieren, wilden Ochsen, und andern Thieren, und färben sie mit dem Safte gewisser Pflanzen

in verschiedenen Farben. In Ermangelung des Garns nehmen sie getrocknete Gedärme, oder die Sennen von Thieren, oder sehr dünne Riemen, oder aber kleine Wurzeln, welches alles sie mit eben so viel Geschicklichkeit, als Sauberkeit, zu bearbeiten wissen.

Der Weinstock ist in Canada nicht unbekannt: er wächst in den Hölzern; und in gewissen Provinzen sieht man fast eben so viel Weinstöcke, als Bäume, bis an derer Gipfel sie hinauf laufen. Ihr Stamm ist sehr stark, und sie tragen viele Trauben: doch sind die Beeren nicht leicht größer, als Erbsen, weil die Reben weder beschnitten, noch in Acht genommen werden. Wenn sie reif sind, werden sie eine Kost der Bäre, welche sie von den höchsten Bäumen herunter holen: doch bekommen sie nur das, was die Vögel übrig gelassen haben, die in kurzer Zeit die Weinlese des ganzen Waldes halten.

Wenn die Wilden nicht so geschickt sind, wie wir, Wein zu machen, so wissen sie ein vortrefliches Getränke aus dem Ahorne zu ziehen; und einen Zucker zuzubereiten, der fast eben so gut ist, als der unsrige. Wenn der Saft in den Baum tritt, machen sie in den Stamm einen Schnitt, und vermittelst

eines

eines Stückes Holzes, das sie hineinstecken, lauft ein Wasser herab, wie in einer Rinne, das sie in einem untergesetzten Gefäße auffangen. Soll dieses Wasser in Menge herausdringen, so muß vieler Schnee gefallen seyn; es muß die vorhergehende Nacht gefroren haben; der Himmel muß heiter, und die Luft nicht allzu kalt seyn. So wie der Saft des Baums anfängt dick zu werden, so läuft auch weniger von diesem Wasser heraus; und zu Ende einer gewissen Zeit höret es gar auf. Das Ahornwasser ist sehr kühlend, und läßt einen ziemlich angenehmen Zuckergeschmack im Munde. Es ist auch sehr gut für die Brust; und man mag so viel davon trinken, als man will, so schadet es niemals. Läßt man es zwey oder dreymal an dem Feuer aufwallen, so wird es zu einem Syrop, der sehr gut schmeckt; und will man Zucker daraus machen, so darf man ihn nur sieden lassen, bis er sich ganz und gar gesetzet hat. Er läutert sich alsdenn selbst, ohne daß man sonst etwas dazu thun dürfe. Nur muß man sich in Acht nehmen, daß man den Zucker nicht gar zu lange kochen läßt, und daß man ihn behörig abschaumet. Läßt man ihn in seinem Syrop zu hart werden, so wird er

zäh,

zäh, und kriegt einen Honiggeschmack. Der Maßholder= Eschen= und Nußbaum haben auch ein Wasser, woraus die Wilden Zucker machen; es giebt aber nicht so viel, und er ist nicht so gut.

Ein sonderbares Gewächs in Canada ist das, was man **Flohkraut** nennet, und welches der Name noch nicht völlig ausdrücket, um alle seine Wirkungen anzuzeigen. Diese lassen sich mehr oder weniger spüren, nachdem das Temperament desjenigen ist, der sich ihm nähert. Einige, sagt man, wenn sie es nur ansehen, werden von einem heftigen Fieber befallen, das mit einem sehr beschwerlichen Ausschlage, und außerordentlichen Jucken über den ganzen Leib, verknüpfet ist. Bey andern wirket es nur alsdenn erst, wenn sie es anrühren, und der angesteckte Theil wird mit einer Art von Aussatze ganz bedecket. Man kennet kein anderes Mittel dawider, als die Geduld: nach einiger Zeit verliert es sich von sich selbst.

Der Gin=seng, die so berühmte, so bewundernswürdige Pflanze, davon ich Ihnen bereits in einem meiner Briefe gesaget habe, findt sich in verschiedenen Gegenden von Canada: sie hat eben die Tugenden, und thut

eben

eben die Wunder, wie in China. Die Amerikaner schreiben ihr die Kraft zu, die Weiber fruchtbar zu machen; so wie die Chineser glauben, daß sie den Männern Stärke gebe: daher sie auch zu Peking mehr gesuchet wird, als zu Quebec.

Ich bin u. s. w.

Quebec, den 8 April, 1749.

Der 105 Brief.

Fortsetzung von Canada.

Ich bin bisher bemühet gewesen, Madame, Ihnen mehr die Wilden, als das Land, das sie bewohnen, kennen zu lernen. Ich muß doch aber auch ein Wort von diesem sagen; und ich fange von dem Dorfe Loretto an. Es ist eine Wallfahrt, drey Stunden von Quebec, wo die Christlichen Huronen eine Kapelle, nach dem Muster derjenigen, deren Namen sie führet, erbauet haben. Man sieht hier ein eben dergleichen Bild; und so viel es möglich gewesen ist, hat man auch die nämlichen Maase beybehalten. Der Zulauf der Gläubigen ist sehr groß; und man erzähler

let fast eben so viel Wunder von dieser, als von jener in Italien. Sie steht an einem wilden und verlassenen Orte, wo der Einwohner Andacht den Eifer der ehemaligen Thebanischen Einsiedler vorstellet. Diese Einwohner haben die Einfalt und Aufrichtigkeit des ersten Weltalters, einen festen Glauben, und eine unglaubliche Unschuld in ihren Sitten. Sie singen die Kirchengebete, und übrigen Gesänge, in ihrer Sprache, in zwey Chören: die Mannspersonen auf der einen, die Weiber auf der andern Seite; und nichts kommt der Inbrunst, und Bescheidenheit bey, die sie in ihrer ganzen Religionsübung äußern. Wahr ist es, die dabey beobachtete Vorsicht, zu verhindern, daß keine Unordnung einreiße, ist fast nicht weiter zu treiben. Alle berauschende Getränke sind durch öffentlich abgelegte Gelübde untersaget, und ihre Uebertretung ist der öffentlichen Penitenz ausgesetzet. Die Wiederbegehung dieses Fehlers machet, daß der Schuldige verbannet wird, von einem Orte, der blos die Zuflucht der Unschuld, und Frömmigkeit, seyn soll. Friede, und untergeordneter Gehorsam, herrschen hier zugleich; und das ganze Dorf scheint eine einzige Familie auszumachen, die

nur

nur nach der Vorschrift des Evangelii lebet. Das Christenthum hat den Stolz, und den Geist der Unabhängigkeit, der dieser Nation eigen ist, unterdrücket, und machet aus ihnen Leute, die sich allen von den Mißionnairen vorgeschriebenen Uebungen unterwerfen.

Da ich mich in Gesellschaft eines Mannes von dieser Kleidung befand, so urtheilen Sie selbst, Madame, ob ich von den guten Leuten wohl aufgenommen wurde. Ihre Krieger empfiengen mich nach Kriegsgebrauche, der ganze Haufe aber machte ein Freudengeschrey: hierauf fieng sich ein allgemeines Gastgebot an, dazu ich die Kosten gab, und dafür mir alle Ehre erwiesen wurde. Die Männer aßen auf der einen Seite, und die Weiber auf der andern. Diese bezeigten ihre Erkenntlichkeit durch Stillschweigen und Bescheidenheit, die Männer aber durch Gesänge und Tänze. Sie saßen auf der Erde wie die Affen, und von Zeit zu Zeit stund einer unter ihnen auf, trat mit langsamen Schritten in die Mitte der Gesellschaft, drehte den Kopf von einer Seite zu der andern, murmelte ein Lied, und sprach die Worte halb gebrochen aus. Bald war es ein Kriegslied, bald ein Trauergesang: denn da diese Leute

keinen

keinen Wein trinken, sind ihnen die Trinklieder unbekannt; ihre Liebe aber zu besingen haben sie sich noch nicht einfallen lassen. Wenn der eine aufgehöret hat, tritt ein anderer an seine Stelle; und dieß dauert so lange, bis die Gesellschaft sich bey ihnen bedanket: ohne ein wenig Höflichkeit, würde selbiges eher geschehen. Die Rede ist bey dergleichen Gelegenheiten das Beste: es wird in wenigen Worten die Ursache des Festes erkläret; und die Lobsprüche dessen, der es giebt, werden nicht vergessen.

Die Mißionnaire hatten anfänglich viele Mühe, diesem Volke die Lehren des Evangelii begreiflich zu machen. Die Schwierigkeit bestund nicht darinnen, daß sie solche nicht angehöret hätten; allein man darf nicht glauben, daß ein Wilder überzeuget sey, wenn er das, was man ihm vorträget, zu billigen scheint. Alle, durchgehends, scheuen nichts so sehr, als Streit; und, es geschehe nun aus Gefälligkeit, oder aus eigennützigen Absichten, oder aus Schläfrigkeit und Faulheit, alle geben Zeichen einer völligen Ueberzeugung bey Dingen, die sie entweder nicht begriffen, oder wobey sie nicht die geringste Aufmerksamkeit gehabt haben. Man hat ihrer viele

gesehen,

gesehen, die unsere Kirchen ganze Jahre lang mit so einem Eifer, einer Bescheidenheit, und äußerlichen Ehrfurcht besuchet haben, welche ein aufrichtiges Verlangen nach der Erkenntniß und Annehmung der Wahrheit anzuzeigen schienen, und die hernach beym Herausgehen ganz kaltsinnig zu dem Mißionnaire gesaget haben: „Du hattest niemanden, der mit dir bethete; ich habe Mitleiden mit deiner Einsamkeit gehabt, und habe dir wollen Gesellschaft leisten: jetzt, da dir andere diesen Dienst leisten, so laß dir gefallen, daß ich dich verlasse.„ Verschiedene haben die Verstellung, oder Gefälligkeit, so weit getrieben, daß sie verlanget haben, getaufet zu werden, und haben eine Zeitlang alle Pflichten des Christenthums mit vieler Erbauung erfüllet, haben aber hernach erkläret, daß sie es blos gethan hätten, um den Pater los zu werden, der in sie gedrungen hätte, die Religion zu ändern.

Auf einer andern Seite ist es nicht allezeit ein Beweis, als wären diese Barbarn von denen ihnen vorgetragenen Wahrheiten nicht überzeuget, wenn sie sich entziehen, solche auszuüben. Man hat ihrer gesehen, denen nicht der geringste Zweifel, auch über die

unbegreiflichsten Puncte unsers Glaubens, übrig blieb, ja, die es öffentlich bekenneten, und die sich dennoch nicht bekehren wollten. Einer unter ihnen lag auf dem Sterbebette, und es fiel etwas Feuer auf das Kleid, das ihm statt der Decke dienete. Als er nun sah, daß man sich bemühete, es zu löschen, sagte er: „es verlohnet sich nicht der Mühe; ich weis, daß ich in alle Ewigkeit brennen muß; ob ich nun ein wenig eher, oder später anfange, ist wohl solches der Mühe werth, die ihr euch gebet?„

Es war aber nicht so leicht, daß man zum Zwecke kam, ihnen unsere Lehren beyzubringen, und ihre Vorurtheile auszurotten. Die Huronen machten anfänglich Einwürfe, derer Beantwortung den Mißionnairen schwer wurde. Einer unter ihnen sagte zu einem Jesuiten: „ich gebe zu, daß das, was Du uns lehrest, gut und wahr ist: es ist aber nur gut für euch anderen, die ihr mit uns nichts ähnliches habt. Eure Lebensart, eure Sprache, eure Kleidung, ist von der unsrigen unterschieden; warum sollte sich euer Gebeth nicht ebenfalls unterscheiden? Es befremdet euch nicht, daß wir nach unsrer Landesart gekleidet gehen, daß wir von unserm

serm Landesertrage leben, daß wir die Sprache reden, die uns natürlich ist; ebenermaßen billigen wir, daß ihr in diesen Puncten euere Gebräuche behaltet: wir verlangen auch nicht, daß ihr euern Gottesdienst ändert, um den unsrigen anzunehmen. Wenn der große Geist gewollt hätte, daß wir, und ihr, nach dem Tode in einerley Paradise wohnen sollten, warum hätte er uns hier auf der Erde nicht unter eben demselben Clima gebohren werden, und leben lassen? Er will, daß wir sollen glücklich seyn nach unserer Art, so wie ihr, nach der eurigen; und er würde uns nicht in so entfernte Oerter gesetzet haben, wenn sein Vorsatz gewesen wäre, uns zu vereinigen. Keiner von uns hat sich noch einfallen lassen, über das Meer zu gehen, und euch in unser Vaterland zu ziehen; warum machet ihr euch denn so viel Wege, uns in euern Himmel zu bringen? Seht, ob wir eben dergleichen Eifer bezeigen, euch in unsern Himmel zu führen. Der große Raum Wassers, der uns von Natur scheidet, scheint anzuzeigen, daß nicht alle Menschen geschaffen sind, einerley Aufenthalt auf der Welt zu haben; und nichts beweiset, daß sie bestimmet sind, in der andern beysammen zu leben.„ So fest

sie nun auf dieser Meynung beharreten, so schwer war es, sie davon loszubringen; und ihre Bekehrung war mehr das Werk der göttlichen Gnade, als der Ueberredung.

Die Huronen sind unter allen Völkern von Canada diejenigen, die den meisten Verstand haben, mit welchen man aber auch am meisten auf seiner Hut seyn muß. Insonderheit treiben sie die Verstellung auf den äußersten Grad: diese ihre Gemüthsbeschaffenheit hatte eben so viel beygetragen, sich furchtbar zu machen, als ihr Fleiß, ihre Scharfsinnigkeit in Erwählung allerhand Mittel, ihre Beredsamkeit, und ihre Tapferkeit; mit einem Worte, es ist diejenige Nation auf dem festen Lande, bey welcher man die meisten Fehler, und die meisten Tugenden gespüret hat. Ihr eigentlicher Name ist Yendats: der Name Huronen kommt von den Franzosen her, welche, da sie diese Barbarn mit sehr kurzen Haaren, auf eine lächerliche Art hinaufgestecket, zum erstenmale sahen, zu schreyen anfiengen: was sind dieß für Schweinsköpfe! (quelles hures,) und gewöhnten sich an, sie Huronen zu nennen. Sie haben lange Zeit in dem Rufe gestanden, sie gäben verwegene, und geschickte Spitzbuben

buben ab; und noch heutiges Tages, selbst unter denen, wo man die meiste Treue und Uneigennützigkeit antrifft, muß man essende Waare, als einen allzu verführerischen Gegenstand für allezeit hungerige Wilde, ausnehmen, die gewohnt sind, alles was zur Lebensnothdurft gehöret, als gemeinen Rechtens anzusehen.

Zu denen Hindernissen, welche aus dem Character, und den Vorurtheilen dieser Völker, ihrer Bekehrung wegen, entstunden, kamen noch andere, von Seiten der Gaukelspieler, die nicht weniger schwer zu heben waren. Diese Marktschreyer, aus Furcht ihr Ansehen, das ihnen die Ausübung ihrer Kunst zuwege brachte, zu verlieren, so bald die Mißionnaire sich einiges Zutrauen im Lande erwerben würden, nahmen sich vor, sie verhaßt zu machen, und hatten um so weniger Mühe darinnen fortzukommen, da viele Wilde sich bereits in den Kopf gesetzet hatten, daß die Religion der Franzosen nicht für sie gemachet wäre. Die Gaukeler stellten ihnen die Gebethe der Mißionnaire als böse Zaubersprüche vor, so daß diese sich verstecken mußten, wenn sie ihr Brevier hersagen, oder ihre andern Andachtsübungen verrichten wollten.

ten. Alles was die Huronen in ihren Händen sahen, und davon sie den Gebrauch nicht wußten, war ihrer Meynung nach ein Zauberstück, das ihnen Unglück zuziehen würde. Man sah sich genöthiget, eine Penduluhr, und eine Wetterfahne wegzuthun, weil das eine, sagten sie, ihren Tod befördern, das andere aber übele Witterung bringen würde. Zu diesen Schwierigkeiten kam noch, daß man ihnen scharfe Gesetze, und genaue Verbindlichkeiten auferlegen mußte, als Leuten, die ihren Ruhm und ihre Glückseligkeit suchen, sich in nichts zu zwingen, und in allem ihrer Neigung zu folgen. Wenn man ihnen den Vorzug des Gottes der Christen, vor denen Geistern die sie anbeteten, vorstellete, antworteten sie: „eine jede Nation hat ihre Götter; unser Unglück ist, daß die unsrigen nicht so viel Gewalt haben, als die eurigen; wir dürfen sie aber deswegen nicht verlassen.„

Die Standhaftigkeit und der Muth der Mißionnaire, der leichte Vortrag, dessen sie sich bedienten, um ihren Zuhörern verständlich zu werden, die natürliche Auslegung, die sie allem demjenigen gaben, was einige Schwierigkeit verursachen konnte, und die unveränderte Geduld, mit welcher sie die

schimpf=

schimpflichsten Behandlungen ertrugen, vertilgeten mit der Zeit die widrigen Meynungen, die man wider sie hegete; und sie brachten es nicht allein dahin, daß sie die erste Hitze eines Volks besänftigten, welches die Gaukler unabläßig aufwiegelten, und erbitterten, sondern es gelung ihnen auch, sich ihrer Gemüther völlig zu bemächtigen.

Nichts hat vielleicht mehr zu Beförderung der Christlichen Religion in Canada beygetragen, als die Errichtung einer Jesuiterschule in Quebec. Renatus von Rohault, des Marquis von Gamasche ältester Sohn, hatte von seiner Familie die Genehmhaltung erhalten, in diese Gesellschaft zu treten, und seine Verwandten, die ihn zärtlich liebeten, und wußten, wie eifrig er wünschte, ein dergleichen Collegium in diesem Theile von Amerika gestiftet zu sehen, machten ihm das Vergnügen, und boten zehn tausend Thaler dazu an, welche auch angenommen wurden. Die Wilden, denen man begreiflich gemacht hatte, wie nützlich eine dergleichen Stiftung für sie werden könnte, kamen haufenweise, von allen Orten, in die Gegend der Hauptstadt. Weil man Sorge trug, sie allezeit gut zu bewirthen, wenn sie in das Col-

legium kamen, so vertraueten sie endlich ihre Kinder Leuten, die sich gern gefallen ließen, sie zu erziehen, und zu beköstigen. Durch dieses Mittel gewonn man sie mehr und mehr; dergestalt daß, bey ihrer zunehmenden Liebe zu der französischen Nation, sie weniger Abneigung für die Wahrheiten des Christenthums bekamen.

Was das Zutrauen der Huronen zu den Mißionnairen noch größer machte, war eine ansteckende Krankheit, die sich von einem Dorfe in alle andere verbreitete, und der Nation ein allgemeines Sterben drohete. Es war eine Art von rother Ruhr, welche die damit Befallenen in wenigen Tagen in das Grab brachte. Die Franzosen waren so wenig davon befreyet, als die Wilden; sie wurden aber alle wieder gesund; und dieses brachte zwey gute Wirkungen hervor. Die eine war, daß alle diejenigen, welche die ihnen zugestoßenen Zufälle als Zauberkünste der Mißionnaire angesehen hatten, von ihrem Irrthume zurück kamen, als sie selbige ebenfalls mit der Krankheit befallen sahen: die andere, daß die Wilden lerneten, sich in ihren Krankheiten besser in Acht nehmen, und eine eben so gute Diät beobachteten, wie die Franzosen.

Nicht

Nicht allein in Canada geschah es, daß man für ihre Bekehrung sorgete; man sah auch in Paris, und im ganzen Königreiche, eine fromme Beeiferung, zu so einem verdienstlichen Werke etwas beyzutragen. Ganze Ordensgesellschaften stelleten öffentliche Gebethe an; und alles was vornehm am Hofe war, gieng in diese Absichten ein. Auf die gethanenen Vorschläge, zu Quebec Urseliner- und Hospitalier-Klöster zu errichten, bemüheten sich eine große Anzahl Nonnen von beyden Orden um den Vorzug. Die Herzoginn von Aiguillon wollte die Stifterinn des Armenhauses seyn, und bat sich in den Klöstern zu Dieppe verschiedene Ordensschwestern aus, welche sich auch fertig hielten, mit den ersten Schiffen abzureisen. Eine junge Wittwe vom Stande, Madame de la Peltrie, nahm selbst die Mühe über sich, die Urselinerinnen anzuführen, und widmete ihr Vermögen, und ihre Person, dem guten Werke, das ihr der Himmel eingegeben hatte. Von Alanson, wo sie wohnete, begab sie sich nach Paris, um die Stiftungsangelegenheiten in Ordnung zu bringen, hernach gieng sie nach Tours, um Klosterjungfern zu holen, und endlich nach Dieppe, wo sie sich mit den

Hospitalerinnen einschiffete. Man unterließ nichts, um den Wilden begreiflich zu machen, wie sehr man für ihr Wohl sorgte, da selbst Weiber, die in Ueberflusse und zärtlich erzogen wären, ihre angenehme und ruhige Lebensart verließen, sich der Gefahr des Meeres aussetzten, und kämen, ihre Kinder zu lehren, und ihre Kranken zu warten. Der Tag dieser Ankunft war ein Fest für die ganze Stadt Quebec: alle Geschäffte wurden unterbrochen; und die Kaufmannsladen geschlossen. Der Statthalter empfing diese Christlichen Heldinnen am Ufer, an der Spitze seiner im Gewehre stehenden Truppen, und unter Losbrennung des Geschützes. Mitten unter dem Zurufe des Volkes, führte er sie in die Cathedralkirche, wo zur Dankbarkeit das Lied, Herr Gott dich loben wir, angestimmet wurde. Diese guten Ordensjungfern, in der ersten Entzückung, küßten vor Freude die Erde, nach welcher sie so lange geseufzet hatten, und die sie sich vorgenommen hatten mit ihrem Schweiße, ja, wenn es nöthig wäre, mit ihrem Blute zu benetzen. Die mit den Wilden vermengten Franzosen, die Ungläubigen selbst, die sich zu den Christen geschlagen hatten, höreten nicht auf, Freudengeschreye zu er-

erheben, und ihnen, so wohl als denen Jesuiten, die sie gebracht hatten, tausend Segen zu wünschen.

Niemand in Frankreich unterstützte den Eifer der Missionnaire mehr, als der Comthur von Sillery. Er nahm sich vor, eine blos aus Christen bestehende wilde Völkerschaft zu errichten, die so wohl vor den Anfällen der Irokoer, durch eine schleunige aus Quebec zu erhaltende Hülfe, als vor dem Hunger, durch einen sorgfältig anzustellenden Ackerbau, gesichert würde. Zu dem Ende schickte er Arbeiter nach Canada, die einen vortheilhaften Platz an dem nördlichen Ufer des Flusses St. Laurent wähleten: dieser Ort hat auch seitdem beständig den Namen von Sillery behalten. Die Besitznehmung, deren Absicht man den Huronen zu erklären nicht für nöthig gefunden hatte, machte ihnen Lust, selbige zu nutzen. Sie verlangten sie daher von den Missionnairen, diese aber stelleten sich, als wüßten sie des Hrn. von Sillery Absicht nicht, und gaben vor, sie müßten erst seine Genehmhaltung erwarten. Sie wußten zwar wohl, daß dieses sein Wille war; allein die Erfahrung hatte dergleichen Ausflucht nöthig gemachet. Die

Wilden

Wilden bilden sich ein, daß alles, was man ihnen leicht bewilliget, entweder aus Schuldigkeit geschehen müsse, oder man habe andere eigennützige Absichten dabey. Die Bewilligung des Comthurs von Sillery kam endlich an; und zwölf Huronische Familien, die sich zur Christlichen Religion bekenneten, nahmen von diesem Bezirke Besitz, und wohneten daselbst. Sie blieben nicht lange alleine: in wenigen Jahren wurde diese Wohnung eine große Völkerschaft, die sich nach und nach an alle Pflichten der bürgerlichen Gesellschaft gewöhneten. Die Nachbarschaft von Quebec trug nicht wenig bey, diese neuen Einwohner zu bilden, und eine Art von Polizey, so wie sie sich für sie schickte, bey ihnen einzuführen.

Nach unserer Abreise von dem Dorfe Loretto, nahmen wir den Weg nach einer kleinen Stadt, die drey Flüsse, (les trois Rivières,) genennet, welche ohngefähr fünf und zwanzig Stunden von Quebec liegt. Nichts ist anmuthiger, als ihre Lage. Sie ist auf eine sandige Anhöhe gebauet, die nicht unfruchtbar ist, als an dem Orte, wo die Stadt steht. Uebrigens ist sie auf allen Seiten mit dem, was einen Aufenthalt angenehm, und

eine

eine Stadt reich machen kann, versorget. Der Fluß St. Laurent fließt unten an dem Fusse des Berges: oben darüber, sieht man nichts als angebauete, fruchtbare Felder, und besser hinauf, die schönsten Wälder. Die drey Flüsse, welche etliche Schritte davon sich in den großen Fluß ergießen, geben der Stadt ihren Namen. Ihren Ursprung hat sie dem weitläufigen Handel zu danken, den die Wilden verschiedener Nationen, im Anfange der Colonie, an diesem Orte trieben. Die Franzosen baueten eine kleine Festung dahin, die ihren eigenen Statthalter bekam; und dieser Posten wurde nach der Zeit als der wichtigste von ganz Neufrankreich angesehen. Heut zu Tage zählet man daselbst nicht über sieben oder achthundert Personen, worunter Recollitenmönche, Hospitalierschwestern, ein Regimentsstab, und eine Gerichtsbank, dessen Vorsitzer den Titel als Generallieutenant führt, befindlich sind. In der Nachbarschaft der Stadt giebt es reiche Kupferwerke; auch liegt nicht weit davon der See St. Pierre, welcher sieben Stunden lang ist, und die besten Fische im ganzen Lande hervorbringt.

Unterdessen daß wir uns in Troisrivieres aufhielten, brachten die Abgeordneten

eines

eines benachbarten, und von den Huronen bewohnten Dorfes sehr schöne Häute, die sie gegen verschiedene Fässer Brandewein vertauschten. „Wenn Sie ihnen nach ihrem Dorfe folgen sollten, sagte der Mißionnair zu mir, würden Sie sehen, mit was für Ausgelassenheit diese Völker sich der Freude, die dieses Getränke bey ihnen hervorbringt, überlassen. Täglich wird jedem so viel gegeben, bis er sich berauschet, und in weniger als zwey Tagen ist alles getrunken. So bald die Sonne untergegangen ist, fängt man an; und die ganze Nacht über erschallet die umliegende Gegend mit entsetzlichem Geheule. Man sollte glauben, es wäre ein Trupp Teufel aus der Hölle entwischet, oder die Einwohner des Dorfes kriegten einander bey den Köpfen, und wollten sich erwürgen.„

Auf dem See von St. Pierre setzten wir uns zu Schiffe, und fuhren nach den Inseln von Richelieu, die an dem westlichen Ende des Sees gelegen sind. Dieses Land ist während dem Kriege, den die Irokoer bey ihren häufigen Einfällen darinnen geführet haben, lange Zeit ein Schauplatz der blutigsten Auftritte gewesen. Diese Inseln dieneten ihnen theils zu einem Hinterhalte, theils zu einem

Zu-

Zufluchtsorte. Sie haben daselbst Grausamkeiten ausgeübet, derer Erzählung Entsetzen verursachet. Ich will Sie, Madame, daher lieber von zweyen Canadischen Frauenzimmern unterhalten, von welchen man Heldenthaten erzählet, die auf die Nachkommenschaft zu kommen verdienet haben. Ich gebe sie Ihnen nach dem Zeugnisse des Mißionnairs, und will mich seiner eigenen Worte bedienen.

„Um sich vor der Wuth der Irokoer zu schützen, hatte man in jedem Kirchspiele Arten von Schanzen angeleget, wohin die Einwohner sich bey dem ersten entstandenen Lärmen retten konnten. Tag und Nacht unterhielt man daselbst eine oder zwey Schildwachen, mit etlichen Canonen, welche die andern benachrichtigen, und im Nothfalle Verstärkung fordern mußten. Diese Schanzen waren nichts, als große mit Palissaden eingeschlossene Plätze, mit einigen Reduten versehen. Die Kirche, und das Haus des Herrn des Ortes, stunden darinnen; und es blieb noch Raum genug, die Weiber, Kinder, und das Vieh, im Falle der Noth dahin zu schaffen. Einige Irokoer wußten, daß Madame von Vercheres, Eigenthümerinn des Kirch-

spieles

spieles gleiches Namens, nahe bey den Inseln von Richelieu, ganz alleine war, und sie nahmen sich vor, die Palissaden des Ortes zu übersteigen. Etliche Flintenschüsse, die man beym ersten Lärmen zu rechter Zeit abfeuerte, zerstreueten sie zwar, sie kamen aber bald wieder, und wurden ebenfalls zurück getrieben. Was diese Leute am meisten in Verwunderung setzte, war, daß sie jedesmal niemanden als eine Frau sahen, und diese war überall. Es war selbige Madame von Vercheres, welche eine so entschlossene Standhaftigkeit blicken ließ, daß man hätte meynen sollen, sie hätte eine zahlreiche Besatzung bey sich. Sie wehrete sich zwey Tage lang, mit einer Tapferkeit, und Gegenwart des Geistes, die einem alten Officiere Ehre gemachet haben würde; ja sie zwang endlich den Feind sich fortzumachen, um so viel mehr, da er zu befürchten hatte, er möchte durch den kleinen Beystand, der ihr glücklicher Weise zu Hülfe kam, abgeschnitten werden.„

„Etliche Jahre hernach, fuhr der Missionnair fort, ließ sich eine andere Parthey dieser Nation, aber viel stärker als die erste, vor eben diesem Platze sehen, zu einer Zeit, da die Einwohner auf dem Felde beschäfftiget waren.

waren. Die Irokoer, die diese Einwohner hin und her zerstreuet, und ohne Vertheidigung fanden, huben einen nach dem andern auf, und marschirten nach dem Schlosse. Die Tochter des Eigenthumsherrn, von sechzehn Jahren, war haußen, ohngefähr zweyhundert Schritte davon. Auf das erste Geschrey, das sie hörete, lief sie zurück, um hinein zu kommen; die Wilden verfolgten sie; und einer von ihnen, in dem Augenblicke, da sie den Fuß in die Thüre setzte, ergriff sie: da er sie aber nur bey dem Halstuche gefaßt hatte, riß sie es ab, kam davon, und schloß die Thüre hinter sich zu. In der Schanze war niemand, als ein Soldat, und ein Haufen Weiber, die bey dem Anblicke ihrer Männer, die man gebunden und als Kriegsgefangene führte, ein erbärmliches Geschrey anfiengen. Das junge Frauenzimmer verlor weder die Gegenwart des Geistes, noch den Muth. Sie fieng an, ihre Haube abzunehmen, band ihre Haare zusammen, nahm einen Hut, und ein Mannskleid, und schloß alle übrige Weiber ein, derer Geheul und Schreyen des Feindes Grimm noch mehr aufgemuntert haben würde. Hierauf feuerte sie eine Canone los, that einige Flintenschüsse,

und indem sie sich, mit ihrem Soldaten, bald auf der einen, bald auf der andern Redute sehen ließ, auch ihre Kleidung zuweilen veränderte, überdieß allemal zu rechter Zeit Feuer gab, bildeten sich die Irokoer ein, es wären viele Leute in der Schanze; und als ein durch den Canonenschuß benachrichtigter Hülfstrupp anmarschirte, den Platz zu entsetzen, war der Feind schon entwichen.

Das Schloß von Vercheres ist, seinen Einkünften nach, nicht sonderlich wichtig, sagte mir bey dieser Gelegenheit der Mißionnair; und überhaupt sind die Besitzer der Kirchspiele in Canada nicht reich. Da dieses Land anfänglich, bey der ersten Niederlassung der Franzosen, nichts als ein großer Wald war, fanden sich diejenigen, denen man Güther anwies, nicht im Stande, sie durch eigene Kräfte anzubauen. Es waren Officiere, Edelleute, Gesellschaften, die nicht Vermögen genug hatten, eine Anzahl benöthigter Arbeitsleute dahin zu setzen. Man mußte sich also mit Einwohnern begnügen, die lange Zeit arbeiteten, ehe sie ihren Unterhalt verdienen, und selbst Vorschüsse thun konnten. Diese machten sich unter solchen Umständen gegen ihre Herren zu nur geringen Erbzinsen anheischig.

heischig. Daher ein Guth, von zwey Stunden in der Breite, und von unbestimmter Länge, in diesem so wenig bevölkerten Lande von keinem erheblichen Ertrag ist, wenn man auch die Lehngebühren, und Kaufschillinge, die wenig sagen wollen, ingleichen die Mühlen in der ganzen Meierey zusammen rechnet. Es ist dieses ohnfehlbar eine von denen Ursachen, die den Hof bewogen haben, den in Canada wohnenden Edelleuten zu gestatten, daß sie so wohl zur See, als zu Lande, Handlung treiben dürfen, ohne daß es ihrem Adelstande Abbruch thut. Die Lebensart, welche der größte Theil dieser Herren auf ihren Güthern führen, erwecket ziemlich natürlich das Andenken der alten Patriarchen, die sich nicht entblödeten, die Feldarbeit mit ihrem Gesinde zu theilen. Keiner von ihnen hat das Recht, einen Pfarrer einzusetzen; es gebühret solches allein dem Bischofe, theils weil er am ersten im Stande ist, die Fähigkeit der Candidaten zu beurtheilen, theils weil des Pfarrers Besoldung von dem Zehnten gegeben wird, der dem Bischofe zugehöret.

Einige Familien der Wilden haben sich auf dem Grunde und Boden der Gerichtsher-

ren der Kirchspiele niedergelassen; sie machen aber den geringsten Theil der Einwohner aus, welche fast alle Canadische Franzosen sind. Der Zustand dieser letztern würde glücklich seyn, wenn sie solchen zu nutzen wüßten. Sie haben keine Steuern und Gaben; und Brod, Fleisch, und Fische sind in wohlfeilem Preise. Das Erdreich ist vortreflich, und ich weis kein gesünderes Clima. Man höret von keiner besondern Krankheit; die Felder und Hölzer sind mit den heilsamsten Kräutern angefüllet, und die Bäume geben einen Balsam von sich, der ungemeine Wirkungen thut. Diese **Vorzüge** sollten wenigstens diejenigen zurück halten, welche die Vorsehung daselbst hat lassen geboren werden. Allein, der **Leichtsinn**, die Abneigung für anhaltende Arbeit, und der Geist der **Unabhängigkeit**, sind Ursache, daß zu allen Zeiten eine Menge junger Leute sich weggewendet, und die Bevölkerung der Colonie verhindert hat. Wahr ist es, der Wein, die Zeuge, und alles was man aus Frankreich muß kommen lassen, ist sehr theuer: dabey denn die Edelleute und Officiere, die nichts als ihre Besoldungen haben, am meisten zu beklagen sind. Die Weiber bringen ihren Männern

zum

zum Heurathsgute gemeiniglich nichts mit, als viel Verstand, Freundschaft, Annehmlichkeit, und eine große Fruchtbarkeit. Es giebt auch hier mehr adeliche Personen, als in unsern übrigen Colonien: der König unterhält viele Truppen, daher viele abgedankte Officiere sich hier niedergelassen haben: dieses aber hat das Land mit Edelleuten besetzet, die nichts weniger als bey Vermögen sind. Sie würden noch übeler daran seyn, wenn sie keine Handlung treiben dürften, und die Jagd und Fischerey nicht jedermann offen stünde. Ich kenne keine uneigennützigere Leute, als die Creolen. Sie geben ihr Geld eben so leicht weg, als sie sich Mühe geben, es zu erwerben. Sie lieben, freye Luft zu schöpfen, und gewöhnen sich bey Zeiten an eine herumschweifende Lebensart. Das Beyspiel, und der Umgang mit den natürlichen Einwohnern, derer einzige Glückseligkeit in der Freyheit, und Unabhängigkeit besteht, sind hinlänglich genug, ihnen diesen Character zu geben. Sie haben vielen Verstand, insonderheit die Weibespersonen, welche standhaft, beherzt, reich an Erfindungen, und fähig sind, die wichtigsten Angelegenheiten zu führen. Zu dieser Schilderung unserer Canadier setze

ich noch hinzu, die vortheilhafte Meynung, die sie von sich selbst haben: sie flößt ihnen ein Zutrauen ein, vermöge welches sie die schwersesten Dinge unternehmen, und ausführen. Sie sehen mehrentheils gut von Gesichte, sind von ansehnlicher Gestalt, und verhältnißmäßig gebauet. Die Dauerhaftigkeit ihrer Gesundheit kommt mit diesen Vortheilen nicht allezeit überein; sie werden zeitlich alt, und abgenutzet. Man schreibt die Ursache davon den Aeltern zu, welche auf ihre Kinder nicht genug Achtung geben; daher diese ihre Gesundheit schon in jüngern Jahren verderben, so daß der Schade hernach unersetzlich ist. Ihre Behendigkeit, und geschicktes Wesen, hat seines gleichen nicht: die geschicktesten Wilden führen ihre Boote an den gefährlichsten und reißendesten Oertern nicht besser; sie schießen auch nicht schärfer. Niemand kann ihnen eine große Fähigkeit zu den mechanischen Künsten streitig machen; sie brauchen fast keine Unterweisung, um darinnen vollkommen zu werden; und man findet ihrer, die sich in allen Handwerken hervorthun, ohne jemals die Lehrjahre ausgestanden zu haben. Sie äußern, so wie die Wilden, eine gewisse Hitze, die sie

zu

zu jählingen Unternehmungen, und zum Scharmuziren geschickter machet, als zu regelmäßigen und anhaltenden Feldzügen. So wie selbige, beschuldiget man sie auch einer allzu wenigen Neigung für ihre Aeltern, da diese hingegen eine übel angebrachte Zärtlichkeit für sie haben. Bey aller Bemühung, welche der Hof angewendet hat, diese Colonie volkreicher, ihre Handlung aber blühender zu machen, so hat er doch den Verlust noch nicht ersetzen können, den ihr die Engländer verursachet, und sie mehr als einmal auf das Aeußerste gebracht, ja zuweilen schon Stücken Landes weggenommen haben. Der Himmel verhüte, daß sie sich nicht ehestens des ganzen Landes bemächtigen!

Unerachtet, überhaupt zu reden, alle Amerikanische Colonien nur von dem Abschaume, und von den Hefen anderer Nationen entstanden sind, so muß man doch denen von Canada die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß der Ursprung fast aller noch heut zu Tage bestehenden Familien ziemlich rein ist, und keinen entehrenden Fleck an sich hat. Die ersten Einwohner waren entweder Arbeitsleute, die sich allezeit nützlich zu beschäfftigen suchten, oder Personen, die

sich blos in der Absicht hieher begaben, um ruhiger zu leben, und ihre Religion ungestörter auszuüben, als es dazumal in vielen Provinzen von Frankreich nicht geschehen konnte, wo die Gegenparthey mächtig war. Man hat zwar zuweilen Leute hier gesehen, welche durch die übele Beschaffenheit ihrer Umstände genöthiget worden sind, sich zu entfernen, oder andere, welche man aus dem Königreiche, und aus ihren Familien, hat fortgeschaffet wissen wollen; allein, da sie nur in kleinen Haufen angekommen sind, man auch die Behutsamkeit gebraucht hat, sie nicht beysammen zu lassen, so ist zu glauben, daß sie durch die guten Beyspiele, die sie vor Augen gehabt haben, werden seyn gebessert worden.

Gegenwärtiger Brief, Madame, ist der letzte, den ich Ihnen aus Quebec schreibe. Ich gedenke in vierzehn Tagen von hier abzureisen, und mich nach der Hauptstadt von Neu-England zu begeben. Der dasige Aufenthalt wird mir um so viel angenehmer seyn, da ich hoffe, Personen von meiner Bekanntschaft zu finden.

Ich bin, u. s. w.

Quebec, den 15 April, 1749.

Der 106 Brief.

Die Engländischen Colonien.

Man redet von den Colonien der Engländer in dem Nördlichen Amerika, als von der vornehmsten Quelle ihres Reichthums: doch die Wichtigkeit dieser Besitzungen, und der aus diesem Theile der Brittischen Domainen zu ziehende Vortheil, ist nicht das einzige, Madame, was die Geschichte davon merkwürdig machet; die Beschaffenheit ihrer Regirungsforme, ihre Naturerzeugungen, Gesetze und Gebräuche, ihr Handel, sind unserer Aufmerksamkeit nicht weniger würdig.

Gegen das Ende des sechzehnten Jahrhundertes entschloß sich der, durch das Beyspiel und den glücklichen Erfolg der Spanier, aufgemunterte Ritter **Raleigh**, einige Entdeckungen vorzunehmen. Er vermochte verschiedene reiche Privatpersonen in London, daß sie in seine Absichten eingiengen, und erhielt von der Königinn Elisabeth Freyheitsbriefe, vermöge welcher aller Vortheil dieser Unternehmung seiner Gesellschaft gänzlich überlas-

sen wurde. Er reisete nach dem nördlichen Theile von Amerika, und errichtete daselbst einen Wohnplatz, welcher der erste ist, den die Engländische Nation in diesem Theile der neuen Welt gehabt hat. Bey seiner Rückkunft erzählte er, daß das Land, wo er ausgestiegen war, eine große Menge vortreflicher Früchte, Bäume von aller Gattung, und Vieh im Ueberflusse, hervorbrächte. Kein Gold hätte er nicht gefunden; allein der Boden wäre so fruchtbar, das Clima so gelinde, die Einwohner so willig, daß der Anschein den glücklichsten Erfolg verspräche. Das Volk in London, und überhaupt die ganze Nation, wurde durch diese Beschreibung aufgemuntert: die Königinn selbst war so vergnügt darüber, daß sie das Unternehmen durch merkliche Proben ihres Schutzes unterstützte. Ihre Nachfolger haben nicht weniger Eifer bezeiget, und unvermerkt hat sich dieses Land mit neuen Unterthanen bevölkert, und der Herrschaft der Großbritannischen Krone unterworfen.

Der sehr weitläuftige Umfang, den diese Pflanzörter einnehmen, wird in verschiedene große Provinzen eingetheilet. Von der Hudsonsbay, von Terre-neuve, und von Acadien

dien habe ich bereits geredet. **Neu-England**, eine der reichsten Provinzen, welche die Engländer in Amerika besitzen, hat ihre erste Einrichtung dem Verfolgungsgeiste etlicher Großbritannischen Prelaten wider die Non-Conformisten zu danken. Der ehrgeizige Bischof von London, und hernachmaliger Erzbischof von Canterbury, **Laud**, in welchen Carl I vieles Zutrauen setzte, verleitete diesen Monarchen zu allerhand heftigen Handlungen, die seine Regirung verhaßt machten. Dieser Mann, der kaum einer Schule vorzustehen fähig war, wurde ernennet, ein Königreich zu beherrschen. Die geistliche Gerichtsbarkeit, die man auch die hohe Commission nennete, war unter seiner Verwaltung eine protestantische Inquisition geworden. Die **Non-Conformisten**, als sie sahen, daß sie in dem alten England ihre Gewissensfreyheit nicht mehr haben konnten, entschlossen sich selbige in Neu-England zu suchen; und es giengen ihrer eine Anzahl von hundert und zwanzig Personen zu Schiffe. Kaum waren sie in Amerika angekommen, so verfertigten sie eine **Urkunde**, darinnen sie sich als Unterthanen der Krone England erkenneten, und sich öffentlich anheischig machten, alle Gesetze,

die

die sie zum Besten der Colonie einmüthig machen würden, zu beobachten. Die Häupter der Familien unterzeichneten diese Verschreibung, und erwähleten zu gleicher Zeit einen aus ihrem Mittel, der dieses Jahr ihr Statthalter seyn sollte. Sie lasen hernach einen schicklichen Ort aus, um eine Stadt zu bauen, und gaben ihr den Namen Neu-Plymouth, zum Andenken des Ortes, wo sie in Europa abgereiset waren.

Solchergestalt hatte dieser Leute frommer Eifer, der in Großbritannien lauter Zerrüttung anrichtete, in Amerika eine völlig entgegengesetzte Wirkung: er war die Ursache eines neuen Lebens, und neuer Kräfte, wodurch alle Beschwerlichkeiten dieses wilden Landes überwunden wurden. Weit entfernet, daß die neuen Colonisten sich durch die unvermeidlichen Schwierigkeiten eines solchen Unternehmens hätten abschrecken lassen, so wurden sie vielmehr durch die Freude belebet, dem geistlichen Gerichtszwange entkommen zu seyn, und sie bewältigten einen unfruchtbaren Boden, so daß er ihnen anfänglich einen leidlichen Unterhalt, nach und nach aber alle nothwendige Lebensmittel verschaffete.

Auf diese erste Colonie folgten sieben andere, die aus gleichen Ursachen genöthiget wurden, Großbritannien zu verlassen. Einige unter ihnen ließen sich in der Massachusetenbay, und an der Küste von Connecticut nieder, welche Namen sie auch beybehalten haben. Sie erbaueten daselbst die Städte, Charles-town, Watertown, Dorchester, Boston, Hereford, Windsor, Westerfield u. a. m. Die andern hießen Newhaven, Newhampshire, Main, Rhode-Island, und Providence. Ihre vornehmsten Städte sind, Saybrook, Guilford, Milford, Stamford, Brainford, u. a. m. Von diesen verschiedenen Pflanzstädten hatte eine jede ihre besondern Gesetze, und eigene obrigkeitlichen Personen, welche unter den Colonisten gewählet wurden. Unerachtet sie nun viele von einander unterschiedene Statthalterschaften ausmachten, so waren sie doch in Sachen, die das allgemeine Beste betrafen, durch ein errichtetes Bündniß zusammen vereiniget.

Dieses, Madame, war die erste Einrichtung von Neu-England, welche hernachmals vielerley Veränderungen erlitten hat. Heutiges Tages ernennet Se. Großbritannische Majestät einen Statthalter, der über die

Miliz

Miliz gesetzet ist, und welcher die von der Generalversammlung der Colonie vorgeschlagenen Gesetze verwerfen kann. Er bestätiget auch die Wahl der Magistratspersonen; und ohne seine Genehmhaltung kann keine außerordentliche Versammlung zusammen berufen werden: doch ist selbige einmal beysammen, so hat sie das Recht, den Statthalter, und welchen Officier sie will, vor sich zu laden, und Rechenschaft von seiner Aufführung zu fordern. Diese Versammlung besteht aus einer gewissen Anzahl Deputirter, die in einem jeden Kreise gewählet werden. Sie allein, mit Zuziehung des Statthalters, hat die Macht, Auflagen zu machen, Gesetze, und Bewilligungen zu ertheilen. Bey ihr beruhet das Recht, unumschränkt zu entscheiden, die Klagen des Volks anzuhören, und die behörigen Mittel dießfalls vorzukehren. Die Gesetze, welche sie giebt, die aber der Statthalter genehmigen muß, werden noch überdieß von dem Könige bestätiget; sollte er sie nun in einer Zeit von dreyen Jahren verwerfen, so haben sie keine Kraft und Wirkung.

Neu-England sah sich in weniger als einem halben Jahrhunderte in den blühendesten Umständen. Es enthielt mehr als

dreyßig

dreyßig tausend Menschen, und hatte mehr als funfzig wohlgebauete Städte, und Dörfer, ein befestigtes Schloß, allerhand Schanzen, Gefängnisse, Kirchen, hohe Landstraßen u. d. g. Die Sauberkeit der Häuser, die Schönheit der Gassen, die Bequemlichkeit der Vorrathshäuser, die Häven, ihre Dämme, die Anzahl derer den Einwohnern zustehenden Schiffe, nebst ihren Reichthümern, waren schon dahin gediehen, daß sie der Nation, woher sie entsprossen war, selbst Eifersucht erweckte. Unter denen verschiedenen gemachten Anstalten befindet sich eine, welche Sie gewiß bewundern werden. Es ist selbige eine **Gesellschaft von Mißionnairen, die zu Bekehrung der Heyden** errichtet worden ist, dergleichen wir in der catholischen Religion auch haben. Ein Priester, Namens **Elliot**, welchen die Engländer der Indianer Apostel nennen, so wie wir von dem heil. Xaver zu sagen pflegen, unternahm, den Wilden dieses Landes das Evangelium zu predigen. Er erlernte ihre Sprache, übersetzte in selbige verschiedene geistliche Bücher, und unter andern die ganze Bibel. Das Parlement in England, um seine Bemühungen zu unterstützen, errichtete eine Gesellschaft, die

aus

aus einem Presidenten, einem Schatzmeister, und vier Beysitzern bestund, und bevollmächtigte sie, die Almosen derer, die zu diesem guten Werke etwas beytragen wollten, einzunehmen. Die Gesellschaft sammlete eine Beysteuer, zu Folge der ihr ertheilten Erlaubniß, und sah sich gar bald im Stande, liegende Gründe zu erkaufen. Gegenwärtig genießt sie eines jährlichen Einkommens von mehr als zwanzig tausend Livres, wovon sie funfzehn oder sechzehn Mißionnaire unterhält.

Ich darf einen merkwürdigen Umstand nicht vergessen, Madame, der die ersten Engländer, die sich in Amerika niedergelassen haben, betrifft. Ungeachtet sie sich des Vortheils ihrer Menge hätten bedienen können, wenn sie das natürliche Recht, vermöge welches das Land den Wilden gehörete, nicht hätten in Betrachtung ziehen wollen; so haben sie doch lieber den benöthigten Boden gekaufet, als die ersten Regeln der natürlichen Billigkeit verletzet, wie es die Spanier auf der Insel St. Domingo, und in Mexico gemachet haben, welche diese Länder durch Grausamkeit und Blutvergießen eroberten. Allein, wenn das Verfahren der neuangekommenen Engländer gegen die Eingebohrnen

nen des Landes zu loben ist, so kann ich ihre strafbare Aufführung wider ihre eigenen Landesleute nicht billigen. Dieses aus Flüchtlingen bestehende Volk, das der Verfolgungsgeist der Prelaten aus England vertrieben hatte, sah sich nicht so bald in dem ruhigen Besitze seiner neuen Pflanzörter, als es sich der Heftigkeit eines falschen Eifers überließ, und die Wuth derer, die die Urheber seiner Verbannung gewesen waren, nachahmete. Es verjagte die Quaker, die Wiedertäufer, und andere mit seiner Meynung streitenden Sectirer, auf eine unbarmherzige Weise, und fieng an zu verfolgen, so bald es selbst nicht mehr verfolget wurde.

Es ließ **Verordnungen**, die Religion betreffend, ergehen, welche mit größerer Schärfe vollstrecket wurden, als diejenigen, die sie aus ihrem Lande zu gehen genöthiget hatten. Weder jugendliche Jahre, noch ein schwaches Alter, weder die Ehre des Geschlechts, noch geistliche Würden, weder Geburt, noch Reichthum, haben bey diesen Unsinnigen etwas vermocht. Der blinde Eifer dieser Anglicaner hat sich so gar bis auf Beschuldigungen von Hexerey erstrecket; und man würde sich schwerlich einbilden können,

wie weit ihre Ausschweifungen gegangen sind, wenn sie nicht durch gerichtliche Acten der Colonie, die man hier öffentlich verkaufet, bestätiget wären. Hier ist, Madame, was ich vor etlichen Tagen in einer gewissen Schrift las, welche folgenden Titel führet: Proceß der nahmhaften Susanne Martin, aus der Stadt Salem, wegen beschuldigter, und überwiesener Hexerey. Ich will nichts, als die Frag-Artikel davon anführen, wo die gesunde Vernunft mehr auf der Seite der Beklagten, als des Richters ist.

„Richter. Seyd ihr eine Hexe? Beklagte. Nein. R. So erkläret mir doch, woher die Klagen des Volkes kommen? B. Dieß weis ich nicht. R. Aber was meynet ihr, woher sie kommen? B. Ich will mein Urtheil darüber nicht fällen. R. Glaubt ihr nicht, daß diejenigen, welche sich beklagen, behext sind? B. Nein, ich glaube es nicht. R. So saget mir doch, was ihr davon haltet? B. Nein, ich habe meine Gedanken, so lange ich sie bey mir behalte, für mich; wenn ich sie aber sage, so sind sie andern Leuten. Ihr Gebieter — — R. Was versteht ihr durch ihren Gebieter? B. Wenn jemand mit der Hölle zu thun hat: Sie werden mich schon

verstehen. R. Ganz wohl; aber was habt ihr für einen Theil an dem, was man davon saget? B. Ich habe gar keinen Theil daran. R. Und dennoch beschuldiget man euch, ihr sollet erschienen seyn; und dieses Verbrechens wegen sind andere schon verurtheilet worden. B. Ich kann nicht verhindern, was man saget, und was man thut. R. Der Gebieter, davon ihr redet, ist vermuthlich der eurige; wie könntet ihr sonst erschienen seyn? B. Davon weis ich nichts: derjenige, der ehedem unter der Gestalt des Samuel erschienen ist, kann wohl eine andere Gestalt angenommen haben.„

Glauben Sie wohl, Madame, daß dieses die Sprache einer Frau sey, die verdienet hat, wegen Hexerey bestrafet zu werden? Nichts destoweniger wurde sie verurtheilet, zu sterben. Den Tag vor ihrer Hinrichtung übergab sie den Richtern ein Schreiben, welches, man kein Bedenken getragen hat, den Acten des Processes beyzufügen, unerachtet es selbige mit Schande überhäufet. Es ist kurz, und so sonderbar, daß Sie vielleicht nicht böse seyn werden, es hier zu finden.

„Ihre demüthige und unglückliche Supplicantinn, die sich keines Verbrechens schul-

dig weis, die aber die niederträchtigen Ränke ihrer Ankläger sieht, kann nicht anders als vortheilhaft von denjenigen urtheilen, die sich in eben dem Falle befinden, worüber sie Ursache zu seufzen hat. Der Himmel kennet meine Unschuld; und sie wird an jenem grossen Tage vor Engeln und Menschen offenbar werden. Ich verlange nicht das Leben; nur wünsche ich, und Gott kennet meine Absichten, daß man der Vergießung unschuldigen Blutes ein Ende machen möge; welches aber nicht aufhören wird, wofern die Sachen nicht anders eingerichtet werden. Ich bin zwar überzeuget, daß Sie Sich alle Mühe geben, die Wahrheit zu entdecken, unterdessen versichert mich das Zeugniß meines eigenen Gewissens, daß sie in dem unglückseligsten aller Irrthümer stecken. Ich bitte daher, einige derer Unglücklichen und Betrübten, die sich aus Schwäche des Geistes als schuldig erkennet haben, genauer zu prüfen. Sie werden sehen, daß selbige Sie betrügen, so wie sie sich selbst betrügen: wenigstens bin ich versichert, daß man solches in jener Welt, wo Sie mich jetzt hinschicken, erfahren wird: ich zweifle auch nicht, daß eine große Veränderung in Ihren Meynungen, später oder

früher,

früher, erfolgen werde. Man beschuldiget mich, und andere, wir hätten mit dem Geiste des Verderbens ein Bündniß gemachet: wie können wir aber ein Verbrechen eingestehen, dessen wir uns nicht schuldig bewußt sind? Ich weis, daß man mich ungerechter Weise anklaget; und ich schlüße, daß man den andern eben dergleichen Unrecht thut. Ich wiederhole es: Gott, der das Innerste des Herzens erforschet, und vor dessen Richterstuhl ich jetzt erscheinen werde, Gott ist mein Zeuge, daß ich nichts verstehe von allem, was Hexerey betrifft. Wie könnte ich vor Ihm selbst die Unwahrheit sagen, und meine Seele seiner ewigen Strafe vorsetzlich aussetzen?„

Ein so nachdrückliches, und rührendes Schreiben fand bey den Richtern keinen Eindruck. Diese Frau nahm von ihrem Manne, Kindern, und Freunden, mit standhafter Mine Abschied, und ließ sich zu ihrer Hinrichtung mit einer Größe des Geistes führen, die bey den Zuschauern eben so viel Bewunderung, als zärtliches Mitleiden verursachete. Ungeachtet die Furcht verschiedene von den Angeklagten dahin gebracht hatte, sich als schuldig zu bekennen, so war doch nicht ein einziges, das es beym Sterben nicht wider-

rufte, und den Himmel anflehete, sein Blut auf die Ankläger und Richter kommen zu lassen.

Dem unerachtet waren beyde auf den Untergang dieser Unschuldigen ergrimmet. Man ließ, ohne Barmherzigkeit, Kinder von eilf Jahren sterben: ohne Scham zog man Mägdgen, und Weiber aus, um Merkmale von Hexerey an ihnen zu entdecken. Flecke vom Scorbut, denen alte Leute unterworfen sind, wurden als Zeichen angesehen, die der Teufel in ihre Haut gedrücket hätte. Es gab keine Gespenstergeschichte, und keine Erzählung von Erscheinungen, die bey dem Volke nicht Glauben fand. In Ermangelung der Zeugen, nahm man die Tortur vor; und diese unglückseligen Schlachtopfer wurden durch die Heftigkeit der Marter gezwungen, die Verbrechen, die ihre Henker ihnen vorzusagen beliebten, zu bekennen. Einige Weiber gestunden, sie wären vom Teufel schwanger, und tausend andere dergleichen lächerliche Abscheulichkeiten. Alle Gefängnisse waren angefüllet; und kein Tag vergieng, der nicht durch eine neue Hinrichtung bezeichnet wurde. Dem ungeachtet ließ die Wuth der Angeber nicht nach: die Anzahl der Hexenmeister nahm

täglich

täglich zu; und das sonderbarste dabey war, daß diejenigen Richter, welche den Anklägern nicht willfahren wollten, selbst angeklaget wurden, und die Colonie verlassen mußten, um sich der Wuth des Pöbels zu entziehen. Endlich war es Zeit, daß die Sachen eine andere Gestalt gewonnen: die Stimme der Vernunft machte den Wahnwitz schweigen: die Angeber wurden schüchtern; man entließ hundert und funfzig Gefangene; zweyhundert, die man vernommen hatte, wurden unschuldig erkläret; und man ordnete einen allgemeinen Fasttag an, nebst öffentlichen Gebethen, um Gott wegen so vieler Greuel, und Thorheiten, um Verzeihung zu bitten. Von diesem Tage an, sind die Einwohner vernünftiger geworden, haben dem Verfolgungsgeiste entsaget, und unterscheiden sich nicht mehr von andern Völkern.

Keine Engländische Errichtung in Amerika ist mit Neu-England zu vergleichen, es sey in Ansehung der Anzahl der Einwohner, oder der Menge der Handelsstädte, oder der vielen Manufacturen. Die volkreichsten, und blühendesten Provinzen in Großbritannien haben vor diesen fast keinen Vorzug. Boston, als die Hauptstadt, hat eine sehr angenehme Lage

auf einer Halbinsel, am Ende eines sehr schönen Havens, der mehr als fünfhundert Schiffe fasset. Die Maste auf denen zur Handelszeit darinnen liegenden Schiffen stellen eine Art von Walde vor, wie in Amsterdam und London. Der Haven zu Boston wird durch eine große Menge Inseln, und Felsen, die ein wenig über das Wasser ragen, vor der Gewalt der Wellen geschützet. Man kann in selbigen nicht anders als durch einen einzigen Weg einlaufen, welcher dennoch enge ist, und durch das Geschütz einer regulairen, sehr wohl angelegten, und mit mehr als zweyhundert Canonen besetzten Festung vertheidiget wird. Es sind diese so wohl geordnet, daß man ein Schiff von vorne und hinten beschießen kann, ehe es im Stande ist, seine Lage zu geben. Bey Kriegszeiten sind jedesmal fünfhundert Mann von dem ordentlichen Militairdienste befreyet, um bereit zu seyn, in der Festung zu dienen: überdieß steht zwey Stunden von der Stadt ein hoher Wachthurm, dessen gegebene Zeichen man in der Festung sehen kann; diese aber giebt sie sogleich längst der Küste weiter. Im Falle der Noth, giebt Boston auch dergleichen Zeichen, um in den benachbarten Wohnplätzen Lärmen zu machen.

Solchergestalt ist kein Fall möglich, es müßte denn bey einem sehr dicken Nebel seyn, daß etliche feindliche Schiffe sich zwischen den Inseln hinschleichen könnten, wo die Stadt nicht fünf oder sechs Stunden Zeit hätte, sich zu ihrem Empfange vorzubereiten. Nähme man auch an, sie kämen ungehindert unter dem Geschütze des Schlosses vorbey, so würden sie gegen Norden und Westen von der Stadt zwey Batterien antreffen, welche die ganze Bay bestreichen, und die stärkste Flotte aufhalten können.

An dem Ende dieser Bay sieht man einen Damm, von ohngefähr zweyhundert Schritten in der Länge, worauf eine Reihe Vorrathshäuser stehen, die bis an die Hauptgasse reichen. Solchergestalt können die größten Schiffe, ohne Beyhülfe der Schaluppen und Lichters, ihre Waaren daselbst ausladen. Das andere Ende der Hauptgasse stößt an das Stadthaus, ein großes und schönes Gebäude, worinnen die Kaufmannsbörse, die Rathsversammlung, die Generalversammlung, und alle Gerichtshöfe, anzutreffen sind. Ueberhaupt aber machet diese in einen halben Mond um den Haven gebauete Hauptstadt eine so vortrefliche Ansicht, daß ich mich

nicht ermüden kann, sie zu bewundern. Man zählet beynahe viertausend Häuser darinnen, und zehn Kirchen, derer Namen die verschiedenen Secten anzeigen, daraus die Colonie bestund; dergleichen sind, die Englische, die Französische, der Wiedertäufer, der Quaker Kirche, u. s. f. Um die Börse herum sieht man eine Menge **Buchladen**, die mit allen Sorten von Büchern reichlich versehen sind. Es giebt auch fünf oder sechs **Buchdruckereyen**, derer Pressen beständig beschäfftiget sind; und alle Wochen werden zweyerley **Zeitungen** ausgegeben. Die Stadt alleine faßt mehr als zwanzigtausend **Einwohner** in sich. Um sich eine Vorstellung von ihrem Reichthume zu machen, muß man bemerken, daß vergangenes Jahr fünf oder sechs hundert **Schiffe** aus ihrem Haven aus, und eine eben so große Anzahl darinnen einliefen, ohne die unzähliche Menge Fahrzeuge, für die Küsten, und Fischerey, zu rechnen. Boston treibt ohne Zweifel den **stärksten Handel** unter allen Städten des Engländischen Amerika. Außer denen Erzeugungen, die sie aus dem Lande nimmt, sind ihre Einwohner auf gewisse Art die **Mäkler** von ganz West-Indien, ja so gar von einem Theile von Euro-

pa:

pa: in dieser Betrachtung kann man sie die Holländer der neuen Welt nennen.

Das wunderliche Gemenge von Nationen und Secten, welches diese Stadt bevölkert, verhindert nicht, daß die Gesellschaft nicht eben so angenehm seyn sollte, als in den besten Städten von Großbritannien. Die meisten von den Kaufleuten reisen nach Europa, und bringen die Moden und Gebräuche mit. Ein Engländer, der von London nach Boston kommt, wird nicht gewahr, daß er seinen Wohnplatz verändert hat: er findt hier eben die Luft, den nämlichen Umgang, einerley Kleidung, gleiche Reinlichkeit im Hausgeräthe, einen ähnlichen Geschmack im Essen, und Trinken, u. s. f.

Außer der Hauptstadt, zählet man noch zwölf oder funfzehn andere, eben so ansehnliche Städte, die in dieser Bay gelegen sind. Ich habe vorher Rhode-Island, oder die Insel Rhode, genennet, welche von einer besondern Secte, sagt man, bewohnet wird, deren Nachkommenschaft aus Mangel von Geistlichen, und Unterrichte, eben so verwildert ist, als die Wilden selbst; unterdessen hat sie wissen ihre Freyheit zu behaupten, die in einer eigenen Beherrschung, oder wenigstens,

in

in einer selbst gewählten Rathsversammlung, besteht, und weder von der Krone, noch ihren Bedienten, abhängig ist. Sie giebt sich eigene Gesetze, mit der einzigen Einschränkung, daß selbige den Engländischen nicht zuwider seyn dürfen. Diese Vorrechte hatten eine so große Menge Einwohner dahin gezogen, daß ein Theil davon genöthiget wurde, sich auf das feste Land zurück zu begeben: diese Leute erbaueten daselbst zwey Städte, Providence, und Warwick, die, wie man versichert, aller Freyheiten der Insel genießen. Man giebt sie nicht allein als groß und reich an, sondern auch als glücklich unter ihrer Regirungsforme, unerachtet sie aus Sectirern bestehen, die ohne Prediger und Obrigkeit leben. Die Freyheit, ihren Willen in allem zu haben, wird bey ihnen zu keiner Gelegenheit, daß Laster und Verbrechen überhand nähmen; und man schreibet dieses ihrer besondern Hochachtung für die heilige Schrift zu, welche sie fleißig lesen, und erklären. Ihre Liebe zum Nächsten erweiset sich gegen Fremde hauptsächlich sehr thätig: ein Reisender, der in die eine oder andere dieser Städte kommt, kann in dem ersten Hause mit eben der Freyheit, als in einem Wirthshause, ein-

kehren, und versichert seyn, daß er wohl aufgenommen wird.

Die **Waaren**, welche Neu-England vornehmlich liefert, sind Maste, und Segelstangen für die königlichen Schiffe, Pech, Theer, Breter, Bauholz; alle Lebensmittel, als Ochsen, Schweine, Butter, Käse, Pferde, Rindvieh, Indianisches Korn, Aepfel, Cyder, Hülsenfrüchte, Flachs und Hanf. Die **Schiffe**, die daselbst gebauet werden, haben ihrer Güte wegen einen besondern Vorzug, so daß die Schiffe der andern Colonien ihnen nicht beykommen. Alle **Obstbäume**, die man in den Engländischen Gärten findt, kommen in hiesigem Boden sehr gut fort. Es ist nichts seltenes, Leute zu sehen, die jährlich hundert Fässer **Cyder** von denen Aepfeln machen, die sie in ihren Gärten erbauen. Das Obst, das nicht in dem Lande selbst gegessen wird, führt man nach den Antillischen Inseln, welches einen ansehnlichen Verkehr ausmachet. Alle Sorten von **Hülsenfrüchten** wachsen in hiesiger Gegend, so wie die mehresten **Getreidearten**, die wir in Europa bauen. Schwerlich fände man anderwärts eine größere Mannigfaltigkeit, und Menge, **von Vögeln**. In denen um die

Colonie

Colonie herumliegenden Wäldern nähren sich Bäre, Wölfe, Füchse, und andere Thiere, davon das Pelzwerk ebenfalls einen ansehnlichen Handel ausmachet. An der Küste ist eine Fischerey, davon alle Jahre mehr als dreyßigtausend Centner des besten Stockfisches nach Spanien, Italien, und dem mittelländischen Meere, verführet werden; und ohngefähr die andere Hälfte an Ausschusse bleibt zur Beköstigung der Sclaven. Die Flüsse sind mit Fischen überhäufet; und die Erde giebt sehr reichhaltige Eisenbergwerke, worinnen das Eisen von vortreflicher Güte ist.

Die Einwohner von Neu-England unterhalten eine ordentlich eingerichtete Handlung mit allen andern Brittischen Colonien, so wie mit Irland, und Großbritannien. Sie handeln ebenfalls unmittelbar mit Spanien, Portugal, Italien, und den Inseln von Madera: zu Besetzung ihrer Schiffe brauchen sie fünf bis sechstausend Mann. Ihr Umschlag auf den Antillischen Inseln besteht hauptsächlich in Zucker und Baumwolle. Für das Pelzwerk, Bauholz, die rohen Häute, und den Fischthran, die sie nach England schicken, tauschen sie ein, Weine, seidene Stoffe, Leinwand,

wand, Spitzen, Papier, Wirthschaftsgeräthe, Hüte, Strümpfe, Schuhe, und Indianische Waaren. Man rechnet diesen Umsatz auf zehn Millionen. Sie treiben auch auf den französischen Inseln einen Schleichhandel mit Holze, Pferden, und Lebensmitteln, dafür sie Geld, Rum, und Zucker erhalten. Der Schade, der den Engländischen Antillen durch diesen Handel zugezogen wird, hat das Parlement in England genöthiget, ihm Einhalt zu thun, und auf die in fremden Colonien erzeugten Waaren große Abgaben zu legen. So ausgebreitet aber der hiesige Handel ist, so ist er dennoch nicht hinlänglich, den Einwohnern alle Stoffe, und andere Bequemlichkeiten, die sie aus Europa nöthig haben, zu liefern. Sie verfertigen daher solche selbst, und machen so viel Tücher, Leinwand, und Hüte, als sie zu ihrer Bekleidung nöthig haben. Diese Tücher sind zwar grob, sie sind aber dauerhaft. Keines Geldes, in ausgemünztem Gold und Silber, bedienet man sich hier; alle Zahlung geschieht in Papiere; und man hat Zettel, die nur drey Livres gelten.

Sie haben gesehen, Madame, daß die erste Einrichtung der Engländer in diesem

Lande

Lande mit einer Art von Unabhängigkeit geschehen war, ohne alle andere Verbindlichkeit gegen die Krone, als daß man sich ihr nur in gewisser Maaße unterwurf, und die Könige von England als Souveraine erkennete. Unterdessen wurden zwey, vom Hofe nach und nach ertheilte Verordnungen mit Ehrfurcht aufgenommen, weil man sie als vortheilhaft ansah; und diese sind der Grund einer Verfassung, die, wie ich Ihnen bereits gesaget habe, regelmäßiger geworden ist. Alle oberste Bedienten werden von der Krone ernennet; die Rathsglieder aber wählet man jährlich in einer allgemeinen Versammlung der vornehmsten Einwohner. Diese wird alle Jahre, zu Ende des Maymonats, zu Boston gehalten. Die Beysitzer leisten erstlich den Eid der Treue denen nach itziger Einrichtung bestimmten Thronfolgern von England; und die Neigung der Colonie für das hannoverische Haus ist so groß, daß man sich rühmet, keinen einzigen Jacobiten unter sich zu haben. Ein jeder, der ein Einkommen von vier Pfund Sterling an liegenden Gründen hat, oder der ein Grundstück von zwölfhundert Franken besitzt, wird als ein freyer Bürger angesehen,

der

der berechtiget ist, die Glieder der Generalversammlung mit zu wählen.

Vor einigen Jahren ließ die Colonie eine Sammlung von Gesetzen drucken, daraus ich nur einige Züge anführen will, um Ihnen die Denkungsart dieser sonderbaren Leute einigermaßen kennen zu lernen. Ueberführter Ehebruch wird bey dem Manne, und der Frau, am Leben gestrafet. Der Vater ist verbunden, sein uneheliches Kind zu erhalten; ist die That aber noch zweifelhaft, so wird er losgesprochen. Man wird nicht als ein Glied von einer Kirche angesehen, wenn man nicht das heilige Abendmahl daselbst empfangen hat. Am Leben werden gestrafet, Gotteslästerer, Zauberer, Götzendiener, diejenigen, welche die Biloer anbeten, die Kinder, die ihre Aeltern verfluchen, oder schlagen, und falsche Zeugen, die eines andern Leben in Gefahr setzen. Unter der Bedrohung einer Geldbuße ist verboten, mit Würfeln, mit Karten, oder um Geld zu spielen: gleiche Strafe wird denjenigen auferleget, welche am Sonntage arbeiten, den Wilden Pulver, Bley, oder Brandewein verkaufen, wer seine Frau schläget, oder sich von ihr schlagen lässet. Verbannet wird, wer das vierte Gebot, die Kin-

dertaufe, und die Gewalt der Obrigkeit läugnet, u. d. m. Die nämliche Strafe, für Catholische Priester, Jesuiten, und Quaker; und im Wiederbetretungsfalle, Lebensstrafe. Ein Quaker, ehe er verwiesen wird, wird gestäupet, und auf der linken Schulter mit dem Buchstaben Q gebrandmarket. Trunkenbolde, und Verläumder, werden gepeitschet. Staupenschlag, oder Geldstrafe, nach Belieben des Richters, wer getanzet hat; und bloße Geldbuße, wer geflucht, oder gelästert hat. Einem jeden, der keinen Beruf, oder keine Arbeit hat, wird auferleget, zu spinnen.

Ohne mir die Mühe zu geben, alle Pflanzörter der Engländer, in diesem Theile von Amerika durchzureisen, ja, ohne aus Boston zu kommen, wird mir es leicht seyn, Madame, alles, was die Colonien betrifft, zu erfahren. Ich finde hier unterrichtete Leute, die mir von allem Nachricht geben können.

Mit Neu-England gränzet **Neu-York.** Ehedem besaßen es die Holländer, unter dem Namen Neu-Niederland. Sie hatten es von dem Engländischen Schiffer Hudson, dessen ich Erwähnung gethan habe, und der es entdecket hatte, gekaufet. Der König, Jacob I, war mit diesem Kaufe nicht zufrieden; und

im

im Jahre 1664 nahmen es die Engländer, ohne großen Widerstand, weg. Carl II überließ es dem Herzog von York, der einen Theil davon an den Lord, Johann Berkley, und an Georgen Carteret, abtrat: dieses veranlassete, daß die Provinz in Neu-York, und Neu-Jersey, wo Carteret her war, getheilet wurde. Die meisten Holländer, die sich daselbst niedergelassen hatten, blieben nach der Eroberung in ihren Wohnungen, und erhielten die Freyheit, nach ihren Gesetzen, und nach ihrer Religion zu leben. Der Herzog von York ernennete Statthalter, die in seinem Namen regiren sollten; und Carteret wählete die seinigen; es entstund aber gar bald Uneinigkeit unter ihnen. In der folgenden Zeit sind diese beyden Länder mit der Krone vereiniget worden; und seitdem machen beyde Provinzen nur eine, deren Angelegenheiten ein Statthalter, eine Raths- und eine Generalversammlung entscheiden.

Der Handel von Neu-York ist eben so, wie der von Neu-England, erstrecket sich auch auf eben dieselben Länder: er besteht in Pelzwerke, Biberhäuten, Bauholze, Getreide, Mehl, eingesalzenem Fleische, und in allerhand Arten von Fischen. Man hat ein sehr

reiches Kupferbergwerk entdecket, davon das Kupfer fast alle nach England geführet wird. Die zu dem Handel dieser Colonie nach England bestimmten Schiffe thun die Reise zweymal im Jahre, und enden sie jedesmal in vier Monaten. Das hiesige Geld besteht in Papiere, wie in den meisten Engländischen Colonien von Amerika.

Diese Colonien haben sich einfallen lassen, ihr Land in Grafschaften einzutheilen, sie mögen bevölkert seyn, oder nicht: daher ist kein einziger Reisender, bis auf die von ihrer eigenen Nation, der über diese Eitelkeit nicht lachet. Neu-York zählet ihrer neune; selbige aber anzuführen würde nicht weniger lächerlich seyn. Es ist genug, Madame, wenn Sie wissen, daß es zwey vorzügliche Städte giebt, davon die eine den Namen der Provinz führet: so lange selbige von den Holländern besessen wurde, hieß sie Neu-Amsterdam. Sie liegt zur Handlung überaus vortheilhaft, auf einer Insel, Manahattan genennet, welche vier Meilen in der Länge, und fast eben so viel in der Breite hat, an der Mündung des Hudson, eines der größten Flüsse in Amerika. Die Stadt besteht aus funfzehnhundert Häusern, darunter

ter keines ist, das nicht hundert Pfund Sterling werth wäre: man spüret daher auch nirgends einigen Schein von Armuth. Sie ist sehr wohl, und sehr bequem gebauet, und von der Seeseite machet sie einen vortreflichen Anblick. Sie hat vier Kirchen; eine für die Engländer, und die drey übrigen für die Holländer, Franzosen, und Lutheraner: denn hier, wie in Neu-England, werden alle Christliche Religionen geduldet. Die Einwohner machen ein vermischtes Volk; der gröβte Theil aber stammet von den ersten Holländern her. Da ihnen die Englische Sprache natürlich geworden ist, besuchen sie nicht leicht eine andere Kirche als die von dieser Nation, besonders diejenigen, welche in der Stadt Aemter zu erhalten suchen. Die Quaker haben einen Ort, wo sie sich versammlen, die Wiedertäufer einen andern, und die Juden, derer Anzahl sehr groß ist, haben eine Synagoge.

Die andern öffentlichen Gebäude sind, das Rathhaus, ein Zuchthaus, und die Börse. Im ersteren ist der Saal zu den Generalversammlungen, ein anderer, zu den Rathsversammlungen, und ein dritter, zu der Bibliothek, die tausend oder zwölfhundert

Bände stark ist. Diese ist ein Vermächtniß eines Geistlichen, zum Gebrauche der Geistlichkeit, und der Einwohner der Provinz. Die meisten Bücher handeln von theologischen Materien, und man bemühet sich sehr, ihre Anzahl zu vermehren. Auf der Börse ist ein großer Saal, wo öffentliche Concerte, Bälle, und andere dergleichen Ergötzlichkeiten angestellet werden. Die Hauptvertheidigung kommt auf das Schloß St. Georges an, das mit zweyen Batterien versehen ist, welche das Meer bestreichen. Es ist in gutem Stande, und mit zweyen Compagnien regulirter Truppen besetzet.

Die Stadt ist in sieben Quartiere eingetheilet, und wird von einem Bürgermeister, einem Beysitzer, sieben Schöppen, und eben so viel Gehülfen, oder Rathsherren, regiret. Der Statthalter ernennet alle Jahre den Bürgermeister; die übrigen Mitglieder werden von der Bürgerschaft gewählet. Diese Rathsversammlung hat die Macht, Gesetze zu geben, wie es ihr gefällig ist; sie behalten aber ihre Gültigkeit nur ein Jahr; sie müßten denn von dem Ober-Commendanten, oder von der Generalversammlung der Colonie, bestätiget worden seyn. Dieser

Com-

Commendant, der von dem Könige von England eingesetzt wird, hat eine sehr ausgebreitete Gewalt, und seine Besoldung steigt bis auf funfzigtausend Franken. Die Rathsversammlung, wenn sie vollständig ist, besteht aus zwölf von dem Hofe gewählten Gliedern: sie leisten eben den Eid, wie diejenigen, die den geheimen Rath des Königes in England ausmachen. Laut ihrer Bestallung, muß sie der Statthalter zu Rathe ziehen, und er kann ohne ihre Genehmhaltung keine besiegelte Urkunde ausfertigen. Sie haben eben die gesetzgebende Gewalt, wie die Pairs in England. Der Statthalter berufet sie zusammen, und findet sich bey den Versammlungen allezeit ein, welche aber auch ohne seine Einwilligung gehalten werden können. Sie nehmen ihren Platz darinnen nach der Zeit ihrer Aufnahme, und der älteste stellt den Präsidenten vor. Sie gehen mit vielen Umständen zu Werke, und richten sich in vielen Stücken nach dem Beyspiele der Engländischen Herren des Oberhauses. Ueberhaupt ist der Unterschied dieser Regirungsforme, und jener in Großbritannien, nicht groß: aber die unter den Magistratspersonen sich ereignenden Partheyen machen vielmal große Unordnung in der Provinz.

An eben diesem Flusse Hudson, hundert und funfzig Meilen von Neu-York, liegt die Stadt Albanien, die nicht so wohl wegen der Anzahl der Häuser und Einwohner, als wegen ihrer starken Handlung mit den Franzosen und Irokoern wichtig ist. Letztere bringen Pelzwerk dahin, und tauschen dafür ein, Tücher, Flinten, Aexte, Messer, Kessel, Pulver, Bley, Kleider, Hemden, u. d. g. Bey dieser Gelegenheit pfleget der Commendant der Provinz gemeiniglich seine Unterredungen mit den Wilden anzustellen.

Man rechnet die Anzahl aller Einwohner dieser Colonie, die doch viel größer ist, als die von Neu-England, nicht über hundert tausend Seelen. Verschiedene Ursachen haben ihre Vermehrung verhindert. Die öftern Einfälle der Franzosen, und Indianer, haben viele Familien genöthiget, das Land zu verlassen. Die in England gemachte Verordnung, alle Uebelthäter dahin abzuführen, hat viele ehrliche Leute abgehalten, sich daselbst niederzulassen. Die übertriebene Frömmigkeit, und auch die Tyranney etlicher Statthalter, sind der Bevölkerung nicht weniger nachtheilig gewesen. Die Englische Sprache wird hier am meisten geredet; sie ist aber

durch

durch Vermischung mit der Holländischen so verdorben worden, daß man in etlichen Grafschaften Mühe hat, Leute zu finden, die das Englische gut genug sprechen, um in den Gerichtshöfen die Stelle als Geschworne zu verrichten.

Die Einwohner unterscheiden sich durch ihre Sitten nicht weniger, als durch ihre Sprache. Diejenigen, die ursprünglich aus England herstammen, folgen noch den dasigen Gewohnheiten. Die Holländer behalten eine Menge Gebräuche, die ihre Vorfahren nach Amerika gebracht haben. Die Kaufleute von Neu-York sind berühmt wegen ihrer Treue und Rechtschaffenheit, ihr Versprechen zu halten. Man bemerket hier weniger Ungleichheit darinnen, als in Boston: wer ehrlich und fleißig ist, kann versichert seyn, daß er geehret wird, und sein Auskommen findet. Man hat viele Leute herkommen gesehen, die aus der äußersten Armuth in weniger Zeit zu ansehnlichen Vermögen gelanget sind.

Diese Stadt ist eine von denjenigen, wo man die meiste Gesellschaft findt. Man kommt die Woche etlichemale zusammen; man giebt Concerte; doch kennet man die unanständige Spielsucht nicht, die unter den Weibern gewisser

wisser Länder von Europa nur allzu gewöhnlich ist. Die Weiber von Neu-York unterscheiden sich durch Reinlichkeit, Wirthschaft, und gute Ordnung in ihren Familien. Es ist dieses eine Wirkung der holländischen Erziehung, die sie gehabt haben. Zu wünschen wäre, daß sie sich ein wenig mehr zu unterrichten liebten, denn die meisten können kaum lesen. Sie sind aber bescheiden, mäßig, gutthätig, und mitleidig: es ist dieses mehr werth, als ein ausgeschmückter und aufgeklärter Verstand.

Ich bin, u. s. w.

Boston, den 17 May, 1749.

Der 107 Brief.

Fortsetzung der Engländischen Colonien.

Pensylvanien ist eine der blühendesten Colonien, welche die Engländer in Amerika besitzen. Sie hat ihren Namen von Wilhelm Pen bekommen, der sich durch seinen Eifer für die Secte der Quaker, zu deren Oberhaupte er sich erklärete, eben so berühmt ge-

gemachet hat, als durch die Errichtung dieses Pflanzortes. In Betrachtung der von seinem Vater geleisteten Dienste, und durch das Zutrauen, das er selbst sich bey Hofe erwurb, erhielt er diese Provinz erblich. Der König von England überließ ihm ein Stück Landes von sechzig Stunden in der Länge, und von vierzigen in der Breite, eigenthümlich, mit der Bedingung, daß er es von Sr. Majestät, und von dem Schlosse zu Windsor, in Lehn nehmen, und jährlich zwey Biberhäute abgeben sollte. Pen erbauete hier die Stadt **Philadelphia**, ein aus zwey griechischen Wörtern zusammengesetzter Name, welcher **brüderliche Liebe** bedeutet. Sie ist an der Mündung zweyer Flüsse, auf einer Erdzunge, deren Breite, von einem Flusse zum andern, eilf Stunden beträgt, in ein längliches Viereck gebauet. Nach des Erbauers Anlage, soll dieses Viereck, in seiner Länge, in acht gerade und gleichlaufende Gassen getheilet, diese aber wieder in sechzehn andere, eben so gerade, breite, und regelmäßig gebauete Gassen zerschnitten werden, die behörigen Plätze zu öffentlichen Gebäuden, und Märkten ungerechnet. Die zwey vornehmsten Gassen haben wenigstens hundert Fuß

in der Breite, und es ist fast kein Haus, das nicht einen Lust- und Obstgarten hat. Die Magazine sind zahlreich, groß, und bequem; die Zimmerplätze, zu Erbauung der Schiffe, sind sehr wohl gelegen; die Dämme schön, und geraumig: der größte hat zweyhundert Fuß in der Breite; und Schiffe von fünfhundert Tonnen können daselbst anlanden. In der Stadt giebt es eine Menge reicher Kaufleute; und dieses wird Sie nicht befremden, Madame, wenn Sie den erstaunenden Handel, und den großen Gewinn betrachten, den diese Stadt mit den Engländischen, Französischen, Spanischen, und Holländischen Colonien, mit den Azorischen und Canarischen Inseln, nebst Madera, und mit England, Holland, Spanien, und Portugal unterhält. Unerachtet sie noch nicht völlig ausgebauet ist, so kommt doch das, was fertig ist, mit dem vorgeschriebenen Plane genau überein; und sie nimmt alle Tage an Menge, und Schönheit der Gebäude zu. Man zählet daselbst zwölf Kirchen, und jede Nation hat die ihrige. In Ansehung der Schwedischen trägt man sich mit einem besondern Umstande. Als die Beytragsunterzeichnungen wegen ihrer Erbauung eröffnet wurden, unterschrieb

terschrieb Hr. Radmann, als oberster Pfarrer, eine ansehnliche Summe, die er aber zur Verfallzeit zu bezahlen nicht im Stande war. Um sein Versprechen zu erfüllen, machte er sich gegen den Unternehmer anheischig, um ein gewisses Tagelohn so viel Mörtel zu tragen, bis die von ihm unterschriebene Summe vollständig wäre.

Philadelphia hat schon jetzt beynahe zwey tausend Häuser, und ohngefähr vierzehn oder funfzehntausend Einwohner. Die Sicherheit des **Havens**, und das gute Wasser, haben vieles beygetragen, diese Stadt **volkreich**, und ihren **Handel** ansehnlich zu machen. Alle diese vereinigten Vortheile haben ihr einen großen **Ruf** zuwege gebracht, und es ist zu vermuthen, daß ihr Ansehen noch mehr zunehmen, und sie dereinst die reichsten Städte übertreffen werde. Was die Provinz anbelanget, deren Hauptstadt sie ist, so kommt keine in dem ganzen Englischen Amerika ihr bey. Seit etlichen Jahren hat man mehr Leute nach Pensylvanien abgeschickt, als in alle andere brittische Colonien. Der Stifter hatte seine Errichtung kaum zu Stande gebracht, als eine Menge **Quaker** über das Meer giengen, und ihre Zuflucht daselbst

suchten.

suchten. Weil sie sich in England geweigert hatten, den Zehnten, nebst andern Abgaben, an die Geistlichen zu bezahlen, fürchteten sie sich, sie möchten von ihnen verfolget werden, und gewonnen eine solche Neigung zu dem Oberhaupte ihrer Kirche, daß sie kein Bedenken trugen, ihm in die neue Welt zu folgen. Pen, auf seiner Seite, unterließ nichts, um sie noch mehr aufzumuntern: er gab alle Kosten zu ihrer Reise her, und versorgte sie mit den benöthigten Lebensmitteln. Was seinen Ruhm aber vollkommen machte, war die berufene **Urkunde**, die sie zu freyen Leuten erklärete, und die in der Folge unendlich viele Menschen aus allen Ländern, und von allerley Glauben herbey gelocket hat: Engländer, Deutsche, Holländer, Franzosen, Schweden, Spanier, Dänen, Quaker, Anglicaner, Catholiken, Lutheraner, Calviniſten, Juden, Herrnhuter, Dunkards, Wiedertäufer, u. s. f. Die Verschiedenheit der Völker, der Religionen, und der Sprachen ist eben so bewundernswürdig, als die Einigkeit, worinnen alle diese Leute zusammen leben. Jedes hat seine Kirchen, und Bethäuser; und man findet nicht, daß die Quaker, die doch alle Gewalt in Händen haben, nicht allein, weil sie

die

die zahlreichsten, sondern auch weil sie die Stifter, und ersten Mitglieder dieser Colonie sind, ihr Ansehen misbrauchten, und die andern Religionen verfolgten. Wer ein höchstes Wesen bekennet, und nichts wider die Gesetze, und den Staat unternimmt, wird in Pensylvanien wohl aufgenommen. Diejenigen, die an Christum glauben, sie mögen sich nennen, wie sie wollen, werden bey Besetzung der Aemter, und Bedienungen nicht ausgeschlossen.

Unter den verschiedenen in diesem Lande eingeführten Secten werden Sie, Madame, die von den **Dunkards**, oder **Dumplars**, bemerken. Ein andächtiger Deutscher hatte sich, ohngefähr zwanzig Stunden von Philadelphia, einen angenehmen, einsamen Ort erwählet, wo er sich seinen Betrachtungen überließ. Die Neugierde trieb viele von seinen Landesleuten, ihn zu besuchen. Diese wurden durch seine Andacht erbauet, schlugen sich zu ihm, und baueten eine Stadt, die sie **Euphrat** nenneten. Dieß ist der Ursprung dieser Secte. Die Stadt hat die Figur eines Dreyecks, und liegt in einem unvergleichlichen Thale, zwischen zwey anmuthigen Hügeln. Alleen, von Birn- und Maulbeerbäumen

men umgeben sie, und in der Mitten liegt ein sehr weitläufiger Obstgarten, dessen Früchte der ganzen Gemeine gehören. Diese Secti-rer haben viele Aehnlichkeit mit unsern Mönchen; sie sind aber keuscher, uneigennütziger, mäßiger, und frömmer. Die Taufe geben sie erst den Erwachsenen; sie glauben einen freyen Willen, das Paradies, und die Hölle. Die Lehre von der Erbsünde, in Betrachtung ihrer Wirkung auf Adams Nachkommen, scheint ihnen unbillig. Sie sind Feinde von aller Gewaltthätigkeit, und lassen sich lieber betrügen, schmähen, und übel behandeln, als daß sie jemanden vor Gerichte forderten. „Sie sind sanftmüthig, sagte mir ein Deutscher, der von Pensylvanien geschrieben, und unter ihnen gelebet hat, dienstfertig, und leutselig gegen Fremde; sie beobachten die Pflichten der Gastfreyheit, machen sich zum Gesetze, alles zu geben, wenn man sie besuchet, und nichts dafür zu nehmen. Kurz, es ist ein Volk von Brüdern, bey welchen man eine vollkommene Gleichheit, Eintracht, und Neigung, das allgemeine Beste zu befördern, nicht ohne Rührung, vereiniget sieht.„

Von Seiten Wilhelm Pens war es Klugheit, und feine Politik, daß er, zu Vergrösse-

rung

rung seiner Colonie, Leute von allen Nationen dahin zog, und ihnen die Ausübung ihres Gottesdienstes verstattete. Damit er auch mit den Wilden, seinen Nachbarn, in keinen Krieg verwickelt wurde, kaufte er ihnen das Land, wo er sich niederlassen wollte, ab, und machte mit den Eingebohrnen des Landes Verträge, die auf beyden Seiten genau in Acht genommen wurden. Die Abneigung, welche die Quaker, ihren Lehrsätzen gemäß, vor allen Arten von Uneinigkeit haben, besonders aber Krieg zu erregen, machet, daß beständig Friede bey ihnen herrschet, welchen die Wilden auch niemals zu brechen gesuchet haben. Diese sahen ein, daß der Engländer eine große Anzahl war, und getraueten sich nicht, ihre eingegangenen Verbindungen zu brechen, insonderheit da sie die Franzosen nicht nahe genug hatten, die sie hätten aufmuntern und unterstützen können. Solchergestalt, da Pen von Seiten dieser Barbarn nichts zu befürchten hatte, machte er für sein neues Volk Verordnungen, davon folgende drey Ihnen merkwürdig scheinen werden.

„1. Keine Abgaben, unter was für Namen, und Vorwande es auch immer sey, können

auferleget werden, als durch ein ausdrückliches Gesetz des Parlementes der Provinz. Wer Abgaben einhebt, die nicht auf diese Art bestätiget sind, oder wer schwach genug ist, dergleichen zu erlegen, soll als ein Verräther des Vaterlandes angesehen werden, als ein öffentlicher Feind, der auch als ein solcher bestrafet werden soll.„

„2. Alle Kinder, über zwölf Jahre alt, sollen ohne Ausnahme ein Handwerk, oder anderes Gewerbe erlernen, damit niemand unter dem Volke müßig sey, sondern der Arme Mittel finde, sich zu erhalten; der Reiche aber, im Falle sein Vermögen verunglücket, nicht in der Dürftigkeit verderbe.„

„3. Um Processe zu vermeiden, sollen die Gerichtshöfe jeder Grafschaft drey Personen wählen, Friedemacher genennet, derer Amt ist, die Partheyen, wenn Streit entsteht, auszusöhnen. „

Vermöge einer andern Verordnung, sollte die gesetzgebende Gewalt bey dem Statthalter, und bey der Versammlung des Volkes beruhen: eine sehr billige Einrichtung für eine Gesellschaft von Leuten, welche aus Liebe zum Frieden, zur Freyheit, und zu ihrer Religion, das Vaterland verlassen hatten.

Diese,

Diese, und eine Menge anderer Statuten, wurden in zwey allgemeinen Versammlungen, welche Pen während seiner Anwesenheit in der Colonie hielt, bestätiget. Er blieb zwey Jahre lang daselbst, um seiner Errichtung eine dauerhafte Form zu geben: wie er aber wieder nach England kam, wo er vermöge seiner freyen Denkungsart seine Ausdrücke nicht genug gemäßiget hatte, machte er sich verdächtig. Man beschuldigte ihn, er sey von der Parthey Jacob II; und man nahm ihm die Verwaltung seines Landes. Der Hof ergriff diese Gelegenheit, um die Verfassung darinnen zu ändern. Nach einigen Jahren brachten es andere Umstände dahin, daß er bey dem Könige Wilhelm ein besseres Zutrauen erwurb; allein, bey Wiedereinräumung seines vorigen Eigenthumes wurde ihm nicht verstattet, die ehemalige Verfassung wieder einzuführen. Heutiges Tages ist diese Provinz auf eben den Fuß gesetzet, wie die übrigen Engländischen Colonien des festen Landes von Amerika.

Pen hatte die letzte Zeit seines Lebens vielerley Verdruß: er war durch seine Agenten betrogen worden, und anstatt sein Vermögen durch die Besitzungen in Pensylva-

nien vergrössert zu sehen, hatte er sich in Schulden gestecket. Der Verlust eines Processes brachte ihn um seine Freyheit; und weil er nicht bezahlen konnte, sturb er 1718, in einem hohen Alter, im Gefängnisse. Auf solche Art endigte dieser große Mann, der einer weitläuftigen Landschaft seinen Namen gegeben, solche durch Klugheit bevölkert, und durch Tugend und Großmuth frey, und glücklich gemachet hatte, sein Leben. Wenige Gesetzgeber haben grössern Ruhm erworben. Und in der That, was ist vortreflicher, als eine Republik, welche ihrem Ursprunge nach aus einer geringen Anzahl Vertriebener, und Nothleidender, bestund, in einem halben Jahrhunderte aber eine volkreiche, und blühende Nation geworden war; welche eine abscheuliche Wüsteney in ein wohl angebauetes Land verwandelt, und mit einer Menge reicher, bevölkerter, und im Ueberflusse lebender Städte besetzet hatte; welche, mitten unter wilden und ungesitteten Menschen, sich lediglich durch Mäßigung, und durch Beobachtung der Gerechtigkeit zu erhalten gewußt hatte? Pen hinterließ einen Sohn von sehr zarten Jahren, der erst im Jahre 1732 die große Erbschaft seines Vaters in Besitz nahm.

Es beträgt vielleicht noch nicht den zwanzigsten Theil, das, was in diesem weitläuftigen Lande bewohnet ist: doch, überhaupt genommen, ist es mehr angebauet, als keine von den übrigen Engländischen Colonien in Amerika. Pen hatte sich, bey Vertheilung der Länder, vier schöne Güter in jeder Grafschaft vorbehalten. Der untere Theil der Provinz ist zum Feldbaue am schicklichsten, und zur Handlung am gelegensten: der obere Theil hingegen ist so schlecht bevölkert, daß es nicht der Mühe werth gewesen ist, den meisten dasigen Dörfern Namen zu geben. Die vornehmsten Städte, nach der Hauptstadt, sind Bristol, und Newcastle. Die übrigen muß man als bloße Wohnungen ansehen. In der ganzen Colonie rechnet man nicht weniger als achtzigtausend Engländer, und funfzehntausend andere Europäer. So lange die Quaker daselbst geherrschet haben, hat dieser kleine Staat, mitten unter den herumgelegenen Wilden, sich ohne Miliz erhalten. Ueberzeuget, daß man eher alles leiden, als sich wehren soll, haben sie lange Zeit, einen Beytrag zu Anwerbung der Soldaten, und zu Erbauung der Schanzen, verweigert. Allein, die bischöflichen Engländer, und die Pres-

byterianer, die sich daselbst niedergelassen haben, als welche sich herumschlagen konnten, ohne die Grundsätze ihrer Religion zu beleidigen, zeigten den Quakern, wie nöthig es sey, eine Anzahl Truppen allezeit bereit zu haben, derer man sich im Nothfalle, entweder wider die Seeräuber, oder wider andere feindliche Nationen, bedienen könne. Jetzt lassen die Quaker, nach vielen gemachten Einwendungen, denjenigen ihrer Landesleute, die nicht denken wie sie, die Freyheit, sich in dem Gebrauche der Waffen zu üben. Nur erst spät, und nachdem sie der größten Gefahr ausgesetzet gewesen sind, haben sie endlich in diejenigen Maasregeln gewilliget, welche die Klugheit zu nehmen erfordert.

Eben diese Quaker machten sich ein Gewissen, Sclaven zu halten, und hielten diesen Gebrauch der christlichen Moral zuwider. Heutiges Tages machen sie es, wie die andern; und es sind ihrer nur wenige, welche die alte Meynung beybehalten. Viele schenken ihren Schwarzen, wenn sie ihnen etliche Jahre treu gedienet haben, die Freyheit. Als die Holländer diese zum erstenmale nach Pensylvanien brachten, glaubten die Wilden, es wären böse Geister. Blos der Anblick eines

schwar-

schwarzen Menschen hätte hundert Indianer in die Flucht gejaget. Jetzt sind sie ihre Farbe gewohnt, und viele der Schwarzen halten sich bey ihnen auf.

In der Unterredung, die ich mit meinem Deutschen von den Sitten der Pensylvanier hatte, erzählte er mir verschiedene Züge, die ich nach ihm hier wiederholen will. Folgende Begebenheit wird Ihnen einen Begriff von der Freyheit und Ruhe, worinnen jeder Einwohner dieser Provinz lebet, machen können. „Eine Frau, die nicht mehr allzu jung war, wurde krank, und spürete, daß es mit ihr zum Ende gieng. Der Gedanke, ihre Kinder noch ganz klein, und unerzogen zu sehen, störete sie in diesen letzten Augenblicken. Sie ließ ihren Mann kommen, und vertraute ihm die Furcht, darinnen sie war, daß eine andere Frau, welche er nehmen würde, sie übel halten möchte. Sie bat ihn daher inständig, sich mit der jungen, dicken Rosine, ihrer treuen Magd, zu verheurathen, weil selbige ihre Kinder allemal mit vieler Sorgfalt gewartet hätte. Der Mann hielt diese Zumuthung anfänglich für eine Zerrüttung des Verstandes; allein die Frau verlangte von ihm, er sollte ihr eidlich versichern, die

Magd zu heurathen, und aus Gefälligkeit leistete er ihr den Eid. Da sie aber dem Versprechen ihres Mannes dennoch nicht genug trauete, rufte sie ihn, und die Rosine, an ihr Bette, und kündigte dieser an, wie sie sie wollte mit ihrem Manne, der bald ein Wittwer werden würde, verheurathen, ermahnete sie, ihn treulich zu lieben, und empfohl ihre Kinder, und Haushaltung, ihrer möglichsten Sorgfalt. Rosine, unter vielen Thränen, versprach alles was man wollte: die Sterbende selbst gab sie beyde zusammen, nahm den Eid von ihnen ab, und zwang sie, die Verehlichung so gewiß zu machen, daß sie nicht konnte gebrochen werden. Unterdessen aber wurde die Kranke wieder gesund: der Mann hingegen hatte an seiner neuen Frau so viel Geschmack gefunden, daß er der Alten ankündigte, jene nicht zu verlassen, sondern, weil er zu der Heurath gezwungen worden wäre, sie Zeit seines Lebens zu behalten. Anstatt daß die Alte böse darüber geworden wäre, umarmte sie ganz entzückt ihren Mann, und bezeigte ihm ihre völlige Zufriedenheit. Niemals hat die geringste Widerwärtigkeit den Frieden, und die Eintracht dieses doppelten Ehestandes gestöret. Die junge Frau

hat

hat etliche Kinder gehabt, welche die Alte gepfleget und gewartet hat, so wie ebenfalls die Mutter in den Wochen. Diese, ihrerseits, hat niemals ermangelt, die Achtung und Ehrfurcht für die Alte zu beobachten, welche sie ihr, als ihrer Wohlthäterinn, schuldig war. Die Tage dieser zweyfachen Ehe sind ohne Unruhe verflossen, und haben niemanden Aergerniß gegeben.„

„Die Pensylvanier, fährt unser Deutscher fort, haben die Freyheit, daß sie sich dürfen von ihren Priestern trauen lassen, oder die Heurath vor einem Richter schließen, den sie wählen können, wie sie wollen. Wenn die Aeltern die Heurath nicht genehmigen, so ist kein anderes Mittel die Verweigerung zu vereiteln, als daß beyde flüchtig werden: um aber der gerichtlichen Verfolgung zu entgehen, muß der junge Mensch seiner Geliebten auf den Rücken hucken, und beyde müssen sich in dieser Gestalt vor dem Richter zeigen. Das Mägdgen bekennet, daß sie ihren Liebhaber entführet habe, und bittet den Richter, sie zu verheurathen: dieses erfolget sogleich auf der Stelle. Wenn die Ceremonie vorbey ist, treten die jungen Leute in ihre ehelichen Rechte, und die Aeltern können keine

Hinderniſſe machen, noch weniger die Trennung der Ehe fordern.„

„Hier iſt noch eine andere Geſchichte, fuhr unſer Deutſcher fort, davon ich Zeuge geweſen bin, und die Ihnen die Art und Weiſe begreiflich machen wird, wie peinliche Verbrechen in Penſylvanien abgethan werden. Ein Mägdgen, welche die Frucht ihrer Unkeuſchheit bey ſich trug, klagte einen jungen Menſchen an, er habe ſie genothzüchtiget, und verlangte, man ſollte ihn anhalten, ſie zu heurathen. Beyde Perſonen werden gegen einander vernommen: die Klägerinn beharret bey ihrem Vorgeben, und beſtätiget es mit Auflegung der Hand auf die Bibel. Der Beklagte, auf Anrathen ſeines Advocaten, antwortet nichts auf alles was man ihm saget, ſieht ſeine Richter an, und unter großer Aufmerkſamkeit, wenn er ſie reden ſieht, behält er jedesmal das Maul offen. Er wird verurtheilet, ſo lange im Gefängniſſe zu bleiben, bis der Klägerinn Genüge geleiſtet ſey. Der Gerichtsdiener tritt zu ihm, und ſchreyt ihm das Urthel dreymal in das Ohr. Hierauf bittet der junge Menſch die Richter um Verzeihung, daß er auf ihre Fragen nicht geantwortet habe, und entſchuldiget ſich, wie er

um

um sein Gehör gekommen sey, bey Gelegenheit, daß seine Anklägerinn ein so entsetzliches Geschrey in den Augenblicken der Nothzucht gemachet hätte. Das Mägdgen, das gegenwärtig war, antwortet sogleich mit Heftigkeit: wie kannst du, Erzlügner, so etwas vorgeben? Ich habe kein Wort gesaget, ich habe nicht geschrien, ich habe mich die ganze Zeit über nicht einmal beklaget. Die Antwort verursachte bey den Anwesenden ein Gelächter, und der junge Mensch wurde frey gesprochen. „

„Das Recht wider die Missethäter ist allhier sehr streng; (es ist beständig unser Deutscher, welcher redet.) Einen ordentlich bestellten Scharfrichter hat man nicht, wie in Europa. Der erste, der da kommt, verrichtet, vermittelst eines ausgemachten Stücke Geldes, den Dienst. Als man einsmals einen Missethäter zu Philadelphia aufhieng, marterte ihn der auf das Handwerk nicht recht abgerichtete Scharfrichter, so lange, daß die Anwesenden ihm darüber Verweise gaben. Meine Herren, antwortete er, wenn ihr besser henken könnet, als ich, so kommt her, und nehmet meine Stelle. „

In diesem Pflanzorte, so wie in den vorigen, besteht die gewöhnliche Münze blos in Papiere, welches die ordentliche Form vom Gelde hat. Jedes Stück ist aus zweyen runden, über einander geleimten Blättgen, zusammen gesetzet, wo auf jeder Seite des Königes Stempel befindlich ist. Dieser Stücken hat man von allen Preisen, und kaufet, und verkaufet damit, und bewerkstelliget den ganzen innerlichen Handel. Weil aber das Papier schmuzig wird, und sich abnutzet, so trägt man die abgebrauchten Stücken in eine dazu errichtete Einnahmestube, und bekommt andere dafür. Man bewundert die Treue, und Ehrlichkeit, welche bey diesem so schlüpfrigen Finanzgewerbe beobachtet wird; und man meynet die Ursache in den Grundsätzen der Quaker zu finden, welche zuerst die Einrichtung, Behandlung, Austheilung, und Verfertigung der Münzen, nicht allein in Pensylvanien, wo sie die ersten Bewohner waren, sondern in allen andern Provinzen, wo sie sich nachher niedergelassen haben, zu besorgen hatten. Sie wissen, Madame, wie sehr diese Sectirer, wenn man einige ihrer wunderlichen Religionsgebräuche ausnimmt, wegen der Genauigkeit, womit sie die natürlichen

lichen Gesetze beobachten, zu schätzen sind. Sie treiben solche bis zum Aberglauben; und es wird Ihnen nicht unbekannt seyn, daß alle in England erfundene Martern, welche sie zwingen sollten, die nach den Gesetzen vorgeschriebene Eide zu leisten, sie dazu nicht haben vermögen können, dergestalt, daß das Parlement endlich mußte geschehen lassen, daß das von einem Quaker gegebene Wort eben so gültig seyn sollte, als ein feyerlicher Eid. In den Pflanzörtern genießt diese Secte gleicher Vorrechte; und ihr Beyspiel von Rechtschaffenheit und Billigkeit, hat sich auch auf die übrigen Einwohner verbreitet. Da nie gehöret worden ist, als hätten die Münzbedienten das öffentliche Zutrauen gemißbrauchet, so hielten sie für eine der größten Beschimpfungen, wenn man das geringste Mißtrauen in ihre Ehrlichkeit setzen wollte.

Ich werde Ihnen, Madame, von den Indianern dieses Landes nichts sagen: sie gleichen denen übrigen, derer Sitten und Gebräuche ich bereits beschrieben habe. Sie sind natürlicher Weise höhnisch, wie jene; und die Quaker dienen ihnen oft zur Gelegenheit ihrer Spöttereyen. Ein alter Wilder fragte einsmals einen Engländer, ob er wüß-

te,

te, wer der älteste von dieser Secte sey? Der verwunderte Engländer nennete ihm zwey oder drey, der Wilde aber schüttelte mit dem Kopfe, und mit einem schalkhaften Lächeln sagte er zu ihm: „du hast es nicht getroffen; Mardachai war der erste Quaker in der Welt, denn er wollte seinen Hut vor dem Haman nicht abnehmen.„ Dieser Zug beweiset, daß nicht alle Indianer so gar unwissend sind: aus folgenden aber kann man sehen, wie weit die Eifersucht ihrer Weiber geht. Eine von ihnen bildete sich ein, ihr Mann habe sie nicht mehr lieb, weil sie ihn mit einer andern im Bette angetroffen hatte; sie nahm daher Gift, und sturb, damit der Mann genöthiget wurde, ihren Aeltern Geschenke zu machen, um sie zu trösten.

Unter den Producten, und Merkwürdigkeiten dieses Landes, die ohngefähr eben so sind, wie in den andern Colonien, führet man einen Baum an, Sumach genennet, dessen Saft, und so gar sein Schatten, die schädlichsten Wirkungen hervorbringen. Man behauptet, daß derjenige, der diesen Baum anrühret, geschwollene Hände bekomme, daß er in den Augenliedern ein Jucken, und in den Augen eine Röthe mit Entzündung verspüre.

Man

Man erzählet auch von einer wilden Katze, die von den Franzosen das Teufelskind genennet wird, welche, wenn sie auf der Jagd verfolget wird, ihren Urin auf mehr als zwölf Schritte auf diejenigen, die hinter ihr sind, spritzet. Er ist so beißend, daß wenn etwas davon in die Augen kommt, man Gefahr läuft, das Gesicht zu verlieren, und so stinkend, daß man in der Nähe von dem Thiere nicht Athem holen kann. Die Hunde, die man bey dieser Jagd brauchet, suchen sich zu helfen, daß sie die Nase beständig auf der Erde reiben, um sich vor dem Ersticken zu verwahren, oder sie müssen ihre Beute fahren lassen.

Von der Klapperschlange, und der Macht, die ihr einige zuschreiben, daß sie Menschen, Bäume, und Thiere bezaubern könne, erzählet man abentheuerliche Dinge. Wenn man den guten Pensylvaniern glaubt, so geht kein Jahr vorbey, wo man nicht Beyspiele von ihrer Zauberkraft sieht. Einer erzählet, daß ein Bauer, der mit seiner Gabel an einen Heuhaufen gekommen war, von einer Klapperschlange angehalten worden sey; er wäre unbeweglich stehen geblieben, und würde von dem Platze nicht weg gekommen

seyn,

seyn, wenn seine Frau das Thier nicht getödet, und die Bezauberung gehoben hätte. Ein anderer führet eine glaubwürdige Person an, welche gesaget hat, daß sie beym Spatziren-gehen eines dieser Thiere an dem Fusse eines Kirschbaumes ausgestreckt gefunden habe. Sie hätte einen Stock genommen, und es verwundet; worauf die ergrimmte Schlange in den Baum gebissen habe, der wenige Tage darauf eingegangen wäre. Ein dritter führet an, daß eine Bauersfrau, die alleine in ihrem Hause war, und eine Amsel fütterte, vor der offen stehenden Thüre ein Geräusch gehöret habe. Als sie nachsah, was es war, habe sie mit Erstaunen gesehen, daß ihr Vogel sich gewaltig quälete, und erbärmlich schrie. Er hätte sich an die Zweige einer Hecke geklammert, um der heftig anziehenden Kraft einer abscheulichen Schlange zu widerstehen, die ihn gehalten und gezwungen hätte, sich in ihren Rachen zu werfen. Die Frau hätte der Schlange einen derben Schlag mit der Peitsche auf den Kopf gegeben, und die Amsel wäre von der Bezauberung befreyet worden.

Der wenige Glauben, den ich allen diesen Fabeln beyzumessen schien, hielt meinen Deutschen nicht ab, eine andere Geschichte vor-

vorzubringen, die er, mit seinen Augen gesehen zu haben, versicherte. „Eine Klapperschlange wurde ein Eichhorn auf einem Baume gewahr, legte sich an den Fuß des Baumes, und sah es starr an: seit diesem Augenblicke konnte sich das Eichhorn nicht mehr retten; es machte ein klägliches Geschrey, sprang unter beständigen Winseln auf einen tiefern Ast, und vermittelst eines andern Sprunges auf einen noch tiefern, bis auf die nächsten Zweige bey der Erde. Die unter dem Baume beständig ausgestreckte Schlange ließ nicht nach, ihre Beute anzusehen, und war so erpicht darauf, daß der größte Lärmen sie nicht wegbringen konnte. Das Eichhorn kam endlich bis an die Spitze der letzten Zweige, stürzte sich mit einem schmerzhaften Laute auf die Schlange, und diese, mit aufgesperrtem Rachen, verschlung es.„

Die Klapperschlangen, von denen man so viele Mährgen erzählet, sind gemeiniglich nicht grösser, und länger, als unsere größten Schlangen in Frankreich. Ihre Gestalt ist sonderbar genug: auf einem flachen, sehr breiten Halse haben sie einen kleinen Kopf. Ihre Farben sind lebhaft, ohne zu glänzen: das Gelbe machet unter aller-

hand hübschen Schattirungen die Hauptfarbe aus. Was aber an diesem Thiere am merkwürdigsten ist, ist der Schwanz: er ist ein wenig breit gedrücket, und geschupet, wie ein Panzer. Er wächst alle Jahre um eine Reihe solcher Schupen, so daß man das Alter der Schlange an ihrem Schwanze, wie die Pferde an ihren Zähnen, erkennen kann. Er endiget sich in viele kleine, harte Körper, davon zwey und zwey beysammen liegen, und in einer zarten, durchsichtigen, und trockenen Haut eingeschlossen sind, welche, wenn das Thier sich beweget, und die kleinen Körper an einander treffen, ein Geräusch machen, ohngefähr wie eine Klapper, mithin vor der Gefahr warnen. Ihr Gift ist unter dem Zahnfleische der obersten Kinnlade, in kleinen, so zarten und feinen Häuten verborgen, daß bey der geringsten Bewegung, die sie machet, um zu beißen, diese bersten, und ihren Gift in die Wunde lassen. Der Gift ist so wirksam, daß er so gleich die ganze Masse des Blutes anstecket, und, wenn man nicht augenblicklich Hülfsmittel anwendet, den Tod verursachet. Der sicherste Gegengift ist die Wurzel eines Krautes, welches man dieser Eigenschaft wegen Klapperschlangenkraut nennet. Es

wächst

wächst an allen Oertern, wo dieses gefährliche Thier sich aufhält. Man darf die Wurzel nur stoßen, oder kauen, und auf die Wunde legen. Das Kraut selbst sieht schön aus, und ist leicht zu erkennen: sein Stängel, der ganz rund, und ein wenig stärker als eine Feder ist, schießt drey oder vier Fuß in die Höhe, und hat oben eine gelbe Blume, von der Gestalt und Größe der einfachen Gänseblumen. Uebrigens geschieht es selten, daß die Klapperschlange, wenn man ihr kein Leid thut, jemanden anfällt. „Ich habe eine zu meinen Füssen gesehen, sagte der Deutsche, und sie furchte sich gewiß mehr, als ich; denn ich wurde sie nicht eher gewahr, als bis sie davon eilete. Diejenigen aber, welche unglücklicher Weise auf sie treten, werden gleich von ihr gestochen; und wenn sie Zeit genug hat, sich zusammen zu nehmen, so krümmet sie sich in einen Kreis, den Kopf in der Mitten, und schießt mit großer Gewalt auf ihren Feind los.„ Die Wilden verfolgen sie dem ungeachtet, und essen ihr Fleisch, das sie sehr gut finden. Ich habe von Engländern selbst, die es gekostet hatten, gehöret, daß es nicht unan-

genehm schmeckt: wenigstens ist gewiß, daß es keinen Schaden thut.

Ich bin, u. s. w.

Boston, den 20 May, 1749.

Der 108 Brief.

Fortsetzung der Engländischen Colonien.

Ich gehe weiter, Madame, zu den übrigen Großbritannischen Besitzungen des nördlichen Amerika. **Virginien** empfieng seinen Namen von der Königinn Elisabeth; es sey nun, weil diese Fürstinn in dem jungfräulichen Stande, und unverheurathet lebte; oder vielmehr, weil das Land, und seine Einwohner, noch die alte Unschuld, Ehrlichkeit, und das einfache Wesen der ersten Welt beybehalten zu haben schienen. Der Ritter **Raleigh** war der **Stifter** dieser Colonie, und Johann **Smith** einer der vornehmsten **Wiederhersteller**. Ich habe nur erst itzt in einer, zufälliger Weise mir in die Hände gekommenen Nachricht eine sonderbare Begebenheit

benheit gelesen, welche letzterem mit der Tochter eines der vornehmsten Wilden des Landes begegnet ist. Vielleicht ist Ihnen lieb, diese Geschichte von ihm selbst erzählen zu hören; und ich will in seinem Vortrage nichts ändern.

„Der Oberste einer Amerikanischen Nation, Namens **Powhatan**, machte mich in Virginien zum Gefangenen. Er erwies mir außerordentliche Merkmale von Gütigkeit. Sein Sohn **Nautaken**, und seine Tochter **Pocahontas**, bezeigten mir insonderheit vieles Mitleiden. Unerachtet ich der erste Christ war, den diese Familie jemals gesehen hatte, oder wenigstens, der in ihre Gewalt gekommen war, so kann ich ihr doch zum Ruhme nachsagen, daß sie, unangesehen des Hasses, und der Drohung der ganzen Nation, mich mit allem Nothdürftigen reichlich versorgte. Ich wurde sechs Wochen lang gemästet, und die ganze Dorfschaft erwartete, mich zu verzehren. Als man aber Anstalt machte, mir den Kopf abzuschlagen, kam **Pocahontas**, und legte den ihrigen auf den Block, wodurch der Nachrichter sogleich zurück gehalten wurde. Sie erhielt von ihrem Vater, daß man mich nach einer Engländischen Wohnung in Sicherheit brachte,

und ich fand daselbst nicht mehr als acht und dreyßig meiner Landesleute, die durch Krankheiten ganz entkräftet, die einzigen Beschützer des so weitläuftigen Landes Virginien waren.„

„In so schwachen Umständen befand sich diese neu angehende Colonie; und meine Ankunft würde ihren Untergang nicht haben verhindern können, wenn die liebenswürdige Pocahontas ihrer ersten Großmuth nicht noch diese beygefüget hätte, daß sie uns Lebensmittel schickte. Ihr alleine hatten wir unser ganzes Wohl zu danken. In einem jugendlichen Alter, und unerachtet des immer fortwährenden Krieges mit den Indianern, beeiferte sie sich, zu uns zu kommen, legte oftmals unsere Streitigkeiten bey, und ermangelte nie, uns mit allem Nothwendigen zu versorgen. Wenn die Wilden uns zu überfallen suchten, so ließ sie sich weder den undurchdringlichen Wald, noch die finstere Nacht, noch die Beschwerlichkeit des Weges abhalten, mit weinenden Augen zu uns zu kommen, und mir Nachricht zu geben: wir wurden dadurch von der Wuth der Wilden befreyet, sie aber selbst setzte sich der größten Lebensgefahr aus, wofern der geringste Verdacht auf sie gekommen wäre. In der folgenden

genden Zeit, während eines Friedens von zwey oder drey Jahren, kam diese großmüthige Freundinn, in Gesellschaft einiger ihrer Gefährtinnen, und besuchte uns in unserer Wohnung mit eben der Freyheit, als wenn es bey ihrem Vater wäre. Durch ihre kluge Vermittelung erhielt sie die Eintracht, und bewahrete die Colonie vor Hunger, und einer gänzlichen Verwüstung.„

„Nach meiner Abreise hatten die Engländer neue Verdrüßlichkeiten auszustehen; und während eines langen und beschwerlichen Krieges mit dem Powhatan, höreten sie von seiner Tochter nicht weiter reden. Sie suchten, sie auf alle nur ersinnliche Art auszuforschen; und als sie endlich erfuhren, wo sie war, fanden sie Mittel, sie zu entführen, in der Absicht, wegen ihrer Befreyung einen dauerhaften Frieden bey dem Vater auszuwirken. Der stolze Indianer wurde durch diese Begegnung so heftig aufgebracht, daß, unerachtet der für sein Blut hegenden Zärtlichkeit, er unter keiner andern Bedingung versöhnet werden konnte, als daß seine Tochter einen Engländischen Edelmann heurathen sollte. Dieses Zeichen von Hochachtung, das er als aufrichtig ansah, brachte ihn dahin, daß er sich in ein Friedensbündniß einließ.„

„Pocahontas, welche Madame Rolfe geworden war, empfieng unter diesem Namen die Taufe, und that in Gesellschaft ihres Mannes eine Reise nach London. Sie ist die erste Indianerinn von der Colonie, die das Christenthum angenommen hat; die erste, welche Englisch gelernet hat; die erste, welche ein rechtmäßiges Kind mit einem Englischen Unterthan gezeuget hat; und die erste, welche in die Hauptstadt dieses Königreiches gekommen ist. Bey ihrer Ankunft, fährt Smith fort, gieng ich zu ihr. Weil sie seit meiner damaligen Abreise nichts von mir gehöret hatte, glaubte sie, ich wäre gestorben. Es ist so gar wahrscheinlich, daß man sich dieser List bedienet hatte, um sie zu überreden, einen andern zu heurathen. Als man ihr meinen Besuch ansagte, wollte sie sich nicht sehen lassen, und ihre Empfindlichkeit, sich durch eine Unwahrheit betrogen zu sehen, gieng so weit, daß es mich vieles Bitten kostete, um die Erlaubniß zu erhalten, mit ihr zu reden. Nachdem sie sich endlich entschloß, mich zu sehen, machte sie mir bittere Vorwürfe, daß ich sie vergessen, und, wie sie glaubte, ihre Wohlthaten auf so eine Art belohnet hätte.„

„Pocahontas empfieng von der Königinn Elisabeth viele Ehrenbezeigungen. Sie erschien

schien oft bey Hofe, es wurden ihr öffentlich alle mögliche Vorzüge erwiesen, und in Privatgesellschaften begegnete man ihr mit der größten Ehrfurcht. Sie erwurb sich solche Hochachtung, daß man in Erwegung zog, ob man dem Herrn Rolfe nicht einen Proceß machen sollte, daß er ihre Gefangenschaft gemißbrauchet, und sie zu der Heurath gezwungen habe.„

„Es ist sehr wahrscheinlich, daß wenn diese zärtliche, und großmüthige Wohlthäterinn der Engländer wieder nach Virginien gekommen wäre, sie ihren Vater würde dahin gebracht haben, daß er ihre den Engländern schuldige Erkenntlichkeit an den Tag geleget hätte; weil sie aber bey ihrer Abreise, und Einschiffung zu Gravesand, krank wurde, sturb sie daselbst in den erbaulichsten Gesinnungen der christlichen Religion. Sie hinterließ nur einen einzigen Sohn, dessen Nachkommenschaft noch jetzt einen vorzüglichen Rang in der Colonie behauptet.„

„Madame Rolfe brachte in ihrem Gefolge einen angesehenen Wilden mit nach London. Pouhatan hatte ihm aufgetragen, die Einwohner von England zu zählen. Da diese Indianer keine Schrift kennen, bediente

er sich eines langen Stabes, auf welchen er so viel Striche machen wollte, als er Engländer sehen würde. Weil ihm aber die Rechnung gar bald verdrießlich fiel, wurf er seinen Stab mit Unwillen von sich; und bey seiner Rückkunft, als er von seinem Auftrage Rechenschaft ablegen sollte, antwortete er nichts, als daß er auf die Sterne am Himmel, auf die Blätter auf den Bäumen, und auf den Sand am Ufer wies.„

Der Tod der Pocahontas, und ihres Vaters, stürzten Virginien in neue Unruhen. Der Sohn, andere sagen, der Bruder des Ponhatan, erklärete sich als einen Feind der Engländer. Diese fanden Mittel, ihn zu überfallen; und sein Tod stellete die öffentliche Ruhe wieder her.

Die Bay von Cheseapeak, an welcher diese Colonie liegt, erstrecket sich auf sechzig Stunden in das Land. Man sagt, daß wenn auch alle Schiffe aus Europa sich versammleten, sie dennoch darinnen vor Anker liegen könnten. Zu der Zeit, da man den Plan von Williamsburg, der Hauptstadt von Virginien, machte, ordnete man die Gassen dergestalt, daß durch die erbaueten Häuser der Anfangsbuchstabe des Namens des

Kö=

Königes Wilhelm III, unter welches Regierung die Stadt angefangen worden ist, vorgestellet wurde. Da dieser Buchstabe ein W ist, so sehen Sie selbst, Madame, daß nach dieser Anordnung Williamsburg niemals eine schöne Stadt werden kann. Unterdessen sieht man daselbst verschiedene Gebäude, die von den Einwohnern als die prächtigsten in Amerika angesehen werden: dergleichen sind ins besondere, die Schule, das Rathhaus, das Gefängniß, des Statthalters Haus, die Kirche, und das Zeughaus. Da es nicht an Platze fehlet, sich auszubreiten, man aber öfters den heftigsten Sturmwinden ausgesetzt ist, so vermeidet man, viele Stockwerke über einander zu bauen. Die erste Sorgfalt ist, große Zimmer anzulegen, wo man im Sommer kühle Luft haben kann. Die Küchen, Speise- und Bedientenkammern sind von dem Hauptgebäude abgesondert. Die Tabaks-Magazine, welche bey einem jeden Hause befindlich sind, weil dieser Handel den ganzen Reichthum der Colonie ausmachet, sind von Holze gebauet, und mit einer großen Menge Oeffnungen versehen, wo die Luft durchstreichen, und es doch nicht hinein regnen kann.

Der große Vertrieb dieser Waare hat die Virginier veranlasset, daß sie ihren Feldbau blos auf diese Pflanze einschränken. Sie haben die Zubereitung davon zu einer so großen Vollkommenheit gebracht, daß der Tabak, den sie verkaufen, als der beste in der Welt gehalten wird. Dieser einzige Zweig der Handlung bereichert die Englische Nation alle Jahre um zehn Millionen. Man rechnet, daß Virginien jedes Jahr mehr als hundert tausend Fässer von dieser Waare nach Europa versendet. England behält die Hälfte davon zu seinem Gebrauche; und auch diese Hälfte bringt an Zolle, bey dem Eingange in das Königreich, eine zweyte Summe von ohngefähr zehn Millionen in den öffentlichen Schatz. Die Franzosen haben diesen Vortheil mit den Engländern noch nicht theilen, und eine so nöthig gewordene Pflanze selbst einsammlen lernen wollen, unerachtet sie einen so großen Aufwand davon machen. Sie haben mehr, als alle andere Nationen von Europa, beygetragen, Virginien in den blühenden Zustand zu versetzen, worinnen es sich jetzt befindet.

Die Statthalter dieser Provinz haben die Einwohner zu verschiedenen malen aufmuntern wollen, Leinwand, und wollene Zeuge

zu

zu verfertigen, Seidenwürmer aufzuziehen, Salz zu machen, u. s. w. bey aller angewendeten Mühe aber haben sie diese Manufacturen dennoch auf keinen dauerhaften Fuß bringen können. Wahr ist es, daß der Anbau des Tabakes die Bequemlichkeit hat, daß man bey einem auch nur mäßigen Boden dessen Pflanzung unternehmen kann, und die dabey erforderliche Wartung wenige Hände brauchet. Die Virginier ziehen die Zeuge zu ihrer Bekleidung, die Geräthschaft zur Haushaltung, und Feldarbeit, ihre eisernen und blechernen Waaren, Sättel, Zügel, u. d. g. aus England. Ungeachtet sie mitten in Wäldern wohnen, so richten sie ihre einzige Aufmerksamkeit doch dergestalt auf den Anbau der Pflanzungen, daß sie auch Stühle, Tische, Schränke, hölzernen Hausrath aller Gattung, und was gedrechselt wird, müssen kommen lassen. Mit einem Worte, es ist keine Fabrik in Großbritannien, die ihnen nicht Waaren schicket. Sie selbst haben zwar das, was zu den nöthigsten Bedürfnissen erforderlich ist; ja sie haben einen großen Ueberfluß an Dingen, die zum Vergnügen der Tafel beytragen; aber die andern Annehmlichkeiten des menschlichen Lebens, die Bequemlichkeiten,

die Erfordernisse zum Wohlleben, fehlen ihnen ganz und gar. Die Kaufleute sind diejenigen, die am besten leben: jedoch verursachet der Mangel an Städten, und öffentlichen Marktplätzen, große Beschwerlichkeiten im Handel und Wandel. Sie können nicht anders als auf Credit verkaufen; denn weil man sie nur mit Tabake bezahlet, so müssen sie warten, bis die Ernde kommt. Die Entlegenheit der Wohnungen machet auch die Eintreibung der Schulden beschwerlich. Alle diese Umstände hemmen den inländischen Verkehr, und haben einen Einfluß auf den auswärtigen Handel. Ein Schiff muß ordentlich drey oder vier Monate, und oft länger, im Lande verweilen, bis es seine Ladung zusammen bringt, da es, wenn man den Tabak in gewissen dazu ausersehenen Häven in Magazine brächte, kaum vierzehn Tage warten dürfte. Ein so langer Aufenthalt verdoppelt den Preis der Fracht. Hiernächst sind sehr wenige Besitzer der Pflanzungen im Stande, eine ganze Schiffsladung zu liefern; ja, gemeiniglich wollen sie lieber auf verschiedene Schiffe laden, nicht allein um die Gefahr zu vertheilen, sondern auch, damit sie auf den Schiffen, wo sie geladen haben, sich,

ihrer Gewohnheit nach, in Puntsch volltrinken können.

Die Regirungsform dieser Provinz ist für die Einwohner nicht so vortheilhaftig, als in denen mehr nördlichen Colonien. Der Commendant hat hier alle Gewalt; folglich kann seine Verwaltung willkührlich seyn, und sie ist es auch zuweilen in der That. Er hat das Recht, die Gesetze der Generalversammlung zu genehmigen, oder zu verwerfen; diese Art von Parlemente zu verlängern, oder aufzuheben; den Staatsrath zusammen zu berufen, und darinnen den ersten Platz zu nehmen; Commissarien, und Gerichtspersonen, zu Handhabung der Gerechtigkeit, zu wählen; Kriegsbediente, und Officiere, unter dem Range der Generallieutenante, als welchen Titel er selbst führet, zu ernennen; die Truppen zur gemeinen Vertheidigung zu brauchen; und endlich versieht er auch die Stelle eines Vice-Admirals.

Vor diesem war James-Town seine Residenz, und die Hauptstadt in Virginien; allein das dasige schlechte Wasser, und der fast gänzliche Verfall dieses Ortes, der heutiges Tages nur aus sehr wenigen Häusern besteht, haben ihn genöthiget, seinen Aufenthalt

nach

nach Williamsburg zu verlegen. Die Neigung der Coloniſten, welche, wie ich ſchon erwähnet habe, lieber in ihren Pflanzungen bleiben, läſſet vermuthen, daß man ſie ſchwerlich wird näher zuſammen bringen können. Man hat ſich in England Mühe gegeben, ſie dahin zu bringen, daß ſie Städte aufbauеten; da aber die dießfalls ergangenen Verordnungen ohne Wirkung geblieben ſind, hat man ausgedacht, an allen Flüſſen, wo die Schiffe hin handeln, Schanzen zu errichten, und die Schiffe zu zwingen, unter den Canonen dieſer feſten Plätze anzulanden, ihre Waaren auszuſchiffen, und wieder andere daſelbſt einzunehmen. Der Befehl dazu iſt auch gegeben worden; aber man hat ihn, wegen Ermangelung an Gelde, nicht befolget. Wenn dieſer Vorſchlag ausgeführet worden wäre, ſo iſt gewiß, daß die Einwohner ſich nach und nach würden zuſammen gezogen, und endlich Städte gebauet haben.

Die Anzahl derer Perſonen, welche dieſe Colonie ausmachen, rechnet man, wenigſtens, auf hundert und vierzigtauſend Seelen. Man bringt jährlich mehr als dreytauſend Schwarze dahin, welche ſich eher vermehren, als abnehmen: denn die Arbeit iſt

hier

hier erträglicher, ihre Beköstigung besser, und die Luft gesünder, als in den andern Theilen von Amerika. Vermöge eines der ersten Gesetze im Lande, unterscheidet man die Dienstleute in solche, die ewig dienen müssen, und in andere, die nur auf eine gewisse Zeit in Diensten bleiben. Die Schwarzen, und ihre Nachkommen, gehören zu der ersten Classe, aus Ursache, sagen die Engländer, daß, weil die Väter und Mütter zur Sclaverey erkauft sind, es scheine, als habe die Natur die Kinder zu gleichem Schicksale verurtheilet. Die andern dienen nur gewisse Jahre, so wie sie mit ihren Herren darüber einig geworden sind. Die Knechte, und Sclaven beyderley Geschlechtes, müssen einerley Arbeit thun: sie bauen das Land, säen Getreide, und pflanzen Tabak. Ihr Unterschied besteht blos in der Kleidung, und Kost: beyder Arbeit aber ist nicht sauerer, als die von ihren Herren, welche sich, gleich ihnen, mit der härtesten Ackerarbeit beschäfftigen. Der Sclavendienst in Virginien ist nicht mühsamer, als die Landwirthschaft der Bauern in Europa.

Die Gerichtshöfe müssen die Klagen aller Dienstleute, sie seyn Freye, oder Sclaven, annehmen, ohne etwas dafür zu

verlangen; und findt man, daß der Dienstherr Unrecht hat, so muß er die Unkosten bezahlen. Alle Richter sind bemächtiget, Beschwerden anzuhören, und sie sollen ihnen abzuhelfen suchen, bis zur nächsten Versammlung des Provinzialgerichtes, wo dergleichen Sachen ohne weiteres Appelliren entschieden werden. Die Dienstherren sind den Verweisen dieses Gerichts unterworfen, wenn sie ihren Knechten keine gesunden Speisen, keine tüchtigen Kleider, oder keine bequeme Wohnung geben. Sie sind verbunden, auf die erste Anklage des Bedienten zu erscheinen, und müssen seiner Dienste, bis zum Austrage der Sache, entbähren. Sind sie grausam genug, ihn zu mißhandeln, wenn er krank oder unvermögend ist, so lassen ihn die Geistlichen des Kirchspiels in ein anderes Haus bringen, wo er auf Unkosten seines Herrn so lange ernähret wird, bis seine Dienstzeit geendiget ist. Jeder Bediente, der frey ist, erhält am Ende seiner Dienstzeit funfzehn Scheffel Korn, und zwey Kleider, an Zahlungsstatt. Alsdenn genießt er aller Vorrechte in der Provinz, und kann ein gewisses Stück Land nehmen, und solches anbauen.

Die ersten Einwohner von Virginien kamen ohne Weiber in das Land; und weil sie sich nicht getraueten, Indianerinnen zu heurathen, aus Furcht, ihr Leben in Gefahr zu setzen, hoffeten sie, der Ueberfluß, darinnen sie zu leben anfiengen, würde einige unbemittelte Engländerinnen vermögen, die Annehmlichkeiten ihres Zustandes mit ihnen zu theilen. Doch wollten sie keine Frau ohne beygebrachtes Zeugniß, wegen ihrer Aufführung, annehmen: diejenigen, welche Tugenden hatten, brauchten keine andere Mitgabe; man kaufte sie denen, welche sie mitgebracht hatten, ab; und diese Art von Handel veranlassete bey den Kaufleuten eben so große Begierde, als die geschwinde Versorgung bey den jungen Mägdgen Lust erweckte. Da nun vollends kein Zweifel mehr wegen des guten Clima, und der Fruchtbarkeit des Bodens übrig blieb, so giengen angesehene Personen mit ihren Familien dahin ab, um entweder ihre Glücksumstände zu verbessern, oder ihre Religion, und Freyheit in Sicherheit zu setzen.

Funfzehn Jahre nach der Widerrufung des Edictes von Nantes suchten **Französische Flüchtlinge** ihre Zuflucht daselbst. Der König von England, Wilhelm III, schickte

ihrer sieben oder achthundert dahin, und räumte ihnen eine sehr fruchtbare Gegend ein. Sie erbaueten eine französische Stadt, welche durch die Ankunft einer Menge anderer Geflüchteten sehr zunahm. Das Ansehen, darinnen sich diese Stadt seitdem zu erhalten gewußt hat, machet, daß man sie heutiges Tages als eine der glücklichsten Wohnungen in der ganzen Colonie ansieht.

Ein jedes Kirchspiel in Virginien hat seine Kirche; und die ordentlichen Einkünfte der Pfarrer bestehen in Tabak. Sie sind auf hundert und sechzig Centner dieser Waare gesetzet; ohne die zufälligen Einnahmen zu rechnen, als Trauungen, Beerdigungen, und besonders Leichenpredigten, die allezeit zu den Leichenceremonien gehören. Für eine dergleichen Rede ist dem Pfarrer vierhundert Pfunde Tabak, für eine Trauung funfzig, u. s. w. ausgemachet. Die Geistlichen besitzen ihre Pfarren nicht auf Lebenszeit, wie die unsrigen; sie können ihnen ohne weitere Umstände genommen werden. Man wählet sie von einem Jahre zum andern, oder auf gewisse Jahre, nachdem sie mit den Oberen des Kirchspiels einig geworden sind.

Die

Die Virginier erlegen eine Kopfsteuer, und nur die weissen Weiber sind davon ausgenommen. Sie besteht in einer gewissen Anzahl Tabak, die alle Jahre zur Erndezeit abgetragen wird. Jeder Hausvater ist bey Strafe verbunden, ein richtiges Verzeichniß derer Personen, die in seinem Hause sind, einzuliefern: und diese Kopfsteuer wird zu Bezahlung verschiedener öffentlicher Unkosten angewendet.

Der Colonie ihre Truppen schränken sich auf eine gewisse Anzahl Einwohner ein, unter dem Namen einer Militz zu Fusse, und zu Pferde, die nach Classen aufgeschrieben ist. Jede Provinz muß die ihrige alle Jahre einmal zusammen berufen, daß sie gemustert, und drey oder viermal, Compagnienweise, in den Handgriffen geübet werden könne. Eine stärkere Kriegsmacht hat man nicht nöthig in einem Lande, wo die Einwohner einer stillen Ruhe genießen, und keine Ueberfälle, weder von Seiten der Indianer, noch der Fremden, zu befürchten haben. Daher sieht man auch bey ihnen keinerley Art von Festung; und sechs kleine Canonen, in der Hauptstadt, dienen nur zu besondern Feyerlichkeiten.

Man hat bemerket, daß diese Provinz fast unter eben der Himmelsbreite liegt, als das gelobte Land, und daß beyde Länder viel Aehnliches haben. Beyde liegen an einem großen Meerbusen, der zur Handlung sehr schicklich ist, und beyder Erdreich ist von ganz besonderer Fruchtbarkeit. Allein, die Virginier nutzen diesen letzten Vortheil schlecht: sie nehmen, wie ich schon gesagt habe, alles was zu ihrer Bekleidung nöthig ist, aus England, unterdessen daß kein Land in der Welt ist, wo der Flachs, der Hanf, und die Wolle von besserer Gattung seyn. Der Maulbeerbaum wächst hier wild; und die Seidenwürmer kommen besser fort, als anderwärts; allein, dieses zieht man in keine Betrachtung. Kurz, alles was einen Gegenstand der Handlung ausmachet, den Tabak ausgenommen, wird in dieser Colonie vernachläßiget. Man behauptet auch, der Wein würde hier vortreflich gerathen; denn es giebt Trauben von einer erstaunenden Größe. Um aber nur von außerordentlichen Landeserzeugungen zu reden, so versichert man, daß in der Gegend von James-Town ein besonderer Apfel wächst, der, wenn man ihn gekochet ißt, die wunderlichsten Wirkungen hervorbringt.

bringt. Folgendes hat mir eine glaubwürdige Person davon erzählet.

„Etliche Engländer, die von diesen Aepfeln gegessen hatten, wurden etliche Tage lang ganz schwach am Verstande. Der eine brachte seine Zeit zu, Federn in die Luft zu blasen; der andere, Strohhalmen in die Höhe zu werfen; ein dritter, drückte sich in eine Ecke, und machte Gebärden, wie ein Affe; ein vierter ließ nicht nach, alle Leute, die ihm begegneten, zu umarmen, und lachete ihnen, unter tausend närrischen Stellungen, in das Gesicht. Man wurde genöthiget, diese Leute binnen eilf Tagen, als so lange ihr Wahnwitz währete, einzusperren; und diese Zeit über war ihr Vergnügen, sich in ihrem Unflate herum zu wälzen. Der Gebrauch ihrer Vernunft stellte sich endlich wieder ein, und sie erinnerten sich nicht dessen, was vorgegangen war.„

Eben diese Person hat mir von einer noch außerordentlichern Blume gesagt, die er selbst gesehen zu haben versichert, und von welcher er mir folgende Beschreibung gemachet hat. „Sie war so groß, wie eine Tulpe, und gleichte ihr vom Stiele. Sie sah fleischfarbig aus, und war an dem einem Ende

mit einer feinen Wolle bedeckt, an dem andern aber ganz glatt. Ihre Figur stellte die natürlichen Theile eines Mannes und einer Frau, vereiniget, vor. Als ich diese Seltenheit entdecket hatte, fuhr er fort, bat ich einen meiner Freunde mit mir zu kommen, und sie zu besehen; sagte ihm aber weiter nichts, als daß ich ihm etwas zeigen wollte, dergleichen er vielleicht niemals noch gesehen hätte. Ich brach die Blume ab, und gab sie ihm. Er war aber ein ernsthafter Mann, der über dieses Spiel der Natur gleichsam beschämt zu seyn schien. Er wurf die Blume mit einer Art von Unwillen von sich; und ich konnte ihn nicht dahin bringen, daß er sie wieder genommen, und besser betrachtet hätte.„

Unter den außerordentlichen Landeserzeugungen von Virginien findt sich eine, von der ich niemals vorher habe reden gehöret. Es ist ein sehr seltenes Thier, **Opossum** genennt, ohngefähr von der Größe einer Katze. Ausser seinem Bauche, welcher so wie bey andern Thieren beschaffen ist, hat es unter selbigem noch einen zweyten, der bey den Hinterfüssen offen ist. In dieser Art von Sacke sind eine gewisse Anzahl Zitzen zu sehen, woraus die Jungen entstehen, wenn die Mutter empfan-

empfangen hat: die Jungen bleiben daran befestiget, wie eine Frucht an ihrem Stiele, bis sie Stärke genug haben, zu laufen. Alsdenn lösen sie sich ab, und kommen aus dem falschen Bauche heraus, oder kriechen wieder hinein, wenn sie von einiger Gefahr bedrohet werden.

Ich will noch unter die seltenen Producte dieses Landes den wunderbaren **Baum** setzen, aus dessen Frucht ein **Wachs** von sehr schöner grüner Farbe hervorkommt. Es ist hart, und spröde; wenn es aber mit gutem Talge vermenget wird, kann man die schönsten Wachslichter daraus verfertigen. Es verunreiniget weder die Finger, noch schmelzt bey großer Hitze. Die Frucht wird in Wasser gekochet, so lange bis sich der in der Mitten befindliche Kern von dem Wachse, das ihn umgiebt, ablöset.

Unerachtet die eingebohrnen Indianer dieser Provinz den übrigen Wilden des nördlichen Amerika, überhaupt genommen, ziemlich gleichen, so spüret man dennoch in den **Sitten** und **Gebräuchen** dieses Volks einigen Unterschied. Hier erscheinen die **Oberhäupter** der Nation, beyderley Geschlechtes, niemals ohne eine Art von Krone, fünf

oder sechs Zolle breit, die oben offen, und von Muscheln zusammen gesetzet ist, welche wegen ihrer künstlichen Versetzung, und schönen Farben, allerhand Figuren vorstellen. Die Weiber, sehr unterschieden von denen in andern Ländern, haben kleine, runde, und so derbe Brüste, daß sie niemals, auch nicht im Alter, herunterhängen. Uebrigens sind sie voller Verstand, beständig lustig, und ihr Lächeln ist mit so vieler Annehmlichkeit verknüpfet, daß man sie nicht genug bewundern kann.

Die Oberhäupter sind hier wie kleine Monarchen, die über verschiedene Flecken zu befehlen haben, wohin sie Arten von Unterkönigen oder Befehlshabern setzen, die ihnen Tribut bezahlen, und in den Krieg folgen müssen. Sie lesen junge Leute dazu aus, von schöner Gestalt, die sich bereits auf der Jagd, oder in den Waffen hervorgethan haben, um sich ihrer dadurch mehr und mehr zu versichern. Diejenigen, die diesen Vorzug ausschlagen, sind entehret, und dürfen sich in ihrem Vaterlande nicht weiter sehen lassen. Was die andern anbelanget, so thut man sie erstlich an einen abgesonderten Ort, wo sie eingeschlossen werden, und mit niemanden

den umgehen dürfen, und giebt ihnen zu ihrer Bekösti-gung nichts als einen abgekochten Trank, von Wurzeln, welcher die Eigenschaft hat, daß er den Kopf einnimmt. Dieser Trank, zusammen genommen mit der Einsam-keit, darinnen man sie aufbehält, bringt sie zu einer Art von Wahnwitze, der etliche Tage dauert. Das Gefängniß, worinnen sie ver-wahret werden, ist mit starken Palissaden umgeben. Es hat die Gestalt eines Zucker-hutes, mit Löchern durchbohret, damit die Luft durchstreichen kann; und man nähme es für einen Vogelbauer. Wenn man sie genug hat trinken lassen, verringert man die Por-tion, um sie nach und nach wieder zu Ver-stande zu bringen; ehe sie aber völlig herge-stellet sind, führet man sie durch alle Dörfer. Geschieht es alsdenn, daß sie sich im gering-sten der vorigen Dinge erinnern, schließt man sie vom neuen ein, und geht alsdenn so hart mit ihnen um, daß der Tod mehrentheils daraus erfolget. Ich weis nicht, ob ihre Vergessenheit verstellt, oder wahrhaft ist; so viel aber ist gewiß, daß sie thun, als ob sie nichts wüßten. Der Zweck einer so grausa-men Prüfung soll seyn, daß die Jugend sich von denen übeln Eindrücken, die sie in der

Kind-

Kindheit empfängt, befreye, und daß die Vorurtheile der Erziehung und Gewohnheit künftig keinen Einfluß auf ihre Beurtheilung der Dinge im menschlichen Leben habe.

Vormals machte die Provinz Maryland einen Theil von Virginien aus, wovon sie nur durch einen Fluß abgesondert ist; und im gemeinen Leben wird sie noch öfters unter diesen Namen begriffen. Allein eigentlich machen diese zwey Landschaften verschiedene Colonien aus, derer jede ihren eigenen Statthalter hat. Maryland wurde auf Bitte des Lords Baltimore von Virginien abgesondert. Dieser Herr, der catholisch war, hatte England verlassen, und, um seine Religion freyer auszuüben, sich nach Terre-neuve begeben. In Hoffnung, ein angenehmeres Leben in Virginien zu führen, bat er sich von Carl I dasjenige Stück Landes aus, welches an den obern Theil des Meerbusens von Cheseapeak stößet, wo die Engländer noch nichts besaßen. Dieser Fürst überließ ihm das Eigenthum davon, und gab dem Lande den Namen der Königinn, Marie Henriette von Frankreich, seiner Gemahlinn, die er zärtlich liebte. Die Errichtung dieser Colonie kostete dem Lord Baltimore unermeßliche Sum-

Summen. Der Anfang dazu wurde mit zweyhundert Catholiken gemacht, davon die meisten aus den besten Häusern in England waren. Weil sie alle ausgesuchte Leute ausmachten, und eine Unterordnung bey ihnen eingeführet war, so ließen sich die natürlichen Einwohner des Landes willig finden, ihnen einen Theil ihrer Besitzungen einzuräumen. Die Indianischen Weiber lehreten den Engländerinnen, Brod aus Indianischen Korne zu backen; ihre Männer giengen mit den Engländern auf die Jagd; und alle zusammen lebten in der größten Einigkeit. In weniger Zeit wurde diese Colonie volkreich, und sah sich in blühendem Zustande. Lord Baltimore, unerachtet er ein Catholik war, beeiferte sich, alle Leute, die die christliche Religion bekenneten, sie mochten seyn von welcher Secte sie wollten, aufzunehmen; und diese niemals gestörte Gewissensfreyheit zog eine Menge Anglicaner, Presbyterianer, und Quaker in das Land, und kein Volk hat jemals in größerm Ueberflusse, und in vollkommnerer Sicherheit gelebet. Der Stifter richtete die Regirungsform nach dem Muster der Engländischen ein. Nachdem aber Wilhelm III auf den Thron gekommen war, wurde der

Fa-

Familie dieses Lords die Verwaltung der Provinz, und das Vorrecht in ihrem Eigenthume zu befehlen, genommen. Die Religion, dazu sie sich bekennete, schloß sie, vermöge einer Parlementsacte von England, welche die Catholiken als unfähig zu erben erkläret, davon aus. In der Verlegenheit, worinnen diese Familie sich durch besagtes Gesetz befand, hat sie lieber zu der protestantischen Religion übergehen wollen, als eine der schönsten Besitzungen entbähren, die ein Unterthan des Königes von England jemals haben kann. Diese nachher herrschend gewordene Religion hat nicht allein die Catholiken von dem Antheile, den sie an der Regirung hatten, ausgeschlossen, sondern sie auch um ihre andern Freyheitsrechte gebracht. Es wurden so gar die peinlichen Gesetze, die man in England wider die Catholiken gemacht hatte, eingeführet; und noch gegenwärtig arbeitet man, neue zu erdenken. Man würde darinnen ohnfehlbar so weit als möglich gehen, wenn die Regirung in England nicht Einsicht und Mäßigung genug hätte, um diesem zu weit getriebenen Eifer Einhalt zu thun.

Maryland, in seinem Clima, Erdreich, Hervorbringungen, und Handel, ist von Virginien nicht unterschieden. Die Lebensart der Einwohner ist auch einerley. Beyde sind auf dem Lande, mitten unter ihren Pflanzungen, zerstreuet, und bezeigen wenige Lust, sich in Städte zu begeben. Daher kommt es, daß wenige Leute in beyden Provinzen sich der Handlung, noch weniger aber der Manufacturen, einzig und alleine widmen. Der Tabak ist ihr ganzer Reichthum: er machet ihre Vorräthe, ihre Manufacturarbeit, ihr Geld, aus. Es fehlet ihnen zwar an Englischen und Spanischen Geldsorten nicht, allein sie brauchen sie nur zu der täglichen Ausgabe; in allem übrigen ist der Tabak für sie das Unterpfand des allgemeinen Handels.

Die Spanier waren die ersten Völker unsers festen Landes, die nach Georgien, und Carolina reiseten. Beyde Länder machten einen Theil aus von dem, was man Florida nennete. Die Franzosen folgten auf die Spanier, und die Engländer auf die Franzosen. Von uns war der Admiral von Coligny der erste, welcher den Einfall hatte, einen Pflanzort daselbst zu errichten, weil er Willens war, sich mit seiner Parthey dahin

zu

zu begeben. Er rüstete zwey Schiffe aus, welche die dasige Küste untersuchen sollten: diesen folgten etliche andere, welche Leute genug an das Land setzten, um eine Schanze zu bauen, welcher man den Namen Carl, dem ganzen Lande aber den von Carolina gab, zu Ehren, sagen einige, des Königes Carl IX, der dazumal auf dem französischen Throne saß. Nach dem Tode des Admirals, der unglücklicher Weise bey der verabscheuungswürdigen Pariser Bluthochzeit umkam, gieng das Vorhaben dieser zu errichtenden Colonie mit ihm verloren. Dieses Land wurde hernach beynahe hundert Jahre von allen Europäischen Nationen verlassen, und fieng nicht eher an, wieder bevölkert zu werden, als bis der König von England, Carl II, das Eigenthum davon an acht Herren seines Hofes mit der völligen Freyheit überließ, es nach einem Gesetzbuche, und Grundverfassung zu beherrschen, welche von dem berühmten Locke, von dem uns noch andere schätzbare Werke übrig sind, aufgesetzet, und in Ordnung gebracht wurden.

Laut diesem Plane, waren die Eigenthümer anstatt des Königes; sie verordneten Gesetze nach ihrem Gefallen, ernennten Beamte,

theil-

theilten Würden, und Stellen aus. Jeder von ihnen handelte nach seiner Reihe für die andern. Sie theilten den Adel in drey Classen ein, in Barone, Grafen, und Herzoge, welche, mit den Abgeordneten der Städte, ein so genenntes Parlement vorstelleten. Allein, Carolina hat das Schicksal der meisten Englischen Colonien erfahren, das heißt, nach verschiedenen erlittenen Veränderungen, steht es gegenwärtig völlig unter der unmittelbaren Herrschaft des Königes von England.

Die Stifter legten ihre erste Errichtung zwischen zwey schiffbaren Flüssen an, und erbaueten eine Stadt, die sie, nach dem Namen ihres Königes, Charles-Town nenneten. Der Haven daselbst würde vortrefflich seyn, wenn nicht eine Sandbank die über zweyhundert Tonnen ladenden Schiffe einzulaufen verhinderte. Der Ort ist so wohl durch die Kunst, als von der Natur, regelmäßig befestiget. Die Gassen sind sehr gut durchschnitten, die Häuser geraumig, und wohl gebauet. Man rechnet ihrer fast auf achthundert, davon der größte Theil sehr reich ist. Weil auch die Einwohner Pracht und Aufwand lieben, so trägt alles bey, diese Stadt belebt und sehr manierlich zu machen.

Die hauptsächlichsten Landeserzeugungen bestehen in Reiß, Meth, Theer, Pech, und Harz, womit die Engländer einen ansehnlichen Handel treiben. Dieses machet einen Gegenstand von mehr als drey Millionen für sie aus, womit sie England bereichern. Das Harz wird gesammlet, indem man in den Stamm der Bäume Einschnitte machet, die bis unten an die Wurzel gehen, wo man Gefäße hinsetzet, die es auffangen: man muß aber vorher die Schale auf der Sonnenseite abgemachet haben, damit der Saft durch die Sonnenhitze in Bewegung gebracht werde, und häufiger herausdringe. Man läßt ihn hernach in großen Kesseln sieden, wo er sich in Harz verwandelt. Der Theer, und das Pech, werden auf die gewöhnliche Art zubereitet.

Die Vermehrung des Rindviehes in Carolina ist eine Sache, die man nicht genug bewundern kann. Mancher Einwohner, der vor funfzig Jahren etwa nur drey oder vier Kühe hatte, hat ihrer jetzt mehr als tausend. Den Tag über läßt man sie in den Hölzern weyden, und alle Abende treibt man sie zusammen, damit die Kälber, die man beständig eingeschlossen hält, saugen können. Nach-

her

her melket man sie, und des andern Tages schickt man sie wieder in das Holz.

Man hat mir von dem nördlichen Theile dieser Colonie als eine besondere Gewohnheit erzählet, daß die Verheurathungen vor den Friedensrichtern geschehen; die Priester haben nichts damit zu thun. Es sind auch Civilbediente, welche die Beerdigungen verrichten.

Die am meisten gegen Mittag gelegene, und allerneueste Colonie der Engländer in Amerika, die unter unsern Augen entstanden ist, heißt Georgien; und viele von ihren Stiftern leben noch. Sie hat mit den übrigen Englischen Colonien nichts ähnliches: sie ist gewissen Commissarien, welche in London wohnen, und die Einwohner in einer Art von Sclaverey halten, einzig anvertrauet: das Volk hat daselbst keine Freyheit. Diese Commissarien ernennen Richter, welche über die Polizey in der Provinz gesetzet sind; sie schicken ihnen Verhaltungsbefehle, und diese dienen zur Regel. Die ganze Gerichtsverwaltung in Georgien besteht aus einer Canzeley, worinnen etliche wenige Magistratspersonen sitzen, die über das Leben und Vermögen der Einwohner nach Willkühr gebie-

ten; und ihrer Gewalt sind keine Schranken gesetzet.

Diese Art der Regirung ist der Bevölkerung der Colonie gänzlich zuwider, und sie geht täglich mehr ein. Sie wurde von reichen Leuten errichtet, in der Absicht, den Armen in England einen Unterhalt zu verschaffen, und sie der Nation so gar nützlich zu machen. Die Gutthätigkeit eines Privatmannes gab zu diesem Unternehmen Anlaß: er vermachte ein ansehnliches Capital zu Befreyung unvermögender Schuldner, die von ihren Gläubigern gefangen gehalten wurden. Dieses Geld vermehrete sich durch andere Schenkungen; und ein Theil davon wurde, mit Bewilligung des Landesherrn, zu Errichtung einer Colonie angewendet, welche den Namen des Königes George annahm, der damals auf dem Engländischen Throne saß. Man sammlete eine Art von Beysteuer durch ganz Großbritannien; die Collecte fiel ansehnlich aus; und von dem ersten Jahre an, schifften sich mehr als sechshundert Personen für diese Provinz ein. Sie erbaueten eine Stadt, der sie den Namen des Flusses Savannah gaben, woran sie lag. Protestanten, die aus dem Gebiete des Bischofs

schofs von Salzburg vertrieben worden waren, begaben sich auch an diesen neuen Pflanzort. Andere unglückliche Flüchtlinge folgeten diesem Beyspiele; und man kann daher sagen, daß dieses Land blos aus dem Ausschusse anderer Nationen bestehe: darf man sich also wundern, daß es nichts als einen Trupp Sclaven darstellet. Hiernächst ist der Boden nur mittelmäßig; doch liefert er Reiß, Pech, Theer, Lein, grünes Wachs, Flachs, und gemeines Wachs. Die Maulbeerbäume sind auch sehr häufig, und in England schmeichelt man sich, Seidenwürmer hier zu erziehen. Zwey oder drey Piemonteser sind hingeschicket worden, um den Georgiern zu weisen, wie sie mit diesem nützlichen Wurme umgehen sollen. Sie sind auch wirklich schon so weit gekommen, daß sie vollkommen gute Seide erbauet haben, aber in so weniger Menge, daß der Ertrag nicht verdienet bemerkt zu werden. Es ist auch die Colonie den Engländern nicht so wohl wegen dieser Waare vortheilhaft, als vielmehr weil sie solche als eine Vormauer ansehen, die ihre Besitzungen auf dem festen Lande in Amerika, von der Mittagsseite, gegen die Unternehmungen der Franzosen und Spanier, schützet.

„Unerachtet es schwer fällt, sagte mir letzthin einer dieser Politiker, die Gränzen unserer Besitzungen in diesem Theile der neuen Welt richtig zu bestimmen, so kann man doch ausrechnen, daß von dem Cap Canso in Neu-Schottland, bis zu den äußersten Gränzen von Georgien, dieser weitläuftige Strich Landes beynahe fünfhundert Stunden in der Länge beträgt. Was für Vortheile zeigen diese unermeßlichen Ländereyen nicht, da sie längst dem Meere, und unter so verschiedenen Himmelsstrichen gelegen sind? Wir sehen sie daher auch, nach unsern Wollen-Manufacturen, als die Quelle alles fremden Geldes an, das England nach seiner Insel zieht. Nicht allein die Küsten, fuhr er fort, sind bevölkert und bewohnet, sondern auch das ganze Innere des Landes, auf mehr als vierzig Stunden vom Meere. Man trifft nichts als Städte, Flecken, Dörfer, und Landhäuser an. Alles ist urbar gemacht, angebauet, fruchtbar. Der Zusammenfluß so verschiedener Nationen, woraus unsere Colonien bestehen, machet keine Hinderung, daß sie nicht alle einerley bürgerlichen Gesetzen unterworfen wären; in Ansehung der Religion aber, werden alle bekannten Secten durchgängig gedul-

geduldet: niemand ist ausgenommen, als die Römisch-Catholischen, welche anderwärts auch keinen Gottesdienst, als den ihrigen, verstatten wollen. Diese zahlreichen Völker sind ihrem Fürsten nicht anders unterthan, als in so fern seine Gesetze ihnen nicht mißfallen. Ein Statthalter wird hier blos angesehen, als ein Mitbürger, der die allgemeine Ruhe und Sicherheit, und das öffentliche Wohl, zu besorgen hat. Zu seiner, und der übrigen richterlichen Personen Erhaltung legen wir uns unter einander selbst an, ohne einige Art von Abgaben, Salzsteuern, oder Tribut, zu heben. Um uns in dem Genusse dieser Freyheiten zu erhalten, leiden wir weder Festungen, noch Besatzungstruppen, aus Furcht, der Vorwand uns zu beschützen, möchte ein Fallstrick für unsere Freyheit werden. Man kann alle unsere Provinzen als eine Art von Republik ansehen, welche eines Theils den politischen Gesetzen von Großbritannien folget, alle diejenigen aber ändert, oder verwirft, die ihren Freyheiten zuwider sind. Unsere Städte, Flecken, und Dörfer, sind unsere Festungen; und die Einwohner die Beschützer. Wir leben unter uns in einer solchen Eintracht, daß man uns als Kinder einer Familie anse-

hen kann: die Großen und Reichen unterscheiden sich von den Armen nicht durch Stolz und Ueppigkeit: der Unterschied der Nationen, und der Religion, störet weder den Frieden unserer Einwohner, noch die Ruhe der Regirung. Unsere jungen Leute verheurathen sich, so bald sie mannbar sind; denn es fällt ihnen nicht schwer, etwas zu erwerben, davon sie leben können. Das Land ist groß und fruchtbar genug, den neuen Familien Land zu verschaffen. Dieses ist es, sagte der politische Engländer, was ich von unsern Colonien denke: ich zweifle, ob die ihrigen, (er redete von Canada,) auf eben dem Fuße stehen, und Ihnen solche Vortheile verschaffen.„

Ich antwortete, daß sie allerdings nicht so blühend wären; daß aber unsere Weise, sie zu verwalten, keiner andern etwas nachgäbe, und vielleicht vor der Englischen noch etwas zum voraus hätte. Unser Hof hat die Besorgniß davon einem Handlungscollegio übergeben, dessen einziger Zweck ist, die Pflichten dieser Errichtung zu erfüllen. Es besteht aus verschiedenen Personen vom ersten Range, und aus zwölf Abgeordneten unserer besten Handelsstädte, die unter den reichsten und geschicktesten Kaufleuten gewählet

let sind, und denen man hinlängliche Besoldungen giebt, um in Paris mit Anstand zu leben. Diese Versammlung wird alle Wochen gehalten: die Abgeordneten tragen darinnen das Nöthige vor, um theils die Mißbräuche abzustellen, theils neue Mittel vorzuschlagen, wodurch unsere Colonien mehr und mehr in gute Umstände versetzet werden können. Die Verwaltung der Colonien ist einem Statthalter, einem Intendanten, und einer königlichen Rathsversammlung anvertrauet. Des erstern Gewalt wird von Seiten des Hofes, durch die Macht des Intendanten eingeschränket, welcher alles, was die Gerechtsame des Königes, und die Einhebung der Abgaben betrifft, zu besorgen hat: von Seiten des Volkes, muß die Rathsversammlung darauf sehen, daß es weder von dem ersten, noch dem andern, nicht unterdrücket, oder bestohlen werde: alle viere aber werden von dem Ministerio in Schranken gehalten, dessen wachsames Auge sich nicht einschläfern läßt. Die Beamten in den Seehäven sind unter der härtesten Strafe verbunden, alle Schiffscapitaine, die aus den Colonien kommen, zu befragen, wie sie daselbst aufgenommen worden sind, was für Recht man ihnen

hat wiederfahren lassen, und was für Abgaben sie bezahlet haben. Sie müssen sich auch bey den Matrosen, und Passagieren eben darnach erkundigen; sie schreiben die Aussage nieder, und schicken solche dem Admiralitätsgerichte. Man höret die Klagen an, man verurtheilet aber niemanden auf eine bloße Anklage. Nur wenn die That genug bewiesen ist, und die Beschwerden hinlänglich dargethan sind, so entsetzet man einen solchen seines Amtes, oder bestrafet ihn.

Um die Colonien nicht zu beschweren, und zu verhindern, daß der Statthalter kein heimliches Verständniß habe, oder partheyisch sey, so wird er vom Hofe besoldet: er hat auch keine Nebenzugänge, ja es ist ihm ausdrücklich untersagt, keinerley Art von Handel zu treiben, Pflanzungen zu haben, oder sonst einen Antheil an den Ländereyen oder Waaren, in dem ganzen Bezirke seiner Statthalterschaft, zu besitzen. Der König bezahlt auch alle Kriegs- und Civilbediente, sorget für den Unterhalt der Truppen, läßt die Festungen bauen, und ausbessern. Die Einwohner sind keinen Auflagen unterworfen; und wenn man ja bey außerordentlichen Fällen dergleichen einhebt, so sind sie sehr mäßig, und die Abgaben

gaben von Waaren sehr gering. In allen unsern Errichtungen haben wir Gerichtspersonen von der Admiralität eingesetzt, welche die wegen der Handlung entsponnenen Processe entscheiden. Ehe sie ihr Amt antreten, werden sie über alles, was die Handlungsgesetze betrifft, geprüfet.

Unbeschadet dieser Maaßregeln, unterläßt man nichts, um das Land mehr und mehr zu bevölkern. Man nöthiget alle Schiffe, die aus Frankreich nach Amerika abgehen, verschiedene Bedienten mit einzuschiffen, die sich auf eine gewisse Zeit zu dienen anheischig machen müssen. Man liest dazu gesunde und starke Leute aus, von achtzehn bis vierzig Jahren. Wahr ist es, daß die Einwohner lieber Schwarze nehmen, weil sie folgsamer, und zur Arbeit abgehärteter sind, sich leichter ernähren lassen, und sie ihnen überdieß als eigen gehören. Da aber diese Menge Sclaven der Sicherheit der Colonie in der Folge schädlich werden könnte, so erfordert man von den Eigenthümern, daß sie allemal eine gewisse Anzahl weisse Bedienten, in Verhältniß zu den schwarzen haben müssen. Es ist ein eigener Commissarius bestellt, der ihr Lohn bestimmet, und auf die Beobachtung dieser Anordnungen sehen muß.

Wir sehen in Frankreich einen Menschen, der nach Amerika geht, um sich daselbst niederzulassen, als ein verlornes Kind an, als jemanden, der sein Leben waget, der eine Art von Verbannung ausstehet, und für das Beste des Vaterlandes arbeitet: man hat daher auch viele Nachsicht für ihn. Wenn die Sturmwinde, die Erdbeben, die schlimme Witterung ihm Schaden thun, so hält man seine Gläubiger ab, ihn zu verfolgen; man befreyet ihn von Abgaben; ja man schießt ihm Geld vor, um seinen Verlust zu ersetzen. Den Armen, und denen, die Lust zu arbeiten haben, leihet man Geld: man strecket ihnen das benöthigte Werkzeug vor; und nach und nach tragen sie ihre Schulden ab.

Ich rechnete, Madame, daß die Nachbarschaft von Louisiana mir das Vergnügen verschaffen würde, mich bald mit Leuten von meiner Nation zusammen zu finden; allein die Abfahrt eines Engländischen Schiffes, das seinen Weg nach Jamaica, und nach andern Englischen Colonien der Antillischen Inseln zu nehmen Vorhabens ist, wird mich noch auf einige Zeit dieser Hoffnung berauben. Herr Shirley, ein Schottländischer Edelmann, mit dem ich während meines Aufent-

haltes

haltes zu Boston Bekanntschaft gemachet habe, schlägt mir vor, ihn auf dieser Reise zu begleiten, und verspricht mir, daß das nämliche Schiff mich nach Neu-Orleans zurück bringen soll. Er ist ein besonders guter Freund von dem Capitaine, der es führet; und dieser erwartet blos unsere Bequemlichkeit, um unter Segel zu gehen.

Ich bin, u. s. w.

Boston, den 25 May, 1749.

Der 109 Brief.

Florida.

Nach einer Schiffahrt von zweyen Tagen, sahen wir uns wegen widrigen Windes genöthiget, an den Küsten von Florida anzuhalten. Diese weitläufige Halbinsel hat ihren Namen von den Spaniern bekommen, die sie entdecket und an einem Palm-Sonntage, den man im gemeinen Leben grüne Ostern nennet, daselbst gelandet haben. Unter diesem Namen war nicht allein das eigentlich so genennte Florida, sondern ganz Louisiana, und auch die Englischen Colonien des nördlichen

chen Amerika, begriffen. Nunmehr ist es in engere Gränzen eingeschlossen, und besteht heut zu Tage in dem einzigen Striche Landes, welches die Spanier besitzen; das sie aber wahrscheinlicher Weise nicht lange behalten dürften. Es ist den Engländern gar zu vortheilhaft gelegen, um nicht unter einem leichten Vorwande zu suchen, sich dessen zu bemeistern: vielleicht werden auch die Spanier selbst genöthiget, es ihnen bey einem Friedensschlusse zu überlassen.

Dem sey aber wie ihm wolle, diese Landschaft ist zu allen Zeiten eine Quelle von tausend romanenhaften Erfindungen gewesen. Auf ihre Rechnung hat man abentheuerliche Geschichte ausgestreuet, worunter diese, von einem vorgegebenen Brunnen von Jouvence, dessen Wasser die ältesten, und unvermögendesten Leute wieder jung machen soll, merkwürdig ist. Die Spanier waren dazumal sehr leichtgläubig, so daß man sich nicht wundern darf, daß sie für diese lächerliche Meynung völlig eingenommen wurden: die große Neigung für das Abentheuerliche, die man ihnen Schuld giebt, äußerte sich hier besonders; und es ist kaum zu glauben, wie weit ihre Vorurtheile giengen. Einige sind

auch

auch niemals davon zurück zu bringen gewesen, und, unerachtet verschiedene Herumläufer ihrer Nation über dieser Untersuchung vermuthlich das Leben eingebüßet haben, weil man niemals weiter von ihnen hat reden gehöret, so bildete man sich doch ein, die einzige Ursache, warum sie nicht wieder kämen, wäre, daß sie gefunden hätten, was sie suchten, und sie wären von diesem Orte der Wollust, wo sie alle zeitliche Güter im Ueberflusse, und einen beständigen Frühling hätten, nicht wegzubringen. Niemand war von diesen süssen Träumen mehr bezaubert, als der berühmte **Ponce von Leon**, der unter den Herumläufern seiner Zeit einen vorzüglichen Rang behauptet hat. Er unternahm eine eigene Schiffahrt, um diese eingebildete Merkwürdigkeit zu entdecken, und war der erste Europäer, der nach Florida kam; er suchte überall, und kostete alle Wasser, die er antraf.

Eine andere Ausschweifung seiner Einbildung gab Anlaß, daß er hoffete, eine dritte Welt zu entdecken; und weil seine nach dem Laufe der Natur übrigen Lebenstage ihm zu einem so großen Unternehmen zu wenig schienen, wollte er die bereits verstrichenen zu erneuern anfangen, und sich einer muntern Jugend

gend für immer versichern. Wie feucht ist nicht der Ruhm oftmals gegründet! Die Entdeckung von Florida, die einem bloßen Zufalle zuzuschreiben ist, hat dem ungeachtet einen Schwärmer verewiget, der bey Verfolgung seiner närrischen Vorstellungen Glück gehabt hat. Nach der Rückkehr in sein Vaterland, mußte er die Spöttereyen aller Leute, die ihn sahen, erdulden, da er gealterter wieder kam, als er weggereiset war: er tröstete sich aber, denn der König hatte ihn wohl aufgenommen. Dieser Monarch ertheilte ihm die Erlaubniß, Colonien in das Land, dessen Entdeckung man ihm zu danken hatte, zu führen; allein der Anschlag wurde nicht ausgeführet. Diesem berühmten Herumschweifer hat man bey alle dem keine derer Grausamkeiten vorzuwerfen, die die meisten Entdeckungen seiner übrigen Landesleute bezeichnet haben.

Sein Nachfolger, **Vasques**, hingegen hat bey den Indianern dieser Gegenden ein trauriges Andenken seiner unerhörten, und entsetzlichen **Grausamkeiten** hinterlassen, die auch diese Völker noch nicht vergessen haben. Wegen der Arbeiter, die er zu seinen Bergwerken nöthig hatte, machte er den Anschlag,

schlag, sich selbige entweder durch Gewalt, oder durch List, oder durch Verrätherey zu verschaffen. In dieser Absicht rüstete er zwey Schiffe aus, und segelte von Mexico nach Florida. An dem Orte, wo er anlandete, hatte man noch nie ein Schiff gesehen. Diese neue Erscheinung zog viele Wilden an das Ufer; und einige, die verwegener waren, kamen so gar in die Schiffe. Vasques empfieng sie freundlich, gab ihnen Wein, und bewirthete sie wohl. Die Indianer waren über diese Aufnahme so vergnügt, daß sie ihrerseits die Spanier auch baten, in ihre Hütten zu kommen, und boten ihnen alles was sie in dem Lande rares hatten, an. Der treulose Vasques ließ seine beyden Schiffe mit allen Arten von Vorräthen beladen; und um den Wilden noch mehr Zutrauen einzuflößen, bat er sie, solche auf seinen Schiffen verzehren zu helfen. Sie kamen in grösserer Anzahl, als zuerst. Man setzte ihnen ein prächtiges Mahl vor, und gab ihnen reichlich zu trinken. Hierauf spannete man die Segel auf, unter dem Vorwande, sie zu belustigen, und machte die Schiffe fertig, abzufahren. Die Floridier ließen nicht nach, übermäßig zu trinken, und verloren zu gleicher Zeit Verstand, und Frey-

heit. Als sie weder Kräfte, Gefühl, noch Kenntniß mehr hatten, legten die Spanier sie alle zusammen in Ketten, und schmissen sie zu unterst in das Schiff. Sie hoben alsdenn die Anker, und zum Vollgewichte ihrer Treulosigkeit, und Unmenschlichkeit, löseten sie ihre Canonen auf die Weiber und Kinder, die ihrer Männer und Väter Rückkunft an dem Ufer erwarteten. In was für Entsetzen und Verwunderung geriethen die Gefangenen nicht, als sie ausgeschlafen hatten, und ihren ersten Blick auf die schweren Ketten wurfen, mit welchen sie gefesselt waren! Ein durchdringendes Geschrey von Schmerz und Wuth war der erste Ausdruck ihrer Verzweiflung. Viele wollten nichts zu sich nehmen, und verhungerten. Andere sturben vor Kummer; die meisten Ueberlebenden aber, mußten wenige Tage hernach auf einem dieser Schiffe, welches strandete, ertrinken. Diejenigen, welche die Spanier noch retten konnten, wurden in die Bergwerke geschleppet, und zur härtesten Dienstbarkeit verurtheilet. Der unmenschliche Vasques genoß die Früchte seiner Grausamkeit nicht lange: das Gold, das er in Florida zu finden vermeynte, bewog ihn, dahin zurück zu kehren: die Wilden er-

kennten

kennten ihn, fielen auf seine Leute, zerrissen zweyhundert Soldaten, und zerstreueten die übrigen: das Meer verschlung einen Theil seiner Flotte; er selbst aber entkam, und kehrte in sein Vaterland, wo er von seinen Landesleuten verabscheuet, und von seinem Gewissen genaget, armselig leben, und endlich im äußersten Elende sterben mußte.

Der berühmte **Fernandes de Soto** that einige Jahre lang verschiedene Reisen nach Florida. Bey seiner Ankunft auf den Küsten, ließ er einen Theil seiner Leute, zwey Stunden von einem Dorfe, an das Land steigen, wo ein Cacique, oder kleiner König des Landes, zu befehlen hatte. Seine Leute trafen unter Weges Indianer an, welche, da sie sich verfolget sahen, in ein Holz flüchteten. Einer von ihnen blieb zurück, und gieng den Christen entgegen; hier ergriff ein Spanier seine Lanze, und wollte ihn erstechen; dieser Mensch aber machte das Zeichen des Kreuzes, und schrie in Castilianischer Sprache: „ich bin ein Christ, und ein Spanier, verschonet mich, und rufet meine zerstreueten Freunde; ich bin ihnen mein Leben schuldig, sie aber haben friedfertige Gesinnungen.„ Man nahm, und führte ihn zu dem General, der

seine Geschichte, und wie er sich alleine von seiner Nation unter den Floridiern befände, wissen wollte. „Ich bin, antwortete er, aus einer guten Familie von Sevilien, und hofsete unter Dom Vasques mein Glück zu machen, bin aber mit einem andern Spanier, der in Stücken gehauen wurde, weil er sich wehrete, den Indianern in die Hände gerathen. Man brachte mich zu dem Cacique, der sogleich Befehl gab, mich über einem kleinen Feuer aufzuhängen, und lebendig zu braten; auf Bitten aber seiner Tochter schenkte man mir das Leben; und ich kriegte die Besorgniß, die toden Körper neben dem Tempel zu bewachen, damit sie nicht von den Wölfen, die öfters da herumschweiften, weggetragen würden. Es fehlte nicht viel, daß ich nicht ein zweytesmal zum Tode verdammet wurde, nachdem eines dieser Thiere den Körper des Kindes des Cacique fortgeschleppet hatte: jedoch auf Anhalten meiner Wohlthäterinn, die mich oft die Nacht besuchte, und gesehen hatte, wie beherzt ich den Anfällen des Wolfes entgegen gegangen war, wurde ich abermals begnadiget. In der That, fand man hernach den Wolf mit dem Pfeile, womit ich ihn verwundet hatte, und das Kind unbeschädigt neben ihm. „

„Ei-

„Einige Zeit darauf sturb der Cacique: ich aber verlor mein Amt und meine Gunst; und man war Willens, mich dem Teufel zu opfern. Doch diejenige, welche mir das Leben schon gerettet hatte, gab mir von der bevorstehenden Gefahr Nachricht, wies mir, wie, und wo, ich entfliehen konnte, und begleitete mich so gar einen Theil des Weges. Ich gerieth in die Hände eines der Oberhäupter der Indianer, dem ich alle Treue versprach; er aber versicherte mir, er wolle aus Erkenntlichkeit es dahin vermitteln, daß ich wieder zu meinen Landesleuten käme. Er erlaubte mir, mich zu denen ersten Christen, die auf der Küste landen würden, zu begeben: da ich aber bereits zwölf Jahre bey den Floridiern zugebracht hatte, machte ich mir weiter keine Hoffnung. Man hat mir übrigens allezeit mit vieler Gutheit begegnet; und itzt, bey Ihrer Ankunft, hat man mich voraus geschickt, und die Vornehmsten des Dorfes mir zu Begleitern mitgegeben, um Ihnen die friedlichen Gesinnungen der Nation zu versichern.„

Soto nahm diejenigen, welche mit dem Spanier gekommen waren, sehr wohl auf. Er ließ dem Cacique versichern, wie er das, was

man an einem seiner Landesleute gethan hätte, niemals vergessen würde, und nachdem er von ihnen erfahren hatte, daß dreyßig Stunden weiter in das Land viel reichere Gegenden wären, als an den Küsten, schickte er sie wieder zurück. Man erwähnte unter andern ein Land, wo eine vortrefliche Prinzeßinn regirete, welche sich die Hochachtung der Fremden eben so gern zu erwerben bemühen würde, als sie Sorge trüge, das Wohl ihrer Unterthanen zu befördern. Mehr brauchte es nicht, die Einbildungskraft eines Spaniers anzufeuern. Soto eilete, seine Reise nach dieser glückseligen Landschaft anzutreten. Den andern Tag nach seiner Ankunft schickte er zu der Prinzeßinn, und ließ sie begrüßen; sie aber sendete sechse ihrer vornehmsten Unterthanen, als Abgeordnete, zu ihm ab. Der Statthalter empfieng sie unter einem Thronhimmel, auf einem vergoldten Armstuhle, welchen man allezeit zu dergleichen Gelegenheiten, dem prahlenden und romanenhaften Character der Spanier gemäß, unter dem Gepäcke bey sich führte.

So bald die Abgesandten sich dem Generale genähert hatten, verbückten sie sich vor der Sonne, und vor dem Monde, und dem

Soto machten sie einen tiefen Reverenz. Sie fragten ihn, ob er Krieges, oder Friedens wegen zu ihnen käme? Er antwortete, er wollte nichts als Frieden, hätte aber Lebensmittel nöthig. „So seyn Sie denn willkommen, sagte man ihm; wir haben ebenfalls friedfertige Gedanken. Unsere Vorräthe sind zwar selten geworden, denn die Pest hat große Verwüstungen unter uns angerichtet; doch wir wollen Ihr Verlangen unserer Landesfürstinn vortragen, die sich ein Vergnügen machen wird, Ihnen behülflich zu seyn.„

Sie nahmen hierauf von dem Generale Abschied, und kehrten in ihre Boote zurück. Nach etlichen Stunden sah man zwey andere Barken auf dem Flusse ankommen, wo auf der einen die vorigen Gesandten, auf der andern, kostbar verzierten, die Prinzeßinn selbst, auf zwey Küssen sitzend, in Begleitung von sechs Frauenzimmern befindlich waren. So bald die Prinzeßinn sich an das Land begeben hatte, kam Soto ihr entgegen, sie zu empfangen, und nachdem sie sich gesetzet hatten, sagte sie: „ich bedauere sehr, so wohl wegen Ihrer selbst, als wegen Ihrer Leute, daß unsere Vorräthe so selten geworden sind: unterdessen habe ich zwey Magazine für die Armen:

eines davon will ich Ihnen überlassen; allein das andere bitte ich mir zur Nothdurft für mein Volk aus. Ich habe zweytausend Scheffel Mehl in einer meiner benachbarten Städte, worüber Sie gebieten können; und finden Sie es nöthig, so will ich mein eigenes Haus, und meine Residenz verlassen, damit ihre Spanier wohnen können.„

Der General, gerühret von der Großmuth, und den Reizen der Prinzeßinn, versicherte ihr, daß er weit entfernt wäre, sie aus ihrer Residenz zu vertreiben; daß nur ein Theil der Stadt für ihn, und seine Leute hinlänglich sey, er aber eine ewige Erkenntlichkeit für die Gütigkeit, die sie ihm bezeigte, haben würde; er hoffe auch, ihr solche darzuthun, indem er seine Anstalten dergestalt machen wolle, daß weder sie, noch ihre Unterthanen, sich über ihn, und seine Leute zu beschweren Ursache haben sollten. Die Königinn nahm hierauf die Perlen, welche sie um den Hals hatte, ab, und gab sie durch die Hände des Dolmetschers dem Spanischen Generale, mit Bitte, nicht übel zu nehmen, daß sie solche ihm nicht selbst überreichte, die Ursache aber, die sie davon abhielte, wäre die Furcht, daß dergleichen Handlung als ein

Fehler wider die Schamhaftigkeit ihres Geschlechts angesehen werden möchte. Soto stund auf, nahm das Halsband, küssete es, und zog zu gleicher Zeit einen sehr schönen Rubin von seinem Finger, den er der Prinzeßinn anbot, und den sie nahm. Nach diesen beyderseitigen Geschenken begab sie sich weg, und hinterließ den Spaniern die vortheilhaftesten Begriffe von ihrer Person. Wenige Zeit darauf, als sie an dem andern Ufer wieder ausgestiegen war, schickte sie Boote und Flöße für die Armee, womit sie über den Fluß setzten, und in der Stadt ihre Quartiere nahmen.

Als Soto nach genauer Untersuchung fand, daß kein Gold im Lande anzutreffen war, entschloß er sich, weiter zu gehen. Die Prinzeßinn, die ihn so großmüthig aufgenommen hatte, schickte ihm noch etliche Wilde, die ihm den Weg zeigen mußten. Die Spanier stelleten binnen vier Jahren verschiedene Reisen nach Florida an; endlich aber sturb ihr General an dem Flusse Mißißippi, nachdem er niemals die Absicht ausgeführet hatte, sich an irgend einem Orte niederzulassen. Moscoso, sein Nachfolger, führte den traurigen Rest seiner Armee nach Mexiko zurück; und

von der Zeit an ist kein einziger Spanier in Florida, das Land aber ohngefähr in eben den Umständen geblieben, wie vorher, ehe Ponce de Leon die erste Entdeckung davon gemachet hat.

Auch zwanzig Jahr nachher stund Florida noch in dieser Verfassung, als der Admiral von Coligny sich vornahm, eine Colonie von Leuten seiner Religion daselbst zu errichten. Carl IX überließ ihm die Freyheit, sich aller der Gewalt, die ihm seine Würde gab, zu bedienen; und die Franzosen hätten Vortheil davon haben können, wenn sie, anstatt Goldminen zu entdecken, welche niemals vorhanden gewesen sind, mehr begierig gewesen wären, die natürlichen Reichthümer einer fruchtbaren Landschaft zu befolgen, die wegen der Menge wilder Thiere, und des kostbaren Pelzwerks, einen ansehnlichen Zweig der Handlung abgegeben hätten.

Außer der Begierde Gold zu finden, welches allezeit der erste Bewegungsgrund der Herumläufer in der neuen Welt gewesen ist, scheint es, daß noch andere Absichten beygetragen haben, warum sich der Französische Hof entschloß, eine Colonie nach Florida zu schicken. Die Protestanten hatten

sich

sich in dem Königreiche außerordentlich vermehret; und man hatte Ursache, sich für Leuten zu hüten, die vermöge ihrer Religion natürlicher Weise zur Unabhängigkeit geneigt zu seyn schienen. Man glaubte also, es wäre gut, innerliche Feinde zu entfernen; und man sah gern, daß sie selbst geneigt waren, aus dem Lande zu gehen.

Der Capitain Ribaut, ein Mann von Erfahrung, und ein eifriger Hugenotte, wurde zum Anführer dieser Wanderung gewählet. Er reisete von Dieppe mit zwey Schiffen ab; und bey seiner Ankunft in Florida, errichtete er auf einem Sandhügel eine kleine steinerne Seule, worauf er das französische Wappen setzen ließ. Auf diese Art nahm er, im Namen des Königes, Besitz von dem Lande, gieng weiter, gab allen Flüssen, die er antraf, die Benennung unsrer größten Flüsse, und steckte, auf einer Insel, eine kleine Schanze ab, wo er gar bald seinen Leuten Wohnung verschaffte. Er hätte den Platz dazu nicht besser wählen können: die Felder dieser Gegend sind schön, und anmuthig, der Boden fruchtbar, und mit verschiedenen fischreichen Flüssen durchschnitten, und die Hölzer voller Wildpret. Die Lorber- und Mastixbäume

bäume geben den angenehmsten Geruch, und die Wilden dieser Gegend sind die geselligsten von Amerika. Dieses alles kommt auch überhaupt demjenigen Lande zu, welches seitdem das Französische Florida geheißen hat. Man hatte lange Zeit geglaubet, wie Sie bereits gesehen haben, daß Gold- Silber- Kupferbergwerke, Perlen, und Edelsteine daselbst zu finden wären; aber je mehr man die Sachen in der Nähe hat kennen gelernet, je deutlicher hat man eingesehen, daß zwar wirklich an einigen Oertern Kupfer, und in zwey oder drey Flüssen elende Perlen anzutreffen sind; aber das wenige Gold und Silber, das man in den Händen der Wilden gesehen hatte, kam von den Spaniern her, derer ein großer Theil bey der Einfahrt des Canals von Bahama, und längst den Küsten von Florida, Schiffbruch erlitten hatten. Ihre Schiffe, jedesmal mit den Schätzen aus Amerika beladen, waren öfters auf denen Sandbänken, womit die ganze dasige Gegend besäet ist, gescheitert, und die aufmerksamen Einwohner hatten ihr Unglück genutzet. Man hat daher auch bemerket, daß die dem Meere am nähesten gelegenen Einwohner mit dieser Beute weit besser versehen waren, als die andern.

Ribaut,

Ribaut, der von seiner Niederlassung sehr zufrieden war, kam nach Frankreich zurück, um neue Verstärkung zu holen; als diese aber unglücklicher Weise fehl schlug, sah sich seine kleine Colonie gar bald in dem äußersten Elende. Was bey dieser Gelegenheit vorgegangen ist, Madame, wird Ihnen so ausserordentlich scheinen, daß Sie es in Zweifel ziehen könnten, wenn die Gewißheit der Geschichte nicht alle Schwierigkeit wegen ihrer Wahrscheinlichkeit aufhübe. Folgendergestalt haben alle diejenigen, welche Zeugen gewesen sind, die Sache erzählet; und nach ihnen haben die Geschichtschreiber diese sonderbare, und schreckliche Begebenheit wiederholet. Ich werde mich daher ihrer eigenen Ausdrücke bedienen.

„Der Vornehmste dieses kleinen Trupps stellte den übrigen lebhaft vor, was sie alles zu befürchten hätten; und man beschloß einmüthig, ohne einen einzigen Tag Zeit zu verlieren, ein Schiff zu bauen, worauf sie unverzüglich nach Europa zurück kehren wollten. Allein, wie einen Anschlag ohne Zimmerleute, ohne Segel- und Tauwerk ausführen? Die Noth, wenn sie auf das äußerste gekommen ist, hebt alle Schwierigkeiten auf.

Ein

Ein jeder legte Hand an das Werk: Leute, die in ihrem Leben weder Axt, noch Werkzeug angegriffen hatten, wurden Zimmerleute, und Schmiede. Das Moos, und eine Art von Werge, das in diesem Theile von Florida auf den Bäumen wächst, dienete, das Schiff zu calfetriren. Jeder gab seine Hemden, und Betttücher her, um Segel zu machen. Aus dem Baste der Bäume drehete man Stricke und Taue; und in weniger Zeit war das Schiff fertig, und wurde in das Wasser gelassen. Die nämliche Zuversicht, die den Bau ohne Materialien, und Handwerksleute, bewerkstelliget hatte, trotzte auch aller zu besorgenden Gefahr der Schiffahrt bey sehr wenigen Vorräthen, und ohne Matrosen.„

„Unsere Wagehälse waren noch nicht weit auf dem Meere gekommen, als sie wegen anhaltender Windstille liegen bleiben, und die wenigen mitgenommenen Lebensmittel aufzehren mußten. Die Portionen verringerten sich gar bald täglich auf zwölf oder funfzehn Körner Indianisches Kornes: und auch diese sehr mäßige Eintheilung dauerte nicht lange. Man nahm also seine Zuflucht zu den Schuhen; und alles, was auf dem Schiffe von Leder war, wurde verzehret. Das süsse

Wasser

Wasser fehlte endlich auch, und einige, welche Seewasser getrunken hatten, sturben. Auf einer andern Seite fieng das Schiff an, leck zu werden; und die vom Hunger ganz ausgezehrte Schiffsbesatzung sah sich nicht im Stande, das Wasser herauszupumpen. Jeder Umstand bot einen Gegenstand von Verzweifelung dar. In dieser erbärmlichen Verfassung fieng man an vorzuschlagen, daß ein einziger, der sein Leben aufopfern wollte, alle übrige retten könnte. Dieser grausame Vorschlag, anstatt mit Abscheu verworfen zu werden, wurde gebilliget; und als man sich wegen der Wahl des Schlachtopfers, dem Loose überlassen wollte, erklärte sich ein Soldat, Namens **Lachau**, daß er sterben wollte, um seiner Camaraden Leben zu verlängern. Man nahm ihn bey dem Worte, und erwürgte ihn auf der Stelle, ohne daß er den geringsten Widerstand that. Nicht ein Tropfen von seinem Blute gieng verlohren: alle trunken es mit gleicher Begierde, und nachdem man den Körper in Stücken zerlegt hatte, wollte ein jeder seinen Antheil haben. Diesem Anfange würde ohnfehlbar ein weit blutigeres Niedermetzeln gefolget seyn, wo es bey der Eintheilung der Schlachtopfer vermuthlich

nicht

nicht geblieben wäre, wenn man nicht wenige Zeit darauf Land entdecket, und ein Schiff, welches sich näherte, zu Gesichte bekommen hätte. „

Man erfuhr, daß der innerliche Krieg in Frankreich, der wieder heftiger ausgebrochen war, als jemals, den Admiral von **Coligny** abgehalten hatte, sich mit Florida zu beschäfftigen; daß er aber nach zu Stande gebrachten Frieden alle seine Sorgfalt zu Erhaltung dieser Colonie anwendete. Der Capitain **Ribaut** that auch wirklich eine zweyte Reise, mit viel mehr Leuten, als das erstemal dahin; allein, sie dienten den **Spaniern** zu bloßen Schlachtopfern, die sie ihrem Hasse, und Ehrgeitze aufopferten. Sie sahen sich als die **alleinigen** Beherrscher des Landes an, und konnten nicht leiden, daß Franzosen, noch weniger aber **Protestanten**, sich daselbst niederlassen wollten. Unterdessen, da beyde Nationen dazumal in Friede mit einander lebten, fand Ribaut kein Bedenken, sich dem Spanischen Commendanten anzuvertrauen, der ihm auf seine Ehre versichert hatte, ihm nicht die geringste Unruhe zu machen; weil letzterer aber sich ohne Zweifel auf die abscheuliche Meynung gründete, daß man

Ketzern

Ketzern keine Treue halten dürfe, ließ er sie alle umbringen. Einige hieng man auf, mit der Ueberschrift, daß man ihnen nicht als Franzosen, sondern als Calvinisten, und Feinden des Glaubens auf diese Art begegnete. Der Capitain Ribaut, der unter den Hingerichteten nicht begriffen war, verlangte den Commendanten zu sprechen, um die Ursache einer Aufführung zu erfahren, welche der gegebenen Versicherung so sehr zuwider lief; man antwortete ihm aber, der Commendant wäre nicht zu sprechen. Einen Augenblick hernach, kam ein gemeiner Soldat, und sagte zu dem französischen Generale: „haben Sie nicht allemal verlanget, daß diejenigen, welche unter ihrem Befehle stehen, Ihnen in allem Gehorsam leisten sollen? Freylich, antwortete Ribaut, der nicht wußte, worauf die Frage abzielte. Wohlan, versetzte der Soldat, lassen Sie Sich nicht befremden, daß ich den Befehl meines Commendanten vollstrecke:„ und als er diese Worte gesagt hatte, stach er ihm einen Dolch in das Herz: man schnitt ihm hernach den Bart ab, den der Spanier als ein Siegeszeichen nach Sevilien schickte.

Auf die Nachricht dieser Mordthat, athmete Frankreich nichts als Rache. Ein Edelmann aus Gascogne, mit Namen, Gourgues, widmete sich der Ehre seines Vaterlandes; und in dieser Absicht verkaufte er sein ganzes Vermögen, nutzete die Börse seiner Freunde, wählete Leute von gutem Willen, und an der Spitze einer kleinen Flotte reisete er ab, um sich mit den Floridiern wider die Spanier zu verbinden. Sein Anschlag glückete. Gourgues fand Mittel, sich der Festung, worinnen alle seine Feinde waren, zu bemächtigen, und nach geschehener Plünderung ließ er die Gefangenen an eben den Ort hinführen, wo die Franzosen waren ermordet worden. Er wurf ihnen ihre Grausamkeit, ihre Untreue, ihren Meineyd, vor, übergab sie dem Nachrichter, und ließ sie in seiner Gegenwart aufknüpfen, mit dieser mitten auf dem Platze errichteten Aufschrift: „Dieses thue ich an ihnen, nicht als an Spaniern, sondern als an Verräthern, Dieben, und Mördern.„ Nach geschehener Verrichtung, die allerdings bey etwas mehr Mäßigung ruhmvoller gewesen wäre, kehrte Gourgues wieder nach Frankreich zurück, wo er mit dem

Nach=

Nachruhme eines der bravesten Officiere seines Jahrhundertes sturb.

Die Sitten und Gebräuche der Floridier kommen mit der übrigen Wilden in Amerika ihren ziemlich überein. Jedoch gehen sie mit den Gefangenen nicht so grausam um, wie die Canadier, und treiben die Unmenschlichkeit nicht so weit, daß sie sich ein Vergnügen machten, einen unglücklichen Gefangenen leiden zu sehen, oder als eine Kunst ansähen, ihn recht zu martern. Sie begnügen sich, die gefangenen Weiber, und Kinder, zu Sclaven zu machen; die Männer aber opfern sie der Sonne, und halten es für eine Religionspflicht, das Fleisch dieser Schlachtopfer zu essen. Ihre Oberhäupter sind auf dem Marsche, und in der Schlacht allezeit an der Spitze ihrer Truppen. Auch ist der Gebrauch, daß sie die Haut von dem Kopfe ihrer erlegten Feinde abziehen. Bey denen Feyerlichkeiten, die auf ihre Siege folgen, putzen sich die alten Weiber mit diesen Schopfen, welche ihnen denn das Ansehen wahrer Furien geben.

In einem Kriege, den ein Cacique von Florida wider ein anderes Oberhaupt führete, hatte er etliche Franzosen gebeten,

ihm in Ueberwindung seines Feindes zu helfen. Nach ihrer Rückkunft fragte er einen, mit Namen Levasseur, ob er etliche Schoßpfe abgezogen hätte? „Nein, antwortete Levasseur, es ist dieses bey den Franzosen nicht üblich.„ Hierauf nahm ein Indianer einen Pfeil, und schoß damit einen seiner Camaraden, der nicht weit davon saß. Dieser fiel zur Erden, ohne sich zu rühren. Seine Brüder, Schwestern, und Aeltern setzten sich auf ihn, und weineten; das Oberhaupt aber, nebst den meisten von seinem Gefolge, trunken unterdessen eine Art von Tisane, ohne ein Wort mit einander zu reden; ja sie thaten, als wenn sie das Vorgegangene nicht bemerkten. Levasseur, voller Verwunderung, trat zu dem Oberhaupte, und fragte, was dieß zu bedeuten hätte. Anstatt der Antwort wiederholte dieser mit einem kläglichen Tone: Timagoa, Timagoa; es war dieß der Name des feindlichen Oberhauptes. Der Franzose machte sich an einen andern Wilden, um besser unterrichtet zu werden; dieser letzte aber, der ihm die nämliche Antwort gab, bat ihn, nicht weiter zu fragen. Unterdessen brachte man den Verwundeten anderswohin, und Levasseur, der gern wissen wollte, was man mit

ihm

ihm machen würde, fand ihn von einem Haufen Wilder, beyderley Geschlechts, umgeben, die ihn beweineten. Junge Mägdgen wärmten eine Art von Moose, und rieben des Kranken Leib. Endlich, nach einiger Zeit, schien er sich wieder zu erholen; und in der That hatte man ihm keinen so großen Schaden gethan. Das Oberhaupt sagte hierauf zum Levasseur, daß, wenn eine Parthey aus dem Kriege zurück käme, ohne Haarschopfe mitgebracht zu haben, das Liebste unter den Kindern des Cacique auf diese Art verwundet werden müßte, um das Andenken der von dem Feinde empfangenen Beleidigungen besser einzuprägen, und zur Rache desto mehr aufgemuntert zu werden.

Ehe ein Oberhaupt der Floridier zu Felde geht, stellt er alle seine Leute in Schlachtordnung, und verrichtet eine Ceremonie, deren er sich nach der Religion dieses Volks nicht entbrechen kann. Er fängt an, sich auf die Erde zu setzen, und seine Soldaten lagern sich in eben der Stellung um ihn herum. Alsdenn fordert er Wasser, das man ihm in einem Gefäße bringt: kaum hat er es in die Hand genommen, so scheint er in Verzuckungen zu gerathen, wie ein Besessener. Die

Augen verdrehet er im Kopfe auf eine abscheuliche Art, und kehret sie beständig gegen die Sonne. Wenn er ruhiger geworden ist, gießt er ein wenig Wasser auf die Köpfe derer, die um ihn herum sitzen; hierauf, gleichsam als ob er auf einmal wieder in eine neue Raserey verfiele, schüttet er das übrige des Wassers in ein Feuer, das zu diesem Ende angezündet wird, und schreyt aus allen Kräften: He Timagoa. Die ganze Armee wiederholet das Geschrey; und auf dieses Zeichen steht jedermann auf, und augenblicklich tritt man den Marsch an. Als ich mich nach der Auslegung dieser Ceremonie erkundigte, sagte man mir, daß während der Entzückung das Oberhaupt die Sonne um die Erhaltung des Sieges beständig anflehete, und die Inbrunst seines Gebethes wäre Ursache, daß man ihn in diesem Zustande sähe; indem er Wasser auf den Kopf seiner Soldaten gösse, thäte er Wünsche, daß sie mit den Haarschöpfen ihrer Feinde wieder zurück kommen möchten; und indem er das übrige Wasser in das Feuer schüttete, bezeugte er sein Verlangen, auch den letzten Tropfen ihres Blutes zu vergießen.

Die Sonne scheint die einzige Gottheit der Floridier zu seyn; wenigstens sind

ihr alle Tempel gewidmet: der Dienst aber, den man ihr leistet, ändert sich nach den verschiedenen Gegenden. Die Vielweiberey ist niemanden erlaubet, als den Oberhäuptern der Nation. Sie geben auch nur einer ihrer Weiber den Namen der Ehefrau: die andern sind wahre Sclavinnen, und ihre Kinder haben kein Recht zu erben. Den Oberhäuptern erweiset man bey ihrem Leben große Ehre; noch größere aber, nach dem Tode. Der Ort ihres Begräbnisses ist mit eingepflanzten Pfeilen umgeben, und der Becher, woraus sie getrunken haben, wird auf das Grab gesetzet. Das ganze Dorf weinet, und fastet drey Tage lang: die Hütte des Verstorbenen wird mit allem, was zu seinem Gebrauche diente, verbrennet, gleichsam als ob niemand nach ihm würdig wäre, solche zu besitzen. Hernach schneiden sich die Weiber die Haare ab, streuen sie auf das Grab, gehen wechselsweise täglich dreymal dahin, weinen, und fahren sechs Monate lang damit fort. Die Oberhäupter der benachbarten Flecken kommen auch in Ceremonie hin, und erweisen ihrem Bundsgenossen die letzte Ehre.

Fast die einzige Erziehung, welche man hier den Kindern giebt, besteht, ohne An-

sehen des Geschlechts, in der Uebung im Laufen. Es sind Preise für diejenigen ausgesetzt, die sich darinnen hervor thun: daher auch alle Indianer, Manns- und Weibspersonen, von einer bewundernswürdigen Geschwindigkeit sind. Man sieht sie schon eher auf dem Gipfel der höchsten Bäume, als man sie hinanklettern sieht. Sie schwimmen auch mit ungemeiner Behendigkeit; und selbst die Weiber, mit ihren Kindern, die sie in den Armen haben, setzen über die grösten Flüsse mit unglaublicher Hurtigkeit.

An Pflanzörtern haben die Spanier, benebst S. Augustino, welches seinen Ursprung ihnen zu danken hat, keine wichtigern in Florida gehabt, als S. Marco, S. Josepho, und Pansacola. Die drey letzten liegen auf der mittäglichen Seite, nach dem Golfo von Mexico zu. Diese Küste ist der Sitz der Austern, so wie die Sandbank von Terreneuve, der Sitz von Stockfischen ist. Es giebt kleine Austern daselbst von vortreflichem Geschmacke; und andere, viel grösere, aber weniger gutschmeckend, sind so häufig, daß sie Klippen, dem Wasser gleich, vorstellen, die man anfänglich für Felsen hält.

Die

Die Schanze S. Marco ist viereckig, von Steinen gebauet, und ziemlich regelmäßig befestiget. In civil- und militair-Sachen steht sie unter S. Augustino, in geistlichen aber unter Havana. Sie liegt auf einer kleinen Höhe, und ist mit Morästen umgeben. Die benachbarten Wälder und Wiesen sind voller Ochsen, und Pferde, welche die Spanier daselbst haben sich vermehren lassen. Man sieht wenige Wilde in dem ganzen Lande; ehedem aber ist es von den Apalachen bewohnet worden. Diese sonst so zahlreiche Nation besteht heutiges Tages aus wenigen Menschen. Die Spanier haben ihnen ihre Religion mitgebracht, sie aber ihrer Freyheit beraubet: sie haben sie zu Christen, und zu Sclaven gemacht; wenn es anders möglich ist, daß man ein Volk zu wahren Christen machen kann, dem man das Christenthum vorher gehäßig gemachet hat.

Die Lage von S. Josepho, seine Ufer, sein Erdreich, und alles was da herum liegt, nichts machet die Ursache begreiflich, welche die Spanier bewogen hat, sich in dieser Bay niederzulassen. Man hätte nie vermuthen sollen, Menschen daselbst zu finden, noch weniger Europäer. Eine flache, allen Winden

ausgesetzte Küste, ein dürrer, sandiger Erdboden, ein verstecktes Land, das keine Art von Handlung treiben, ja nicht einmal zu einer Niederlage dienen kann, einen solchen Ort haben sie erwählet, aus Mißgunst wider die Französischen Errichtungen in Louisiana. Die Schanze ist blos von Erde erbauet, aber mit Palissaden, und gutem Geschütze versehen. Die Besatzung ist zahlreich, der Generalstab vollständig, und fast alle Officiere haben ihre Familie bey sich. Die Häuser sind reinlich, bequem, und wohl meubliret; aber auf den Gassen wadet man im Sande bis an die Kniee. Die Damen gehn nicht aus, als in die Kirche; und dieß geschieht allezeit mit einem Aufzuge und Stolze, der ihrer Nation eigen ist.

Die Stadt S. Augustino ist der Hauptort aller Spanischen Errichtungen in dieser Provinz. Vor diesem besaßen sie eine kleine Festung, welche die Franzosen unter dem Namen Carolina erbauet hatten, und wenige Jahre hernach verloren. Heut zu Tage heißt sie S. Matthäo: es ist eben der Ort, wo die Franzosen, wie ich gesagt habe, von den Spaniern auf eine so grausame Weise ermordet wurden. Letztere haben sie

lassen

lassen von den Engländern wegnehmen, die vermuthlich bald ganz Florida bekommen werden.

Zwischen dieser Halbinsel, und den Lucayischen Inseln, ist der Canal von Bahama, über welchen wir giengen, um nach Jamaica zu kommen. Mit besagten Inseln, welche Christoph Columbus im Namen des Königes von Spanien in Besitz nahm, fieng sich die Entdeckung der neuen Welt an. Er gab ihnen den Namen der Indianer, die sie bewohnten, und welche die Spanier, ihrer Gewohnheit nach, entweder umgebracht, oder in ihre Pflanzörter zu dem Bergwerksbaue weggeführet hatten. Es ist nicht möglich, die Anzahl der Lucayischen Inseln zu bestimmen. Es sind ihrer vielleicht mehr als fünfhundert; aber die meisten so klein, daß es eher Klippen, als Inseln sind. Einige davon sind dennoch groß genug, um der Reisenden Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Besonders unterscheiden sich, Lucayeneque, als die größte; Bahama, welche der Meerenge ihren Namen giebt; Bimini, wo Ponce von Leon die berühmte Quelle, welche ihm die Kräfte, und die Annehmlichkeit einer muntern Jugend wieder geben sollte, lange Zeit gesu-

chet hat; Guanahani, die erste, wo Christoph Columbus angelandet ist, und wo die erste Zusammenkunft der alten und neuen Welt, (vergeben Sie mir, Madame, diesen Ausdruck,) vorgegangen ist; eine Zusammenkunft, von außerordentlicher Beschaffenheit, und welche große Veränderungen in beyden Welten hervorgebracht hat. Columbus, durch Pflanzung eines Kreuzes auf dem Ufer, nahm von der Insel, im Namen Sr. Catholischen Majestät, und im Angesichte der armen Einwohner, Besitz, welche nicht glaubten, daß diese heilige Ceremonie sie künftig einmal um ihre Freyheit bringen würde. Die Inseln der Märtyrer sind nichts als eine Menge Felsen, die ihren Namen von dem Anblicke haben, den sie geben: bey der ersten Ansicht nähme man sie für so viele aufgespießte Männer. Sie sind wegen der vielen Schiffbrüche berühmt geworden, die mehr als zu sehr die traurige Bedeutung ihres Namens anzeigen. Die Sandbänke, und Klippen, womit alle diese Inseln umgeben sind, machen die Anfahrt beschwerlich. Einige von ihnen sind wüste; andere werden von den natürlichen Landeseingebohrnen bewohnet; und etliche gehören den Engländern.

Unter

Unter die letztern rechnet man diejenige, die anfänglich die Insel Sayle hieß, und welche heutiges Tages, Providence, genennet wird. Verschiedene Herumläufer aus England, und aus den Englischen Colonien, begaben sich dahin, um in mehrerer Freyheit, als unter einer ordentlichen Regirung, zu leben. Man schickte ihnen einen Commendanten, der aber übel empfangen wurde: dieses lüderliche Gesindel bemächtigte sich seiner, schickte ihn nach Jamaica, und ließ sich nicht stören, die Insel ohne alle Gesetze, als was ihr Eigennutz, und Vergnügen erforderten, zu bewohnen. Niemand getrauete sich, über eine so verderbte Colonie die Aufsicht zu haben, bis endlich ein Officier, Namens Klark, sich in Ansehen zu setzen wußte. Sein Nachfolger in dieser Statthalterschaft war ein ehrgeitziger, eigennütziger, böser Mann, der die rechtschaffenen Leute verfolgte, die Bösewichter aber begünstigte, und aus der Insel einen Aufenthalt von Seeräubern, und Spitzbuben machte. Die Verjagung des Tyrannen brachte die Einwohner wieder in Ruhe, und die Colonie in Aufnahme. Man rechnet daselbst tausend oder zwölfhundert Engländer, und dreyhundert Schwarze. Die

Stadt

Stadt Nassau ist der Hauptort. Als eine besondere Merkwürdigkeit hat man uns angezeiget, daß die meisten Fische hier giftig sind. Wenn man sie ohne Unterschied ißt, so fühlet man in den Gelenken aller Glieder Schmerzen, die etliche Tage anhalten. Hat man einmal die Wirkung dieser schädlichen Fische erfahren, so spüret man eben dergleichen Schmerzen, wenn man auch von den guten ißt.

Der Handel dieser Insel besteht in nichts, als in etlichen Orangen, welche nach dem nordlichen Amerika geschickt werden. Ihren größten Gewinnst hat sie in Kriegszeiten von denen Prisen, die man dahin bringt; zu aller Zeit aber, durch den Schiffbruch, welcher sich in diesem Labyrinthe von Inseln, Felsen, und Klippen, sehr häufig ereignet. Dieß ist der einzige Vortheil, den die Engländer daher ziehen, anstatt daß sie eben so guten Zucker hier erbauen könnten, als in nur einer der übrigen Colonien. Nichts beweiset mehr, wie sehr der Unternehmungsgeist, der ihre ersten Errichtungen belebete, abgenommen hat.

Nachdem wir über den Canal von Bahama gefahren waren, kriegten wir das Cap

von

von Sed, auf der nördlichen Seite der Insel Cuba, zu sehen; und des andern Tages, mit der Sonne Aufgange, waren wir Hava-na gegen über. Bey der Einfahrt in den Haven sieht man zur Linken, auf einem Felsen, an dessen Fusse man vorbey fahren muß, eine Schanze, welche drey Batterien, mit Canonen, über einander hat: sie wird die Mohrenschanze genennet. Zur Rechten liegt eine Reihe Bastionen, die gut gebauet, und wohl unterhalten zu seyn scheinen. Die Einfahrt ist an diesem Orte nur fünf oder sechshundert Schritte breit; und wird mit einer großen Kette versperret, welche ein Schiff lange genug aufhalten kann, daß es die Canonen in Grund schießen, ehe es selbige zersprenget. Die Fahrt erweitert sich hernach bis an die Stadt; diese aber liegt an der Spitze einer Halbinsel, und ist auf der Landseite mit einer Mauer voller Bastionen verwahret. Die Lage der Stadt ist angenehm, und entwickelt sich gut, so bald man vor der Mohrenschanze vorbey ist: die Gassen sind wohl durchschnitten, der Damm ist breit, und gut unterhalten, die Häuser ziemlich hübsch, so wie die Kirchen, derer es eine große Anzahl giebt. Mit einem Worte, eine Stadt von zwanzig-

tausend

tausend Einwohnern hätte nicht mehr Ansehen; und es fehlet doch viel, daß Havana nur die Hälfte, so wohl an Spaniern, als Portugiesen, Schwarzen, und Mülatern aufzuweisen habe. Der Statthalter der Insel hat hier seine Residenz; und die Besatzung, so wohl in der Stadt, als in den Festungswerken besteht allezeit beynahe aus tausend Mann. Die besondere Schönheit der Weiber, und der lebhafte Geist der Mannspersonen würden den dasigen Aufenthalt angenehm machen, wenn die Lebensmittel nicht so ausserordentlich theuer wären. Zwey Piasters sind zur Ausgabe für jeden Tag kaum hinlänglich, insonderheit wenn die Gallionen daselbst vor Anker liegen. Kein Korn hat lange Zeit wachsen wollen, ungeachtet das Clima nicht rauh ist; daher das Brod, weil es über das Meer mußte gebracht werden, sehr theuer war. Man hat diesem Mangel durch eine nahrhafte Wurzel, welche weder Blätter, noch Saamen hat, suchen abzuhelfen; um solche nun zu erzeugen, brauchet es nichts mehr, als etliche Stücken davon in die Erde zu stecken, ohngefähr so wie man die Patatoes, oder unsere Erdbirnen, pflanzet.

Den

Den andern Tag nach unserer Ankunft in Havana, hatten wir das Vergnügen, bey der Einschiffung der Kisten mit Piastres Zuschauer abzugeben. Man schickte für mehr als dreyßig Millionen ab, für Rechnung, so wohl des Königs von Spanien, als verschiedener Privatpersonen. Die Treue und Redlichkeit, welche bey diesem Handel beobachtet wird, verdienet angemerket zu werden. Wenn die Kaufleute wegen des Preises einig geworden sind, liefern sie einander wechselsweise die Ballen mit Waaren, und die Kisten mit Gelde, ohne hinein zu sehen, oder zu rechnen, und verlassen sich lediglich auf die Lieferzettel. Man öffnet hernach die Ballen, und Kisten, in Gegenwart dazu bestimmter Notarien; und findet sich ein Irrthum, so sind die Compagnien von Lima, und Sevilien, den Interessenten gut dafür.

Die Insel **Cuba** wurde gegen das Ende des funfzehnten Jahrhunderts von Christoph Columbus entdecket; zu Anfange des sechzehnten aber unternahm Diego **Velasquez**, sie zu erobern. Einer der Häupter des Landes, der diesen Anschlag erfahren hatte, versammlete die tapfersten seiner Unterthanen, und seiner Bundsgenossen, stellete ihnen vor,

was sie von der Verfolgung der Spanier zu befürchten hätten, und munterte sie zur Vertheidigung ihrer Freyheit auf. Allein, er versicherte ihnen zugleich, daß alle ihre Bemühungen umsonst seyn würden, wenn sie nicht vorher die Gunst des Gottes ihrer Feinde zu erwerben suchten, der ein mächtiger Herr wäre, und für welchen diese grausamen Tyrannen alles zu unternehmen im Stande wären. „Hier seht ihr ihn, fuhr er fort, und wies ihnen in einem kleinen Korbe etwas Gold: dieß ist der Gott, dessen wegen sie sich so viele Mühe geben, und den sie zu suchen nicht müde werden. Sie kommen blos in der Hoffnung, ihn hier zu finden. Um seinen Schutz zu erhalten, wollen wir ihm zu Ehren ein Fest anstellen.„ Sie fiengen auch sogleich an, alle um den Korb herum zu singen, und zu tanzen.

Nach geendigter Ceremonie fuhr er in seiner Rede fort, und zeigte den Indianern, daß er keine Sicherheit für sie sähe, so lange der Gott der Spanier in ihrer Gegend wäre. „Ihr möchtet ihn verstecken, wie ihr wolltet, setzte er hinzu, und wenn ihr ihn auch verschlucktet, so würden sie euch den Leib aufschneiden, und aus dem Innersten der Einge-

weide

weide heraus holen. Ich weis nicht mehr als einen Ort, wo ihr ihn hinthun könnet, um ihn loszuwerden: dieß ist der Abgrund des Meeres. Wenn er nicht mehr wird bey uns seyn, so bin ich versichert, man wird uns in Ruhe lassen.„ Dieses Mittel schien ihnen untrüglich; und alles Gold, das sie hatten, wurde in das Meer geworfen. Sie waren aber äußerst verwundert, als sie die Spanier dem ungeachtet ankommen sahen. Sie widersetzten sich anfänglich ihrer Landung; aber auf die erste Abfeuerung des Gewehres, flohen sie nach dem Holze, wohin Velasquez sie zu verfolgen nicht für dienlich fand. Jedoch, nachdem er etliche Tage ausgeruhet hatte, wollte er sich einen Feind vom Halse schaffen, der ihm aus diesen Schlupfwinkeln beschwerlich seyn konnte, und ließ ihren Anführer so sorgfältig aufsuchen, daß er ihn gefangen bekam: um auch den übrigen, die seiner Person noch ergeben blieben, Schrecken einzujagen, mußte er seinen Widerstand durch das Feuer entgelten. Als der unglückliche Indianer an den Pfahl gebunden war, wollte ihn ein Franciscaner-Mönch bekehren, und redete ihm viel vom Paradise und der Hölle vor. „Sind in dem glückseligen Orte, wovon Ihr mich

unterhaltet, auch Spanier, fragte der Delinquent? Allerdings, antwortete der Mißionnair, sind ihrer darinnen; es sind aber lauter Fromme. Der Beste taugt nichts, erwiederte der Cacique; und ich verlange nicht an einen Ort zu kommen, wo ich auch nur einen einzigen anträfe. Ihr könntet ihrer aber vielleicht noch mehr in der Hölle finden, fuhr der Franciscaner fort. Desto besser, antwortete der Indianer; ich hätte wenigstens den Trost, sie gemartert zu sehen; und wenn es nöthig ist, will ich selbst den Henker abgeben, um sie noch mehr zu peinigen.„ Sie sehen, Madame, wie gehäßig sich die Spanier bey diesen Völkern gemachet hatten.

Die Insel **Cuba**, deren Eroberung ihnen weiter nichts als Grausamkeit gekostet hat, beträgt ohngefähr zweyhundert und vierzig Stunden in der **Länge**, von Morgen gegen Abend; und vierzig in seiner größten **Breite**, von Mittage gegen Mitternacht. Die Spanier haben sich ihrer so vollkommen bemächtiget, daß kein einziger der alten Einwohner mehr übrig ist. Das Feld ist nicht sonderlich fruchtbar; aber desto mehr Weyde findet man; und die Wälder sind voller Wildpret. Die Insel hat einen **Ueberfluß** an

Papa-

Papageyen, Rephünern, und Turteltauben: besonders aber ist sie wegen des vortreflichen Spanischen Tabaks berühmt, der in Europa unter dem Namen, Havana, bekannt ist. Sie ist in sieben Districte eingetheilet, und steht in civil-Sachen, unter dem Gerichtshofe von S. Domingo; in geistlichen aber, unter ihrem eigenen Bischofe. Uebrigens giebt es noch etliche andere Städte, Häven, und Flecken, die nichts merkwürdiges haben: wir hielten uns auch nicht lange auf, sondern wünschten, so bald als möglich nach Jamaica zu kommen. In der That langten wir auch im Mittel des Monats Juny daselbst an; und seitdem ist meine erste Sorgfalt gewesen, Ihnen diesen, und den folgenden Brief zu schreiben, welche beyde Sie zu einer Zeit erhalten werden.

Ich bin, u. s. w.

In Jamaica, den 24. Juny, 1749.

Der IIO Brief.

Jamaica.

Wundern Sie Sich nicht, Madame, wenn ich seit dem achten Tage meiner An-

kunft in Jamaica, von den Umständen dieser Insel eben so unterrichtet zu seyn scheine, als wenn ich mich lange Zeit daselbst aufgehalten hätte. Es ist dieses eine Folge von dem Umgange mit dem Herrn Shirley, einem Schottländer, mit welchem ich meine Reise unternommen habe. Er hat hier einen Oheim, dessen einziger Erbe er ist, und er kommt alle Jahre her, einen Theil der Erbschaft zum voraus einzusammlen. Er hat auch noch einen andern, in Barbados wohnhaft, wo er sich selbst verschiedene Jahre aufgehalten hat. Die vielen Reisen, die er von einer Insel zu der andern zu thun genöthiget gewesen ist, haben ihn in Stand gesetzet, die Antillischen Inseln vielleicht eben so gut, als sein Vaterland kennen zu lernen.

Den Namen der Antillischen Inseln giebt man heutiges Tages derjenigen Menge Inseln, welche unter sich eine Art von Zirkel um den Meerbusen von Mexico ausmachen. Vorher führten sie den Namen ihrer alten Einwohner, der Caraiben, welche man für die Grausamsten unter allen Wilden in Amerika hält. Diese Inseln, die von Engländern, Franzosen, und Spaniern bewohnet sind, werden in die großen und kleinen ein-

eingetheilet. Unter die erstern gehöret Jamaica, von James, welches im Englischen Jacob heißt, weil Christoph Columbus ihnen bey ihrer Entdeckung den Namen San Jago, St. Jacob, gegeben hat. Ihre Länge ist ohngefähr funfzig, die Breite aber fünf und zwanzig Stunden; und eine Kette von Bergen theilet das Land von einem Ende bis zu dem andern. Verschiedene schöne Flüsse nehmen daselbst ihren Ursprung, fließen von beyden Seiten nach dem Meere zu, machen unter Weges artige Canäle, welche die Thäler bewässern, und liefern den Einwohnern süsses und frisches Wasser, nebst Fischen von allen Arten. Keiner dieser Flüsse ist schiffbar, könnte es auch ohne ungeheuere Kosten nicht werden. Doch sind einige breit genug, den Zucker, von den Pflanzörtern bis an das Meer, auf Barken fortzuschaffen. Zwey darunter stürzen sich mit grösster Gewalt von einem Berge in einen Abgrund, laufen eine halbe Stunde weit unter der Erde weg, und kommen mit eben so vielem Geräusche wieder hervor. Die Schwarzen, wenn sie daselbst fischen wollen, verstopfen die eine Seite, gehen in die Höhle hinein, und fangen viele Fische.

Die Berge, so wie der gröſßte Theil der Insel, sind mit immer grünenden Holze bedeckt, und stellen einen beständigen Frühling vor. Die dasigen über einander haufenweise liegenden Felsen sind eine Wirkung der öftern Erdbeben, denen das Land ausgesetzt ist. Eine Menge kleine Bäche kommen da heraus, die zwischen den grünen Büschen in die Tiefen wie Cascaden fallen, und den schönsten Anblick von der Welt veranlassen. Die Thäler, wegen ihres Ueberflusses und Veränderung an Blumen und Früchten, machen eine nicht weniger angenehme Aussicht. Das Erdreich, das durch das beständige Abspülen von den Bergen gedünget wird, ist ungemein fruchtbar. Die Weyden und Triften, welche Savanen genennet werden, sind fett, und von einem vortreflichen Grün: mit einem Worte, wenn diese Insel nicht so starken Gewittern, Stürmen, und Erdbeben unterworfen, wenn die Luft nicht so warm, feucht, und ungesund wäre, so würde man dieses Land zum Vergnügen eben so sehr suchen, als es Leute aus allen Theilen der Welt wegen groſßen Gewinnstes an sich zieht. In den Flüssen halten sich Crocodille auf, und die Viehweyden und Moräste sind mit gefähr-

fährlichem Ungeziefer angefüllet. Die Hitze würde unerträglich fallen, wenn nicht ein beständiger kühler Wind blies, der sich früh gegen neun Uhr erhebt, und bis um fünf Uhr des Nachmittages anhält. Bey seinem Entstehen sieht man, wie das Meer unvermerkt in leichten Wellen beweget wird; bald darauf aber spüret man ihn an dem Ufer, wo er bis gegen Mittage gradweise zunimmt. Zwey und drey Stunden dauert er hernach mit gleicher Stärke; nach diesem fängt er an abzunehmen, und verlieret seine Heftigkeit unvermerkt; bis er endlich gegen fünf Uhr gänzlich nachläßt. Das gemeine Volk nennet ihn den Arzt; und in der That kommt ihm dieser Name zu; denn ohne diesen heilsamen Wind würde die warme und feuchte Luft Krankheiten verursachen, welche diese gesegnete Insel in eine Einöde verwandelte.

Seit dem Anfange des sechzehnten Jahrhunderts haben die Spanier Pflanzörter in Jamaica gehabt, und zu dieser Zeit drey Städte, Sevilla, Mellila, und Oristan daselbst erbauet. Einer von den Söhnen des Christoph Columbus legte eine vierte an, unter dem Namen von San Jago de la Vega. Da ihre Lage angenehmer und gesünder war,

als der drey andern, wurden selbige von ihren Einwohnern, die ihrer zuerst getroffenen Wahl entsagten, verlassen, und la Vega sah sich in weniger Zeit so volkreich, daß sie siebenzehnhundert Häuser, zwey Kirchen, verschiedene Kapellen, ja eine Abtey von Mönchen zählte. Dom Diego Colombo, der erste Statthalter der Insel, besaß den größten Theil davon; und er nahm den Titel eines Marquis de la Vega an, der auch auf seine Nachkommen fortgepflanzet worden ist: dieser ihre Grausamkeiten, und Erpressungen haben die Aufnahme der Colonie hernach verhindert. Sie folgten dem Beyspiele ihrer Vorgänger, welche das Land durch unerhörte Gewaltthätigkeiten bezwungen hatten. In wenigen Jahren brachten sie mehr als sechzig tausend der alten Einwohner um das Leben, und rotteten sie aus, so daß kaum etliche wenige übrig blieben, die sich in die Hölzer, und Höhlen versteckt hatten: ihre Tyrannen suchten sie aber auch da auf, und tödeten sie wie das Wild. Vor diesem abscheulichen Blutbade war Jamaica eine der volkreichsten der Antillischen Inseln; durch dieses Niedermetzeln aber wurde alles, ja der Name der Insel selbst, vertilget, und es blieb

niemand

niemand übrig, der das Andenken eines zahlreichen und blühenden Volkes hätte aufbehalten können.

Man muß sich über diese Barbarey um so viel mehr entsetzen, da sie sonst zu keinem Endzwecke diente, als daß die Spanier wollten Herren, und Besitzer von einem Lande seyn, welches anzubauen sie sich nicht weiter Mühe gaben. Sie überließen die Besorgniß davon ihren Sclaven, und ergaben sich allen Arten lüderlicher Ausschweifungen; sie vernachläßigten die Pflanzungen, nebst den Handel, und begnügten sich blos ihren Unterhalt zu haben, das übrige aber an die vorbeyfahrenden Schiffe zu verkaufen. Solchergestalt hatten die ersten Besitzer von Jamaica sich durch ihre **Unmenschlichkeit** des Namens als Menschen unwürdig, durch ihr **Unthätigkeit** aber für die Gesellschaft unnütze gemachet. Außer dieser Faulheit, die sie abhielt, von einem so schönen Lande Vortheil zu ziehen, brachte sie ein noch weit stärkerer Bewegungsgrund dazu, daß sie in ihrem Müßiggange beharreten. Sie sahen, daß so bald sie etwas an Vermögen erwurben, man es ihnen mit Gewalt nahm, und sie nichts behielten,

ten, als was die Statthalter für gut fanden, ihnen zu lassen.

Eine solche **Verwaltung** konnte nicht fehlen, die Colonie zu schwächen: daher die Spanier auch nicht über funfzehnhundert Personen, nebst eben so viel Sclaven, ausmachten, als **Jamaica** von den **Engländern** erobert wurde. Sie nahmen den Entschluß, sich auf die Insel Cuba zu flüchten, und ließen nur ihre Schwarzen in den Gebirgen, um den Feind zu beunruhigen: der Vicekönig von Mexico aber ließ ihnen befehlen, nach Jamaica zurück zu kehren, und verbot dem Statthalter von Havana, sie aufzunehmen; jedoch versprach er, ihnen aus allen seinen Kräften zu helfen, und ihr Schicksal zu ändern. Sie unterwurfen sich dieser strengen Verordnung, und nachdem sie sich auf die Insel wieder hatten bringen lassen, vertheilten sie sich in verschiedene Truppe, und zerstreueten sich in die Hölzer, um der Nachforschung ihrer Ueberwinder zu entgehen. Allein ihre Bemühungen, sich in ihren alten Besitzungen zu behaupten waren vergeblich; und endlich mußten sie aller Hoffnung entsagen, und sich einschiffen, um niemals wieder zu kom-

kommen. Die Sclaven fuhren noch einige Zeit fort, sich in den Gebirgen zu halten; der größte Theil aber mußte der Gewalt der Engländer nachgeben, und zuletzt dienten sie selbst wider die Spanier. Es blieben nicht über dreyßig oder vierzig, die hartnäckig genug waren, ein herumirrendes Leben in den Gebirgen zu erwählen. Als dieser Trupp durch die Entweichung etlicher anderer, die sich zu ihnen gesselleten, grösser geworden war, hatten sie die Verwegenheit, in die Thäler herunter zu kommen, und Raubereyen zu begehen. Von dieser Räuberbande ist noch heutiges Tages eine große Anzahl vorhanden; und um sie abzuhalten, ist noch kein anderes Mittel ausfündig zu machen gewesen, als Wachhäuser unten an den Bergen anzulegen. Man hat die schärfsten Verordnungen wider sie ergehen lassen; man hat die größten Belohnungen denjenigen, die sie töden würden, versprochen; man hat die auserlesenste Mannschaft, um sie zu vertilgen, ausgeschicket; aber die wider sie ausgeschickten Truppen haben mehr Verlust erlitten, als die Rebellen selbst. Die Einwohner der Insel sind daher in beständiger Unruhe, und fürchten sich, sie möch-

ten unversehens überfallen, tod gemachet, und ihre Pflanzörter verwüstet werden.

Nachdem die Engländer sich der Insel bemächtiget hatten, brachten sie ihre Errichtungen mit eben so glücklichem Erfolge, als Fleiße, in Aufnehmen, und ließen nicht nach, Leute und Lebensmittel aus England zu holen, die denn zu Vergrösserung der Colonie ungemein viel beytrugen. Die vortheilhafte Beschreibung, die man in England von der Insel machte, lockte eine Menge Leute, welche bey den innerlichen Kriegen viel gelitten hatten, an, Ruhe und Sicherheit daselbst zu suchen, die sie in dem Schooße ihres Vaterlandes nicht hatten genießen können. Cromwel unterstützte dieses Vornehmen, und war froh, Leute loszuwerden, die seine ungerechte Regirung nicht billigten. Der Oberste Dudley, ein eifriger Anhänger des Hofes, hatte die Aufsicht dazumal über Jamaica; und erhielt sich in diesem Platze, unerachtet der Protector ihn nicht gern sah. Ihm haben die Engländer ihre glücklichen Umstände in diesem Lande vornehmlich zu danken.

Im Jahre 1663, das ist, acht Jahre nach geschehener Eroberung, zählte man schon fast acht tausend Einwohner: was aber diese neue

Errich-

Errichtung am meisten beförderte, und auf einmal zu einem hohen Grade des Reichthums brachte, waren die berümten Seeräuber, die sich unter dem Namen der Freybeuter, (flibustiers,) bekannt gemacht haben, und welche ihre Zuflucht hier fanden. Diese Leute, die als Verzweifelte fochten, und ihr Geld auf die ausschweifendeste Art durchbrachten, wurden in Jamaica allezeit wohl aufgenommen. Sie brachten die erstaunenden Summen Geldes, die sie auf ihren Streifereyen, und bey Plünderung der Spanischen Pflanzörter geraubet hatten, dahin, und verthaten sie in Weine, Spielen, und Weibern. Eine ihrer Ergötzlichkeiten war, ein Faß Wein zu kaufen, dasselbe mitten auf der Gasse anzuzapfen, und die Vorbeygehenden zu zwingen, davon zu trinken: ein anderesmal machten sie sich ein Vergnügen, den Leuten nachzulaufen, sie zu bespritzen, und mit einem Regen von Weine zu bedecken, daß die Kleider davon triefeten. Es gab ihrer etliche, die in einer Nacht zwey, und dreytausend Piasters verthaten. Da man von diesen Bösewichtern in Europa viel gesprochen hat, wird Ihnen, Madame, vielleicht nicht zuwider seyn, sie näher zu kennen. Folgendes ist fast wörtlich,

was

was der Herr Shirley mir von ihrem Ursprunge, ihren Sitten, Gesetzen, ihrer Lebensart, und von denjenigen, die sich unter ihnen am meisten hervorgethan haben, erzählet hat.

„Diese Menschen, die das Spanische Amerika während, der Hälfte des siebenzehnten Jahrhundertes mit Blute überschmemmet haben, waren grösstentheils beherzte Straßenräuber, Franzosen, und Engländer, die wegen großer Verbrechen aus ihrem Lande hatten entweichen müssen. Nachdem sie sich vereiniget, und die nördliche Küste der Insel S. Domingo von den Spaniern fast gänzlich verlassen gefunden hatten, ergriffen sie diese Gelegenheit, sich dahin zu flüchten. Sie lebten mitten unter dem Rindviehe und Schweinen, davon die Felder und Wälder voll waren, sehr reichlich. Man gab ihnen anfänglich den Namen der Boucanierer, weil sie zusammenkamen, um zu boucaniren, das heißt, das Fleisch derer Thiere, die sie getödet hatten, nach Art der Wilden, zu räuchern. Sie wurden aber diese Lebensart bald satt, und erwählten lieber, Seeräuber abzugeben. Alles was sie wegnehmen konnten, ohne Ansehen, wem es gehörte, war für sie ein guter Fang. Sie bemächtigten sich

der

der kleinen Insel Tortuga; und in eben diesem Jahre fiengen sie an berühmt zu werden, unter dem Namen der Freebooters, (Freybeuter,) einem Englischen Worte, welches Kaper, Corsare, und überhaupt einen jeden bedeutet, der zu Felde geht, um zu plündern. Aus diesem Worte haben die Franzosen hernach Flibüstiers gemachet.„

„Nichts war schwächer als der Anfang dieser fürchterlichen Miliz. Ihre ersten Herumschweifer hatten weder Schiffe, noch Geschütz, noch Steuermänner; allein ihre Herzhaftigkeit, und ihr guter Kopf fanden Mittel, sich zu helfen. Um sich genauer zu verbinden, errichteten sie unter sich kleine Gesellschaften, und nenneten sich, Brüder von der Küste. Jede Gesellschaft kaufte sich ein Boot, welches fünf und zwanzig, oder dreyßig Mann tragen konnte. Unter dieser Ausrüstung trachteten sie anfänglich nur etliche Fischerbarken zu überfallen. War der Erfolg ihrer Kühnheit glücklich, so kehrten sie nach Tortuga zurück, vergrößerten ihren Trupp, und schickten sich zu wichtigern Unternehmungen an.„

„Das sonderbareste war die Einrichtung, die sie unter sich gemacht hatten, die Beute

zu theilen: nichts aber war zu gleicher Zeit geschickter, den Muth, den sie bey allen ihren Unternehmungen blicken ließen, zu vermehren. Die vorgeschriebene Ordnung bey dergleichen Austheilungen war folgende: „derjenige, der eine Spanische Fahne von einer Festung wegnehmen, und die Englische Flagge dafür aufstecken wird, empfängt, außer seinem Antheile, funfzig Piasters. Derjenige, der einen Gefangenen bringen wird, zu der Zeit, wenn man Kundschaft von dem Feinde einzuziehen nöthig hat, bekommt, außer seinem gewöhnlichen Antheile, hundert Piasters. Die Grenadiere, für jede Grenade, die sie in die Festung werfen werden, erhalten fünf Piasters.„ Ehe sie auf ihre Kapereyen ausliefen, wählten sie unter sich einen Anführer, der aber keine andere Gewalt hatte, als in dem Treffen zu commandiren, mit dem Vorzuge, einen doppelten Antheil von der Beute zu nehmen. Der Wundarzt wurde auf allgemeine Kosten bezahlet; und die Belohnungen der Verwundeten wurden von dem Ganzen zuvor weggenommen. Man richtete selbige nach Beschaffenheit der Wunde ein; das heißt, man gab, zum Beyspiele, sechshundert Thaler, oder sechs Sclaven, demjenigen,

nigen, der ein Bein oder ein Auge verloren, und doppelt so viel dem, der beydes eingebüßet hatte. Dieses nenneten sie unter sich, dem Camaraden ein gutes Loos zutheilen. Diese treulich beobachteten Gesetze trugen viel bey, diesen Wagehälsen eine fast romanenhafte Kühnheit einzuflößen, wodurch sie Dinge unternahmen, derer Ausführung über menschliche Kräfte zu gehen schienen.„

„Ungeachtet die Freybeuter anfänglich auf alles losgiengen, was ihnen in den Weg kam, so waren doch die Spanier der hauptsächlichste Gegenstand ihrer Raubereyen. Sie gründeten das Recht ihres Hasses wider diese Nation auf die verweigerte Freyheit, auf ihren Inseln zu fischen, und zu jagen, welche, wie sie sagten, natürlichen Rechtes wäre; und da sie nach diesem angenommenen Grundsatze sich weiter kein Gewissen machten, giengen sie niemals zu Schiffe, ohne vorher öffentliche Gebethe angestellet zu haben, worinnen sie den Himmel um einen glücklichen Erfolg ihrer Unternehmung anfleheten, so wie sie auch nicht ermangelten, ihm nach erhaltenen Siege, feyerliche Dankgebethe zu bringen. Viele bildeten sich ein, sie wären von Gott berufen, die Spanier, wegen ihrer an den Einwohnern

der neuen Welt ausgeübten, unerhörten Grausamkeiten, zu bestrafen. Man hat einige dieser Herumschweifer gesehen, die ohne Absicht auf Lüderlichkeit oder Eigennutz, blos aus Erbitterung, Krieg wider sie geführet haben. So sehr waren die Spanier durch ihre verübten Grausamkeiten in der ganzen Welt gehäßig geworden. Ein Edelmann aus Languedoc, Namens **Montbars**, hatte von der zartesten Jugend an einen solchen Abscheu wider sie bekommen, daß er zuweilen schien in Raserey darüber zu gerathen. Man erzählet, daß da er noch auf der Schule war, und in einem Schauspiele die Rolle eines Franzosen, der mit einem Spanier Streit bekam, zu spielen hatte, er bey Aufführung des Stückes sich dergestalt entrüstete, daß er den, welcher den Spanier vorstellte, ohne geschwind herbey gekommene Hülfe, umgebracht hätte. Da er nichts als Gelegenheit suchte, seinen Haß wider diese Nation auszulassen, so gieng er zu Schiffe, die Spanier auf eben den Küsten zu verfolgen, welche sie so oft mit dem Blute der Indianer besudelt hatten, und es ist unglaublich, was für Schaden er ihnen zugefüget hat. Er hat auch den Zunamen des Vertilgers, davon getragen; doch sagt man,

er

er habe niemals einen unbewafneten Menschen getödet, und man könne ihm Raubereyen und Schandthaten, wodurch die Freybeuter sich sonst so verabscheuungswürdig gemachet haben, nicht Schuld geben.„

„Tag und Nacht waren diese Herumstreicher allem Ungemache der Witterung ausgesetzet; und vermöge der bey ihnen eingeführten Unabhängigkeit konnten sie keinen Zwang leiden, daher der eine sang, wenn der andere schlief. Die Furcht des Mangels an Lebensmitteln, war niemals eine Ursache, ihre Vorräthe zu sparen; und sie sahen sich oft aufs äußerste gebracht. Kam es dazu, sich Unterhalt zu verschaffen, so benahm ihnen der Hunger die Vorstellung der Gefahr. Der Anblick eines grössern und bequemern Schiffes machte sie bis zur Entzückung begierig; sie griffen es ohne weiteres Nachdenken an, und ihre Gewohnheit war, sich gleich an das feindliche Schiff anzulegen. Vielmals wäre eine einzige Salve hinlänglich gewesen, sie in Grund zu schießen; aber ihre kleinen Schiffe ließen sich leicht regiren, und zeigten sich nie anders, als mit dem Vordertheile; dieses aber war mit Mannschaft besetzet, welche in die feindlichen Schießlöcher feuerte, und die

Constabler in Unordnung brachte. Wenn sie einmal ihre Haken angeworfen hatten, so konnte nichts, als ein außerordentliches Glück, auch das größte feindliche Schiff retten. Die Spanier, welche sie als Teufel ansahen, und auch so nenneten, zitterten, wenn sie sie in der Nähe sahen; sie ergaben sich, und baten um ihr Leben. War nun die Beute wichtig, so erhielten sie es; wurde ihre Begehrlichkeit aber nicht gestillet, so stürzten sie die Ueberwundenen aus Widerwillen in das Meer. Sie führten das eroberte Schiff nach Tortuga, oder in einen der Häven von Jamaica. Ehe sie theilten, hub jeder die Hand in die Höhe, und betheuerte, daß er alles Erbeutete zur allgemeinen Masse gebracht habe. Wurde nun jemand eines falschen Eidschwures überführet, so ermangelte man nicht, ihn bey der ersten Gelegenheit auf einer wüsten Insel abzusetzen, und seinem unglücklichen Schicksale zu überlassen.„

„Nach geschehener Austheilung der Beute dachte man an nichts, als sich lustig zu machen; und die Ergötzlichkeiten hörten nicht auf, als mit dem Ueberflusse. Alsdenn ging man wieder zur See, und ließ es sich zu gleichem Endzwecke wieder sauer werden, das

heißt,

heißt, man suchte etwas zu erbeuten, um sich aufs neue lustig zu machen. Obgleich die Religion nicht dasjenige war, was ihnen am meisten am Herzen lag, so schienen sie doch bey Gelegenheit einen Ruf dazu zu fühlen; denn sie ließen sich, zum Beyspiele, niemals in ein Treffen ein, ohne sich vorher umarmet, und einander die kräftigsten Versicherungen ihrer Versöhnlichkeit gegeben zu haben. Sie gaben sich so gar derbe Stöße auf die Brust, als wenn sie dadurch einen Schmerz erwecken wollten, den sie innerlich nicht fühlten. Waren sie der Gefahr entgangen, so verfielen sie wieder in das vorige üppige Leben, in Schandthaten und Raubereyen. Kurz, mit Ausnahme einer gewissen unter ihnen herrschenden Neigung zur Ehrlichkeit, und ohne daß man ihnen vorwerfen kann, Menschenfleisch gegessen zu haben, so sind wenige Barbarn böser, und viele Wilde es nicht so sehr gewesen.„

„Die Küsten, welche diese Corsaren am meisten heimsuchten, waren der Spanier Besitzungen in dem Mexicanischen Meerbusen. Auch griffen sie selten die Schiffe an, welche von Europa nach Amerika kamen, weil selbige Waaren geladen hatten, die ihnen nur

hinderlich gewesen wären; auf dem Rückwege aber suchten sie selbige auf, wenn sie versichert waren, Gold, Silber, Edelsteine, und alle kostbare Erzeugungen der neuen Welt darauf zu finden. Sie verfolgten gemeiniglich die Gallionen bis an den Ausgang des Canals von Bahama, und wurde alsdenn eines von den Schiffen der Flotte durch Sturm, oder andere Zufälle zurück gehalten, so war dieß ein Fang, der ihnen nicht leicht entgieng. Einer ihrer Schiffscapitaine, Namens Peter le Grand, von Dieppe gebürtig, entführte einen Viceadmiral der Gallionen, und brachte ihn nach Frankreich. Der Corsare hatte nicht mehr als acht und zwanzig Mann bey sich, und vier kleine Kanonen. Er legte sich an den Bord des Spanischen Schiffes, und schoß das seinige in Grund: diese Verwegenheit schreckte die Feinde dergestalt, daß niemand da war, der sich ihm widersetzte, als er in das Zimmer des Viceadmirals drang, der eben saß, und spielte: er setzte ihm das Pistol auf die Brust, und zwang ihn, sich auf Gnade zu ergeben. Ein Holländer, den man den Brasilianer nennete, hatte ebenfalls wider die Spanier einen unversöhnlichen Haß, dem er sich mit der grausamsten Wuth über-

überließ. Diejenigen, die in seine Hände fielen, wurden lebendig verbrennet, oder mußten unter unsäglichen Schmerzen sterben, indem er sie durch angezündete, und unter die Arme gesteckte Dachte, nach und nach verzehren ließ. Unter dergleichen Grausamkeiten schweifte er viele Jahre mit beständigem Glücke herum: ja seine eigenen Camaraden fürchteten sich, über welche er eine solche Gewalt gewonnen hatte, daß sie niemals den geringsten Aufstand gewaget haben.„

„Die Spanier waren dieser Raubereyen halber außer sich, und glaubten sich zu helfen, wenn sie die Anzahl ihrer Kauffahrteyschiffe verringerten. Sie bildeten sich ein, die wenigere Gelegenheit, Beute zu machen, würde die Seeräuber von ihrer Lebensart abbringen. Allein, sie betrogen sich: denn, da letztere keinen reichen Fang mehr auf der See thun konnten, entschlossen sie sich, die Küsten zu plündern; und sie thaten es mit gutem Erfolge. Derjenige, der das erste Beyspiel gab, hieß der Schotte. Er bemächtigte sich der Stadt Campeche, plünderte sie aus, ließ sich zu ihrer Loskaufung erstaunende Summen bezahlen, und verließ sie. Zu eben der Zeit nahm Mansfeld die Insel St. Catha-

rine weg, und trug ein unermeßliches Geld davon. Doch derjenige, der den größten Schaden that, war Johann Davis, von Jamaica. Nachdem er eine spanische Stadt geplündert, und ihre vornehmsten Einwohner getödet, oder zu Gefangenen gemacht hatte, kam er mit einer Beute von funzigtausend Piasters zurück. Der Ruf von seiner Tapferkeit verbreitete sich über alle dortige Küsten, und man redete von nichts, als von seiner Kühnheit. Sein Trupp wuchs so ansehnlich, daß er im Stande war, eine Flotte von sieben Schiffen auszurüsten, darüber er Befehlshaber wurde, und S. Augustino, in Florida, angriff. Dieser Haven hatte zweyhundert Mann Besatzung. Er stieg daselbst an das Land, bemächtigte sich ihrer mit dem Degen in der Faust, machte alles nieder, und nachdem er den Ort geplündert hatte, zog er sich ohne den geringsten Verlust zurück.„

„Ein noch viel außerordentlicherer Mensch, als alle vorige, ist der berühmte Morgan gewesen, aus dem Fürstenthume Wales, in England, von niedriger und unbekannter Herkunft. Ohne Kenntnisse, ohne Vermögen, von seiner Tapferkeit allein unterstützet, gelangete er aus dem Stande eines Corsaren,

zu der Würde eines Unterstatthalters von Jamaica. Bey ausgeführten unglaublichen Thaten, bemächtigte er sich mit weniger Mannschaft verschiedener Städte, erlegte viele Tausende seiner Feinde, verbreitete das Schrecken seines Namens bis in die entferntesten Gegenden, und machte, daß die Vicekönige, selbst an der Spitze ihrer Armeen, zitterten. Gleich bey seiner Ankunft in Jamaica gab er in der schändlichen Handthierung, die das Armuth ihn zu ergreifen genöthiget hatte, Proben seiner guten Haushaltung und Aufführung. Er sah mit größtem Widerwillen die ausschweifende Lebensart seiner Camaraden, als welche bey ihren sehr einträglichen Kapereyen, wegen närrischer Verschwendung, in dem äussersten Elende waren. Seine Ersparung setzte ihn in den Stand, ein Schiff auszurüsten; und seine Unternehmungen machten ihn so vortheilhaft bekannt, daß Mansfeld, ein alter Corsare, der eine zahlreiche Flotte errichtet hatte, ihn zu seinem Viceadmirale erwählete. Als er an der Insel S. Catharina angelandet war, griff er das Schloß mit solcher Gewalt an, daß der Gouverneur, nebst der Besatzung, sich ergeben mußten. In weniger als zweyen Monaten hatte er mehr als

zwölf

zwölf Schiffe, und sieben oder achthundert Mann, unter seinem Commando. Er that eine Landung auf der Insel Cuba, hieb die Spanier nieder, bemächtigte sich Puerto del Principe, trug eine unermeßliche Beute davon, besudelte aber alle seine Thaten durch Barbarey, und Gewaltthätigkeiten.„

„In dem nächsten Feldzuge belagerte er Porto-Bello. Als man ihm die Schwierigkeit eines dergleichen Unternehmens, mit so wenigen Leuten, vorstellete, antwortete er: wenn unsere Mannschaft gering ist, ist unser Muth desto grösser; und je weniger unserer sind, desto ansehnlicher fallen die Theile der Beute aus. Die Hoffnung sich zu bereichern, vernichtete die Furcht vor der Gefahr. Die Geschichte hat kein Beyspiel einer kühnern Unternehmung aufzuweisen. Bey der ersten Annäherung forderte man den Gouverneur auf; und nach erfolgter abschläglichen Antwort, ließ Morgan Sturm laufen, und eroberte das Schloß. Hierauf ließ er alle Spanier an einen Ort zusammenbringen, steckte ein Pulvermagazin an, und sie mußten alle auf diese Art umkommen. Ohne Zeit zu verlieren, marschirte er nach der Stadt, wo er alles in größter Unordnung und Verwirrung an-

antraf: er zwang die Nonnen und Mönche, die Sturmleitern bis an den Wall eines andern befestigten Werkes zu tragen, dessen er sich noch nicht bemächtiget hatte. Diese schrien dem Gouverneur zu, er solle der Gewalt nachgeben; allein, unerachtet des Respects, den man für dergleichen Art Leute in Spanien hat, bekamen sie keine andere Antwort, als eine ganze Lage Canonenschüsse, die den meisten dieser Unglücklichen das Leben kostete. Wie unsere Corsaren sich des Platzes bemeistert hatten, überließen sie sich ihren gewöhnlichen Gewaltthätigkeiten; da war nichts als Mord und Schändung; und endlich kehrten sie, mit etlichen Millionen beladen, nach Jamaica zurück. Vier oder fünfhundert Mann, derer einzige Waffen der Degen und das Pistol waren, griffen an, und überstiegen eine sehr feste, sehr volkreiche, mit einer starken Besatzung versehene Stadt, und der es an keiner Art von Kriegsgeräthschaft fehlte. Dergleichen Züge von unglaublichen Unternehmungen findet man auf jeder Seite der Geschichte dieser Wagehälse. Bey ihrer Ankunft auf der Insel, wurden sie von den Angesehensten mit Freundschaftsbezeugungen überhäufet, unterdessen daß die übrigen Einwohner

wohner sich unter tausend Anlockungen bemüheten, sie um ihre Schätze zu bringen.„

„Allein, neue Kapereyen brachten neuen Reichthum. Der Gouverneur von Jamaica gab Morgan ein Schiff von zwey und dreyßig Kanonen, mit welchem dieser verschiedene spanische Städte angriff, einnahm, und plünderte, worunter hauptsächlich Panama war, die mit Feuer und Schwerd verheeret wurde. Die Häuser, davon die meisten von Cedernholze waren, wurden angesteckt, und diese blühende Stadt, die wegen ihrer Pracht, Reichthum, und Menge an Gebäuden, alle andere in Indien übertraf, wurde in einem Tage in Asche verwandelt. An allen Oertern, wo diese Räuber hinkamen, fand man Spuren ihrer Wildheit und Barbarey. Um die Ueberwundenen zu zwingen, daß sie ihre Schätze entdeckten, band man ihnen die Daumen und Zehen zusammen, und hieng sie damit an starke in die Erde gegrabene Pfähle auf: die Schwere des an diesen schwachen und zarten Gliedern frey hängenden Körpers machte, daß sie die entsetzlichste Marter ausstehen hatten. Hernach setzte man ihnen ungeheuere Gewichte auf die Brust, und zündete unter ihnen Palmenblätter an, daß sie

von

von dem Rauche ersticken mußten. Einige hieng man an den allerempfindlichsten Theilen des Leibes auf, und ließ sie in dieser erschrecklichen Stellung, bis sie, durch ihre eigene Schwere abgerissen, auf die Erde fielen, und unter den heftigsten Schmerzen sturben. Man will behaupten, Morgan hätte an diesen Grausamkeiten keinen Theil gehabt, er hätte sich nur bey denen Heldenthaten, welche diese unbändige Miliz verewiget haben, hervorgethan. Bey den allergefährlichsten Gelegenheiten ließ er seinen Leuten einen Eid ablegen, daß sie nicht um Gnade bitten, sondern den Tod, aller Art von Vergleiche, vorziehen wollten. Kaum hatte er einen neuen Anschlag, den er im Sinne führte, kund gemacht, so kamen die Leute haufenweise, und wollten ihm folgen, in Hoffnung, Theil an der Beute, der einzigen Triebfeder ihrer Seefahrten, zu haben. Morgan brachte, von Panama nach Jamaica, hundert und fünf und siebenzig Maulthiere, mit Gold, Silber, und andern Reichthümern beladen, zurück.„

„Unterdessen wurden viele Vorstellungen von dem Spanischen Hofe dem Englischen gethan, worinnen man sich über den Statthalter dieser Insel beschwerete, daß er die Seeräuber

räuber begünstigte. Diese Klagen fanden Gehör, der Gouverneur wurde zurück berufen, Morgan aber konnte sich nicht anders, als durch Geld aus dem Handel ziehen. Weil er über diesen Vorfall verdrüßlich wurde, wendete er das, was ihm an Vermögen noch übrig blieb, an, einen Pflanzort zu kaufen, den er anbauete, und wo er lebete. Seit der Zeit hatte seine Lebensart nichts mehr von der Rauhigkeit der Corsaren; und er erfüllete alle gesellschaftliche Pflichten mit dem genauesten Anstande. Seine gute Aufführung erwurb ihm die Hochachtung und Freundschaft der Vornehmsten von der Insel, und man gab ihm eine Stelle in der Rathsversammlung. Der König von England machte ihn hernach zum Ritter; endlich wurde er Unterstatthalter von Jamaica, und verwaltete diese Stelle zum Vergnügen aller Einwohner. Er empfieng Befehl, sich den Capereyen der Freybeuter mit aller Macht zu widersetzen: von dem Augenblicke an, sah man den berühmtesten Seeräuber, dessen in der Geschichte jemals Erwähnung geschehen ist, auf seine Mitbrüder losgehen, sie ohne Gnade verfolgen, und es dahin bringen, daß sie vertilget wurden. Seine Verdienste, und sein Reich-

thum erweckten ihm Feinde, welche an dem Hofe in England seine alten Vergehungen wieder hervor suchten. Man stellte ihn, wegen seiner Capereyen aufs neue zur Rede. Er mochte anführen, wie er wollte, daß er sie mit Genehmhaltung des Statthalters, und Rathes unternommen hätte, so wurde er nicht weniger, auf Befehl des Ministers, nach England gebracht. Man beschuldigte ihn keines Verbrechens, dennoch aber wurde er in das Gefängniß gesetzet, und fand daselbst kein Gehör, sich zu rechtfertigen. Diese Begegnung, und der daher entstandene Verdruß, thaten seiner Gesundheit Schaden, und er verfiel in eine Art von Entkräftung, darüber er sturb. Dieses ist das Ende des berühmten Morgan, das Schrecken der Spanier; ein Mann, welcher Dinge ausgeführet hat, die über alles gehen, wodurch jemals eine Nation sich in der Tapferkeit hervorgethan hat. Allein, weil seine Thaten allezeit mit dem unauslöschlichen Schandflecke der Seeräuberey bezeichnet waren, so wird er nie anders als ein Vertilger des menschlichen Geschlechts, als ein Bösewicht angesehen werden, der sich durch Gewaltthätigkeiten, Raubereyen, und durch sein großes Glück unterschieden hat. Er genoß

dem ungeachtet Schutz; davon ich Ihnen die Ursache gesagt habe: der Corsaren Macht und Tapferkeit dienten, dem Ansehen der Spanier das Gleichgewicht zu halten, in Ländern, wo letztere reicher und mächtiger waren, als die Engländer.„

„Eine noch letzte **Ursache** des anfänglichen **Zunehmens** der Insel unter der Englischen Regirung, fuhr Herr Shirley fort, war die Entlaufung der Sclaven, welche sich zu unsern Truppen gesselleten, und wider ihre vorigen Herren fochten. Die Grausamkeiten, welche die Spanier an ihnen ausübeten, hatten sie wider diese ihre Tyrannen dergestalt aufgebracht, daß sie zu ihrem Verderben alles mögliche beytrugen, und sich als ihre ärgsten Feinde erklärten. Unter andern war einer, dessen Haß sich am deutlichsten ausnahm, und der mit eigener Hand mehr als zehn Spanier erlegte. Die Ursache seiner Wuth war Eifersucht, und Rache. Er war mit einer jungen Schwarzen verheurathet, die er außerordentlich liebte, von ihr sehr geliebet wurde, und verschiedene Kinder von ihr hatte. Nichts kam beyder Glücke bey, wenn man anders im Sclavenstande glücklich seyn kann, als ihr Herr diese zärtliche Gattinn den Armen ihres

Mannes

Mannes auf die grausamste Art entriß, und sie so gar in dessen Gegenwart zwang, seinen Willen zu thun. Der Mann gieng vor alle Gerichtshöfe, um sich Recht zu verschaffen; seine Bemühungen aber dienten zu nichts, als sich die härtesten Züchtigungen zuzuziehen: er erlitt sie mit Geduld, war aber fest entschlossen, sich zeitlich oder spät zu rächen. Er fand Mittel, mit seiner unglücklichen Frau zu sprechen; und in dieser Unterredung bezeugte er ihr, wie sehr er bedauerte, sie zu verlieren; setzte aber hinzu, daß ihre beyderseitige genossene Zufriedenheit sich auf immer endigen würde, weil sie, unerachtet ihrer Unschuld, einen Schimpf erlitten hätte, der niemals zu tilgen wäre, und sie ihre erste Tugend nicht wieder bekommen könnte. Allein, fuhr er fort, wenn ich eine verunehrte Frau nicht wieder zu mir nehmen kann, so werde ich auch nicht einwilligen, sie in den Armen eines andern zu sehen. Bey diesen Worten umarmte er sie, und stieß ihr einen Dolch in das Herz. Auf diese Art, fuhr er fort, bedient sich dein unglücklicher Mann seines Rechts, das er über dich hat. Er zerfloß dabey in Thränen, und ließ sie nicht aus seinen Armen, bis sie den letzten Seufzer von sich gab. Gleich dar-

auf nahm er die Flucht, und rettete sich in das Lager der Engländer. Er diente uns, sagte Herr Shirley, in allen Schlachten wider die Spanier, und besonders in derjenigen, die uns den Besitz der Insel versichert hat. Der Anblick seines ehemaligen Herrn verdoppelte seinen Grimm, und er lief wie ein Wüthender auf ihn zu: als er sich ihm in dem Gemenge genähert hatte, wurf er ihm seine Grausamkeit vor, und mit eben dem Dolche, womit er seine Frau umgebracht hatte, versetzte er ihm einen so heftigen Stich, daß er zu seinen Füssen tod hinfiel. Er opferte seiner Rache noch mehrere Spanier auf, und focht so beherzt, daß der General ihm die Freyheit, und zugleich das Eigenthum eines Stückes Landes schenkte, wo er ruhig, aber in einer Betrübniß lebte, die er niemals hat überwinden können.„

Man kann zu den günstigen Vorfällen, welche die Bevölkerung dieser Insel befördert haben, noch rechnen, daß die Engländer sich ihrer Ansprüche auf Surinam begaben, und es den Holländern überließen. Sie hatten eine Colonie daselbst, welche sie, zufolge dieser Abtretung, nach Jamaica brachten. Sie bestund aus tausend, oder zwölfhundert

Per=

Personen, die alle arm, krank, und ohne Hülfe waren. Man wies ihnen hier einen gewissen Strich Landes an, wo sie sich durch ihren Fleiß in die besten Umstände versetzt haben. Die wichtigsten Ländereyen auf der Insel sind heutiges Tages in den Händen ihrer Nachkommen, so wie die angesehensten und einträglichsten Aemter.

Viele Einwohner von Barbados wurden durch die Annehmlichkeit dieses Landes angelocket, und kamen die Anzahl der Jamaiker zu vermehren. Sie unterrichteten sie in der Art und Weise, den Zucker anzubauen, und zu machen. Diese Kenntniß war den Eiländern um so viel vortheilhafter, da der Cacao, die einzige Pflanze, welche die Spanier mit Sorgfalt gezogen hatten, zu der Zeit der Engländer anfieng in Verfall zu gerathen, ohnfehlbar, weil man nicht damit umzugehen wußte. Und in der That, der Cacao, den letztere daselbst gepflanzet haben, ist niemals dem von ihren Vorgängern, den man dazumal als einen der vorzüglichsten Artikel ihrer Handlung ansah, gleich gekommen. Der Gewinn, den diese Landeserzeugung versprach, ist eine der Ursachen, warum die Engländer sich, nach Eroberung dieser Insel, so häufig

dahin begeben haben. Von diesem Zweige der Handlung ist heutiges Tages kaum noch etwas übrig; bey seiner Ermangelung aber hat man sich auf den Anbau des Zuckers, und Indigo geleget, welcher einträglicher ist.

Ein anderer Product der Insel ist der Piment, oder der Jamaikanische Pfeffer. Der Baum, worauf er wächst, hat mehr als dreyssig Fuß Höhe; er ist von schönem Wuchse, von mittelmäßiger Stärke, und mit einer grauen, glatten Rinde umgeben. Von allen Seiten treibt er eine Menge Zweige, mit breiten Blättern von schöner grünen Farbe, die den Lorberblättern gleichen. Die Blumen stehen büschelweise an den Spitzen der Zweige, und nach den Blumen kommen Körner, die ein wenig größer sind als die Wacholderbeeren. Anfänglich sind sie klein und grünlich, wenn sie aber reif werden, sehen sie schwarz, und glänzend aus. Man nimmt sie ab von dem Baume, wenn sie noch grün sind, und legt sie in die Sonne, bis sie braun werden, und alsdenn kann man sie brauchen. Dem Geruche und Geschmacke nach, haben sie etwas von der Würznelke, vom Wacholder, Zimmet, und Pfeffer: man nennet sie daher auch im Englischen, All-Spice, (allerley Gewürze,)

weil

weil sie von allen ein wenig haben. Man hält sie für die beste, gelindeste, und am wenigsten schädliche Würze. Diejenigen, welche damit handeln, gehen mit ihren Sclaven in die Hölzer, und schlagen so viel Pimentbäume um, als zu finden sind, damit sie die Frucht leichter abnehmen können. Solchergestalt bekommt man den Pfeffer von Jamaica in Europa nicht zweymal von eben demselben Baume. Die Engländer brauchen ihn sehr zu ihren Brühen, und behaupten, er stärke den Magen, befördere die Verdauung, heitere den Geist auf, und vermehre die Bewegung des Blutes.

Außer dem Piment, findt man auch hier den **wilden Zimmerbaum**, dessen Rinde in den Apotheken gebraucht wird: den **Monconilier**, dessen Frucht einem kleinen Apfel gleichet, und ein sehr feiner Gift ist: den **Krautbaum**, dessen Holz so hart ist, daß es die eisernen Werkzeuge stumpf machet: den **Seifenbaum**, davon man die Blumen brauchen kann, wie ordentliche Seife; das **Brasilienholz**, den **Gayac**, den **Cassien-** und **Tamarindenbaum**, u. a. m. Es giebt Jahre, wo man aus Jamaica mehr als zwanzigtausend Fässer Zucker ausführet, davon

jedes mehr als sechzehn Centner wiegt; vier tausend Fässer **Rum**, der einzige, dessen man sich in England bedienet, und der für den besten aller Antillischen Inseln gehalten wird.

Der **Rum** ist eine Art von Brandwein, der von dem Schaume des Zuckers, und von dem Marke, das unten in den Kesseln bleibt, worinnen der Zucker gesotten worden ist, gemachet wird. Er wird hier in so großer Vollkommenheit abgezogen, daß ohne ein wenig Schärfe, oder einen brandigen Geschmack, den man ihm nicht völlig benehmen kann, er unsern abgezogenen Wassern in Frankreich nichts nachgeben würde. Der Vertrieb davon, in den Engländischen Colonien von Nord-Amerika, ist erstaunend.

Der **Zucker**, der auf hiesiger Insel gemachet wird, ist weisser, und hat einen schönern Glanz, als der von Barbados. Dieser Vorzug hat einen Einfluß auf die Eigenschaft des Rum, und des Syrop, welche davon abgezogen werden. Der **Caffe** ist nicht sonderlich, unerachtet viele Leute glauben, daß wenn er zwey oder drey Jahre aufbehalten werde, er eben so gut sey, als der von Mocca. Die **Baumwolle**, und der **Ingwer**, machen noch einen andern Theil der Ausführung

von

von Jamaica aus. Der Ingwer wird auf zweyerley Art versendet, eingemacht, oder roh, wie er aus der Erde kommt. Sie wissen, daß dieses Gewürze nichts anders als die Wurzel einer niedrigen Pflanze ist, die das besondere hat, daß wenn sie auch ausgerissen wird, doch noch fortwächst, man müßte sie denn durch die Schwarzen abschaben lassen. Diejenigen, welche zu dieser Arbeit nicht genug schwarze Sclaven haben, sehen sich genöthiget, sie in siedendem Wasser zu brühen; doch ist diese Art von Zubereitung nicht so gut, als die erste.

Man zieht auch aus Jamaica viele so wohl rohe, als gegerbte Häute, und ihre Zurichtung übertrifft die Englische. In einer Zeit von sechs Wochen kann man sie brauchen. In den Wäldern trifft man unzählige Heerden von Pferden, Eseln, und von Rothwildprete an, die sich, so zu sagen, der Flinte des Jägers darbieten. Es wird auch Tabak gepflanzet; er ist aber nur von mittelmäßiger Güte, und wird von den Schwarzen gebraucht. Die Wälder liefern gute Hölzer zum Färben, und für die Kunsttischer. Die Flüsse, und Küsten sind mit Fischen überhäuft: die Schildkröte, wegen ihres wohl-

schmeckenden, und vortreflichen Fleisches, hat den Vorzug vor allen andern Fischen, die man daselbst fängt. Es werden ihrer sehr viele zum Geschenke nach England geschickt. Drey große Hälter zum Meersalze, setzen die Einwohner in den Stand, jährlich bis hunderttausend Scheffel Salz zu machen: ja man könnte dessen eine so große Menge haben, daß alle benachbarte Inseln damit versehen würden.

Einer der wichtigsten Artikel der Handlung auf dieser Insel ist das Campeschenholz, das aus Mexico, und von Terra firma kommt. Der Schleichhandel, der mit diesem Holze getrieben wird, hat viele Verdrüßlichkeiten zwischen den Höfen von Madrid, und London veranlasset, welche endlich in einen offenbaren Krieg ausgebrochen sind. Sonst fälleten die Engländer dieses Holz in der Bay von Campesche, woher es auch den Namen bekommen hat; allein, die Spanier haben sie da weggetrieben, sich daselbst fest gesetzet, und Schanzen angeleget. Dieß hat die Engländer bewogen, das Holz mit Gewalt zu holen. Wenn ihre Schiffe anlanden, so thun sie einen Kanonenschuß, um ihre Ankunft zu melden; alsdenn erscheinen die Holzschläger,

schläger, die ihre Scheite gegen abgezogene Wasser, Maderawein, Leinwand, Hüte, Schuhe, u. s. w. vertauschen. Zuweilen machen sich die Matrosen heimlich auf, und holen selbst das Holz in kleinen Booten, und fahren den einen Fluß, der sich in die Bay von Honduras ergießt, wo gegenwärtig der Mittelpunct der Handlung ist, auf dreyßig Meilen aufwärts. Die Spanischen Küstenbewahrer kommen öfters, und stören ihren Handel; sie sind aber nicht allezeit die stärksten, und er wird, unerachtet aller damit verbundenen Schwierigkeiten, nicht unterbleiben, so lange die dazu bestellten Beamten sich bestechen lassen, auch die Küste nur mit lüderlichen Gesindel bewohnet ist. Die Schiffe von Neu-England sind es, die den Handel mit diesem Campeschenholze treiben, und es nach Jamaica führen, wo sie Zucker, Indigo, Piment, Rum, und andere Waaren vertauschen.

Diese Insel treibt noch einen andern Schleichhandel, der nicht wenigere Streitigkeiten zwischen beyden Höfen verursachet hat. Er besteht in folgenden, und kommt eigentlich darauf an. Ein mit Schwarzen, oder andern Waaren beladenes Schiff läuft in einem Haven, vier Meilen von Portobello,

ein,

ein, und schicket jemanden ab, der Spanisch reden kann, um von seiner Ankunft Nachricht zu geben. Sogleich bestimmen die Kaufleute den Ort, und Tag, da man eine Schaluppe absenden soll, und sie selbst ermangeln nicht, sich daselbst einzufinden. Wenn sie um den Preis einig geworden sind, es sey nun wegen der Schwarzen, oder wegen anderer Waaren, so kehren sie nach der Stadt zurück, Geld zu holen, kommen wieder und bezahlen, und nehmen ihren Einkauf mit. Zuweilen bleibt ein Schiff fünf oder sechs Wochen auf der Küste; und im Falle es seine Ladung nicht alle los werden kann, nähert es sich der Gegend von Panama, oder Carthagena, wo es gar bald den Ueberrest seiner Waaren zu verthun Gelegenheit findet. Unter den Kaufleuten kommen ihrer sehr weit her, die, wie Bauern verkleidet, auf Mauleseln reiten, und ihr Geld in Krügen versteckt haben, die mit Mehle angefüllet sind, als wollten sie solches in die nächsten Städte zum Verkaufe bringen. Bey aller dieser Verstellung müssen sie, aus Furcht erkennet zu werden, lauter Beywege nehmen. Wenn sie ihre erhandelten Waaren bezahlt haben, vertheilen sie sie in kleine Packe, beladen damit die eingekauften Schwarzen, ver-

sorgen sich mit Lebensmitteln, und begeben sich nach ihren Wohnungen zurück; vermeiden aber die hohen Landstraßen sorgfältig, aus Furcht, einem der Zollbeamten zu begegnen.

Dieser Handel in Friedenszeiten, benebst der gemachten Beute während eines Krieges, trägt Jamaica unermeßliche Summen ein. Daher man sich auch daselbst sehr geschwind bereichern kann, obgleich die Einwohner in einer Ueppigkeit zu leben gewohnt sind, die überall sonst einen gänzlichen Verfall nach sich ziehen würde. Kleider, Meublen, Tafel, Bedienung, alles zeiget großen Reichthum, und eine außerordentliche Verschwendung an: auch bleibt das Geld nicht lange im Lande; denn alle diese Schätze, mit den Landes-Producten zusammen genommen, sind kaum hinlänglich, die Kosten dessen, was aus Europa, und Nord-Amerika gezogen wird, zu bestreiten. Die Waaren, welche der Colonie zugeführet werden, sind Leinwand, Spitzen, Tuch, seidene Stoffe, Nesseltücher, Wein, allerhand kleine Waaren, und überhaupt alles, was in die Handlung, so wohl zur Ueppigkeit, als Wirthschaft, einschlägt. Es sind Jahre, wo diese Insel mehr als viermal hun-

dert-

derttausend Piastres nach England schickt. Ueberdieß ist ihre Lage den Engländern ungemein schätzbar; die Gallionen, und die Silberflotte, welche sich in Havana versammlen, müssen da vorbey fahren, und ihre Häven dienen denen Capern, die in Kriegszeiten auf der Höhe der Mexicanischen Küsten wider die Spanier kreuzen, zu einer bequemen Zuflucht.

Jamaica ist in neunzehn Bezirke, oder Kirchspiele eingetheilet, welche auf der Küste um die Insel herumliegen. Als sich die Engländer der Insel bemächtiget hatten, baueten sie **Port-royal**, und machten es zur Hauptstadt. Sie lag an der Spitze einer langen Erdzunge, und machte nach der Seeseite einen der besten Häven von Amerika aus. Tausend große Schiffe konnten bequem darinnen liegen, und das Wasser war, so gar an den Dämmen, so tief, daß man ohne Kosten und Mühe ein- und ausladen konnte. Diese vortheilhafte Lage, nebst der Menge Caper, die von allen Seiten dahin kamen, brachten die Stadt in weniger Zeit in großes Aufnehmen, obgleich der da herumgelegene Boden dürre und sandig war, keine der benöthigten Lebensmittel hervorbrachte, und nicht einmal süsses Wasser hatte. Port-royal enthielt zweytau-

send

sind sehr wohlgebauete Häuser, die man eben so theuer vermiethete, wie in London. Man sah eine so große Menge Menschen daselbst, daß man geglaubet hätte, es wäre eine Messe, unerachtet dreyßig Jahre vorher, nicht eine Hütte da gestanden hatte. Mit einem Worte, wenige Städte in der Welt kamen dieser bey, so wohl in der Handlung, als im Ueberflusse, in Ueppigkeit, und in verderbten Sitten. Sie erhielt sich in diesem Wohlstande bis auf das Jahr 1692, da ein Erdbeben sie völlig über den Haufen warf, und kein Haus stehen ließ. Eine so traurige Begebenheit verdienet etwas umständlicher angeführet zu werden; und hier ist eine von denen Nachrichten, die dazumal gedruckt wurden, und die ich fast wörtlich abschreibe, um ihrer schrecklichen Schilderung nichts zu benehmen. Der Verfasser ist selbst bey dieser fürchterlichen Geschichte ein Augenzeuge gewesen.

„Den 7 Juny, Mittags zwischen eilf und zwölf Uhr, spürten wir, daß das Haus, worinnen ich dazumal war, erschütterte, und sahen, daß sich der Fußboden in dem Zimmer in die Höhe gab. In eben dem Augenblicke höreten wir ein erbärmliches Geschrey; und als wir

hinaus

hinaus liefen, wurden wir von dem Anblicke eines Haufens Volkes gerühret, das die Hände aufhub, und den Himmel um Hülfe anflehete. Wir giengen in der Gasse fort, wo auf beyden Seiten Häuser einfielen, andere aber in die Erde versunken. Das Erdreich bewegte sich unter unsern Füssen, wie Meereswellen, und hub diejenigen in die Höhe, die darauf stunden, kurz hernach aber öffnete es sich in tiefe Klüfte. Nicht lange darauf kam eine solche Fluth Wasser, daß eine Menge von den Unglücklichen hier und da hingerissen wurden, ob sie gleich die Balken der eingestürzten Häuser vergebens anfasseten, um sich zu erhalten. Andere sahen sich in die Erde vergraben, wo nichts hervorragete, als ihre Arme. Glücklicher Weise hatte ich mich, mit funfzehn oder sechzehn Personen, an einen Ort gestellet, der unerschüttert blieb. So bald dieser heftige Stoß vorbey war, suchte jedermann zu wissen, ob von seinem Hause und Familie noch etwas vorhanden wäre. Ich bemühete mich, über die Trümmern der eingefallenen Häuser, davon ein Theil auf dem Wasser schwomm, nach Hause zu kommen; meine Mühe aber war vergebens. Endlich nahm ich einen Kahn, und wagte, selbst auf dem Meere, durch

Rudern

Rudern meiner Wohnung näher zu kommen, begegnete anbey vielen Männern und Weibern, die auf Baumaterialien herumschwommen. Ich hatte in meinen Kahn so viel Leute aufgenommen, als darinnen stehen konnten, und ruderte bis an den Ort, wo ich mein Haus zu finden glaubte; ich sah aber nichts als Ruinen, und konnte von dem Schicksale meiner Familie keine Nachricht erlangen. Ich gieng von Schiffe zu Schiffe mich darnach zu erkundigen, bis ich endlich meine Frau, mit zweyen von meinen Schwarzen fand. Sie erzählte, daß, wie sie aus dem Hause gegangen wäre, und allen ihren Leuten befohlen hätte, ihr zu folgen, sie in eine Oeffnung gefallen sey; doch habe das in dem Augenblicke hervorquellende Wasser sie wieder gehoben: sie wäre hernach einige Zeit der Gefahr der Wellen ausgesetzt gewesen, hätte aber endlich einen Balken gefunden, an welchen sie sich, bis zu der Ankunft einer Schaluppe, gehalten hätte, die sie, und die zwey beständig um ihr gebliebenen Schwarzen, aufgenommen hätte.„

„Während dieser Erzählung sahen wir, daß alle Dämme auf einmal versanken, und viele Kaufleute, mit ihren Familien, und Gütern verschlungen wurden. Dieses Quartier

der Stadt wurde gänzlich überschwemmet: und in dem von der Kirche, wo mein Haus war, stieg das Wasser bis an die Dächer der noch stehenden Gebäude. Die Erde öffnete sich an verschiedenen Oertern, verschlang eine große Menge Einwohner, und spie sie in einer andern Gegend wieder aus. Mehr als tausend Morgen Landes versanken, und auf der ganzen Halbinsel blieb nicht ein Haus stehen. Die beyden großen Berge an der Einfahrt, waren in den Thal, der sie scheidete, gefallen, und ihre Vereinigung hatte den Lauf des Flusses unterbrochen, so daß er einen ganzen Tag trocken blieb. Man hatte bey dieser Gelegenheit eine erstaunende Menge Fische bekommen, die den Unglücklichen wenigstens zu einiger Hülfe gereichten. Ein anderer Berg hatte sich getrennet, war auf die benachbarten Pflanzörter gefallen, und hatte eine große Menge Colonisten getödet. Es sind Pflanzungen, die sich eine halbe Viertelstunde von ihrer ersten Lage entfernet befinden. Das Wasser in allen Brunnen, war bis oben heraus gestiegen: verschiedene Schiffe wurden in Stücken zerschlagen; andere giengen unter. Durch die wundersame Bewegung des Wassers, und dem Versinken des Dammes, war

eine Fregatte auf den Gipfel einiger eingefallener Häuser geworfen worden, wo sie wegen der Ungleichheit der Dächer war liegen geblieben, und viele Leute gerettet hatte.„

„Binnen dieser Zeit ermahnte der Priester das Volk, zu bethen; und man bemerkte, daß verschiedene Juden, nach dem Beyspiele der Christen, nicht nur auf die Kniee fielen, sondern in der Bestürzung auch den Namen Christi laut anriefen. Ein klägliches Getöse, das sich in den Gebirgen hören ließ, jagte den entlaufenen Schwarzen solche Furcht ein, daß sie wieder zu ihren Herren kehrten, und um Gnade baten. Allein, unterdessen daß etliche Leute Merkmale einer Bekehrung blicken ließen, plünderten andere die noch übrig gebliebenen Häuser, unerachtet solche bis an das erste Stockwerk unter Wasser stunden. Wahr ist es, ein zweytes Erdbeben brachte sie alle um. An verschiedenen Oertern entstunden ungeheure Oeffnungen, davon der größte Theil sich sogleich wieder schloß. In einige sah man eine große Menge Menschen fallen, die niemals wieder zum Vorscheine gekommen sind; aus andern drang das Wasser strommweise, und wurf die verschlungenen Körper aus. Hier wurden Leute von den Spalten in der Erde

mitten am Leibe gehalten, und zerquetschet; dort sah man von ihnen nichts als den Kopf. Unterdessen daß die Natur in dieser entsetzlichen Bewegung war, liefen die Einwohner, erblaßt und zitternd, wie Schatten in der Irre herum, und meynten, die ganze Welt sey ihrem Untergange nahe. Niemand hatte Ruhe und Gegenwart des Geistes genug, um die Anzahl der Stöße zu zählen, so wie die Peruvianer diese Gewohnheit, aus einer vielfältigen Erfahrung gelernet haben: aber so viel ist gewiß, daß sie auf der ganzen Insel länger als einen Monat dauerten. Eine große Menge Pflanzörter, Einwohner, Bäume, Güter, und Häuser, wurden zusammen in einen Abgrund gestürzet. Man glaubt für gewiß, daß alle Berge sich ein wenig gesetzet, und nicht mehr ihr voriges schönes Ansehen behalten haben. Die vielfältigen Bewegungen haben einen großen Theil der Bäume ausgerissen, welche man hernach zu Millionen auf dem Meere herumschwimmen gesehen hat, es sey nun, daß sie der Wind dahin geführet habe, oder durch die Erderschütterung dahin geworfen worden seyn. „

„Die Anzahl der bey dieser traurigen Begebenheit verunglückten Menschen rechnet man

auf

auf sechstausend. Nach dem großen Stoße entschlossen sich die meisten von denen, die der Verwüstung der Stadt entkommen waren, auf die in dem Haven befindlichen Schiffe zu flüchten, verließen auch diese Sicherheitsörter nicht eher, als bis die Erdschütterungen gänzlich nachgelassen hatten. „

Auf diese Weise fand eine der schönsten Städte von Amerika, und eine der reichsten in der Welt, ihren Untergang. Zehn Jahre, nachdem sie wieder aufgebauet worden war, wurde sie zum zweytenmale durch einen Zufall heimgesuchet, der sie in Asche verwandelte. Auch unerachtet dieses Unglücks erbaueten sie die Einwohner, wegen der Bequemlichkeit des Havens, vom neuen: allein, ein entsetzlicher Sturmwind verwüstete sie zum drittenmale. Von selbiger Zeit an hielt man diese Stadt für einen zu Unglücke versehenen Ort, und die Regirung verbot, weder die Stadt wieder zu bauen, noch in Zukunft einen Markt daselbst zu halten. Die Einwohner wendeten sich also nach der andern Seite der Bay, und erbaueten eine neue Stadt, Kingston genennet. Dieser Ort ist ansehnlich geworden, und man zählet darinnen eilf oder zwölf hundert wohlgebauete, obschon sehr niedrige Häuser. Sie

sind mit Bogengängen verzieret, und haben, für ein heißes Clima, alle erforderliche Bequemlichkeiten.

Ob wohl **Port-royal** in seinem ersten Stande nicht mehr befindlich ist, so stellet es doch noch eine kleine, ziemlich hübsche Stadt vor, die durch das Schloß, **Carl**, vertheidiget wird, dessen Werke man rühmet, und mit sechzig Kanonen besetzet sind. Man findt hier eine sehr schöne Kirche, ein Hospital für abgedankte Matrosen, ein Zeughaus, und Vorrathshäuser. Der Haven bleibt immerfort einer der schönsten und sichersten in der Welt, wo tausend Schiffe, wie ich gesagt habe, vor aller Gefahr gesichert, Anker werfen können. Es ist wahr, man kann nicht anders als bey Tage hineinfahren, und nur bey Nacht herauskommen, weil die Winde von der Landseite sich erst nach Sonnen Untergange erheben, da hingegen, so lange die Sonne über dem Horizonte ist, beständig Westwinde wehen, die das Meer gegen die Küsten treiben.

San Jago de la Vega, auch **Spanishtown** genennet, ist noch heutiges Tages die Hauptstadt der Insel, so wie sie es zu der Spanier Zeiten gewesen ist, unerachtet sie an Größe und Gebiete Kingston nicht beykommt.

kommt. Sie wird von einer Menge reicher Leute bewohnet, die großen Aufwand machen. Sie ist auch der Aufenthalt des Statthalters, und der meisten Officiere *). Sie hat eine Schaubühne, eine Gesellschaft von Schauspielern, und so gar verschiedene Verfasser dramatischer Stücken, welche, wie man sagt, ziemlich gut seyn sollen. Die Generalversammlung, und die obern Gerichtshöfe halten hier ihre Sitzungen. Die Einwohner thun sich in der Pracht der Kleider, und im guten Essen und Trinken hervor. Man sieht auch eine große Anzahl Kutschen, Bediente, und alles, was zum Glanze und zur Annehmlichkeit der Stadt beytragen kann. Gesellschaften, und Bälle sind hier so häufig, wie in London; und man lebt eben so artig, als ob man in der Nähe des Engländischen Hofes wäre. Der Palast des Statthalters stößt an den großen Markt, und besteht in etlichen schönen Gebäuden, welche zum Theil mit zwey Stockwerken versehen sind. Er hat einen sehr schönen Garten; ob gleich in einem Lande, wo beständiger Frühling ist, man sich wenig mit dergleichen

*) Dieses alles hat sich seit 1755 verändert, da Kingston zur Hauptstadt gemacht, und der Sitz des Statthalters dahin verleget worden ist.

chen Ergötzungen zu thun machet. Uebrigens sind die schönsten Häuser in Spanishtown, wegen der Furcht vor den heftigen Sturmwinden, niedrig, und nur ein Stockwerk hoch: sie sind aber mit den kostbarsten Hölzern ausgetäfelt. Vor jedem Hause liegt eine Freytreppe von etlichen Stuffen, mit einem Ruheplatz, wo man den Tag über wider die Hitze gesichert ist, und des Abends frische Luft schöpfen kann. Sonst aber muß man die Schönheiten der Baukunst hier nicht suchen. Die öffentlichen Gebäude haben ein reinliches Ansehen, aber nichts zierliches. Alle Kirchen in den Städten sind in Gestalt eines Kreuzes gebauet, mit einer kleinen runden Kuppel zu den Glocken. Sie haben sehr hohe Mauern, sind inwendig gepflastert, und ganz einfach verzieret. Die Geistlichen sieht man nicht viel darinnen, und die Thüren stehen selten offen.

Die übrigen Städte in Jamaica verdienen wenige Aufmerksamkeit; und überhaupt leben die Colonisten lieber abgesondert, auf dem Lande. Man theilet die Einwohner der Insel in drey Classen; in Herren, Bediente, und Sclaven. Man könnte noch eine vierte von Matrosen, und Capern machen, die beständig auf den Küsten herumschwärmen,

theils

theils die Waaren von einem Orte zum andern zu bringen, theils zu Kriegszeiten Beute von dem Feinde zu machen. Wenn man die Vortheile erwegt, welche diese Art von Leuten der Colonie bringt, so kann man sagen, daß sie zu ihrer Macht und Reichthum nicht wenig beyträgt. Die Herren einer Familie, das heißt, die Häupter eines Pflanzortes, leben nicht nur im **Ueberflusse**, sondern auch mit einer **Pracht**, die man nur bey den vornehmsten Herren in Europa sieht. Sie fahren mit sechs Pferden, und vorher, und hinten nach gehen eine große Anzahl Livreebediente; die Schwarzen nicht zu rechnen, die vor ihnen her laufen müssen. Mit einem Worte, sie übertreffen alle andere Colonien an Ueppigkeit, und Pracht. Wenn ich dem Herrn Shirley glauben soll, so finden sich hier noch einige derer alten Einwohner, welche man für die reichsten Privatpersonen in der Welt halten kann. Man nennet einen gewissen Herrn Bekford, der zwey und zwanzig Pflanzörter besitzet, worinnen mehr als zwölfhundert Sclaven gezählet werden; und sein Geld, das er in der Bank, oder sonst außen stehen hat, rechnet man auf funfzehnmal hunderttausend Pfund Sterling.

Was ich Ihnen, Madame, von der Pracht der Einwohner in Kleidern gesagt habe, geht nur die Fest- oder Gesellschaft-Tage an; denn ihre ordentliche Kleidung fällt wenig in die Augen. Zwirne Strümpfe, leinwandne Beinkleider, dergleichen Weste, ein Tuch um den Kopf gebunden, und darüber ein Hut, dieß ist alles, was die Hitze zu tragen erlaubt. Perüquen, und seidene Zeuge, hebt man für den Sonntag auf. Die Schwarzen gehen nackend, ausgenommen diejenigen, welche ihre Herren begleiten: diese tragen alsdenn Livree, und es ist der größte Verdruß, welchen man ihnen anthun kann. Das Frauenzimmer ist hier eben so zierlich gekleidet, wie in Europa. Die schwarzen Weiber zwingt man nur in den Städten, sich mit einem Unterrocke zu bedecken; denn auf dem Lande verwunderten sie sich, daß, wenn ich ihnen begegnete, das Gesicht, zuweilen aus Bescheidenheit, das meistemal aber aus Ekel, wegkehrte.

Die gewöhnlichen Getränke in Jamaica sind, der Madera-Wein, und der Puntsch. Ersterer, mit Wasser vermischet, ist nur für ehrbare Leute. Der Pöbel, und die Bedienten, trinken viel von dem andern: sie nennen ihn Kill-Devil, (töde Teufel,) und dieser

Name kommt ihm sehr zu; denn es geht kein Jahr vorbey, daß er nicht eine Menge Menschen umbringet. Hier wird er aus zwey Theilen Rum, oder Zuckerbrandwein, und einem Theile Wasser gemachet. Man thut gestoßenen Zimmet, Nelken, Citrone, viel Muscaden, ein Stück geröstet Brod, und Eydotter darunter, wovon er so dick wird, wie ein Milchbrey. Oefters nimmt man Milch dazu, anstatt des Wassers, und diesen schätzt man höher. Dieses Getränke erhitzet das Blut, und verursachet gar bald ein Fieber, das in wenigen Stunden tödlich wird. Doch versichert man, daß, wenn man der Luft des Landes gewohnt ist, es unvergleichlich für die Brust sey: denen Neuangekommenen, die in Ueberflusse davon trinken, wird es tödlich; daher das klügste ist, wenn man sich seiner gänzlich enthält.

Unerachtet man vieles Mehl aus Neu-England zieht, und ein jedes Haus seinen eigenen Backofen hat, so wird doch das meiste Brod, das man hier ißt, aus Manioc, oder aus verschiedenen Wurzeln, gemachet; und die Einwohner ziehen es dem ordentlichen Brode vor. Das Rindfleisch ist nicht so gut als das unsere, und taugt fast zu nichts, als zu Suppen. Das Schweinfleisch ist von so vortreflichem

Ge-

Geschmacke, daß es alles andere übertrifft: Schöpsen- und Lammfleisch sind mittelmäßig. Den Bedienten giebt man nichts als eingesalzenes Rindfleisch aus Irland, welches öfters sehr schlecht ist. Die Schwarzen leben von Heringen, und getrockneten Fischen: diese sind so wohlfeil, daß der Centner zuweilen nicht mehr als zehn Sols, (drey Groschen zwey Pfennige) unsers Geldes kostet. Ein anderes, sehr herrliches Gericht für die Schwarzen sind die Ratten. Die Insel ist davon angefüllet, und es ist nicht zu glauben, was für Schaden sie den Pflanzungen thun. Ihre Nester machen sie neben dem Zuckerrohre, dessen Saft ihnen zur Nahrung dienet. Um die Sclaven aufzumuntern, daß sie selbige vertilgen, giebt man ihnen für jedes Hundert, das sie tödten, oder in Fallen fangen, zwey Bouteillen Rum. Wenn sie einige gefangen haben, kochen sie sie, und essen sie mit dem größten Appetite. Dieses Gericht, und die Katzen, ist das, was sie am wohlschmeckendesten finden. Sie glauben nicht, gut gegessen zu haben, wenn ihre Fricassеen nicht davon gemacht sind.

Hier werden weder Künste noch Wissenschaften getrieben; ja auf der ganzen Insel ist nicht einmal eine öffentliche Schule.

Man hat zwar ansehnliche Schenkungen zu ihrer Errichtung gemachet, aber allezeit ohne Wirkung. Die Stelle eines Schulhalters, Rectors, oder Professors, wird als verächtlich angesehen; und man würde nicht gern mit jemanden umgehen, der dergleichen Amt zu verwalten unternähme. Reiche Leute schicken ihre Kinder nach England, und lassen sie daselbst ihrem Stande gemäß erziehen: die übrigen bekommen gar keine Erziehung. Ein Kind bringt seine Zeit, bis in das achte Jahr, unter den Schwarzen zu, es lernet ihre Sprache, Lebensart, und alle die Laster, welche der Umgang mit diesen groben, unwissenden, und viehischen Creaturen hervorbringet. Wenn es ein wenig lesen kann, hält man es für hinlänglich unterrichtet, und läßt es seine Zeit mit andern jungen Leuten gleiches Alters hinbringen.

Es ist vielleicht kein Land in der Welt, wo das Silbergeld so gemein ist, als in Jamaica: kupferne Münze sieht man gar nicht; und das geringste Stück gilt acht Sols, (2 gl. 6 pf.). Im Handel und Wandel bekommt man nichts, als spanisches Geld; das Englische trifft man nur in den Cabineten, bey Liebhabern von Seltenheiten an. Der Unterhalt ist hier ungemein theuer; nirgends kann man Mittags

für

für weniger als sechs Franken, (1 Rthlr. 14 gl.) essen; und der gewöhnliche Preis einer wöchentlichen Kost ist drey Pfund Sterling, Englisch, (17 Rthlr. 9 gl.) welche in Jamaica viere gelten, weil der Werth des Englischen Geldes um ein Viertel erhöhet ist, um die Ausfuhre zu verhindern.

Die politische, civil- militair- und geistliche Regierungsform dieses Landes gleichet der Großbritannischen, so wie überhaupt allen andern Colonien, welche von dem Könige von England unmittelbar abhängen. Der Statthalter stellet den Monarchen vor; die Rathsversammlung, das Oberhaus des Parlements; die Generalversammlung, das Unterhaus. Diese letztere entwirft die Gesetze, und trägt sie vor, sie legt Abgaben auf, verordnet die Art, sie einzutreiben, und hat das Recht, alle Beamte der Insel vor sich zu fordern, welche von ihrer Verwaltung Rechnung ablegen müssen. Dem Statthalter ist aufgetragen, über die Beobachtung der Verordnungen, und Aussprüche der Generalversammlung zu halten. In höhern Sachen, oder in unvermutheten Angelegenheiten, worinnen die Versammlung nichts verordnet hat, thut er indessen Verfügung; er muß aber hernach die

Raths-

Rathsversammlung befragen, und sich nach der Mehrheit der Stimmen richten. Da er die Mitglieder dieser Gesellschaft ernennet, und ihm nicht schwer fällt, sie abzusetzen, so kann er ihre Stimmen nach seinem Willen einrichten.

Der oberste Gerichtshof, wo alle bürgerliche und peinliche Processe entschieden werden, versammlet sich nur dreymal im Jahre; und jede dieser Sitzungen ist auf ein und zwanzig Tage eingeschränket. Es ist zu verwundern, wie so viele Sachen in so kurzer Zeit können abgethan werden. Die Miliz steht unter gewissen Officieren, welche der Statthalter ernennet. Ein jeder, von funfzehn bis sechzig Jahren, ist verbunden, sich einschreiben zu lassen, um zu Fuße oder zu Pferde zu dienen. Der Fußgänger muß sich mit einer tüchtigen Flinte, mit einem Degen, Pistole, und einer gewissen Menge Pulver und Bley versehen. Der Reiter ist gehalten, nebst dem Pferde, mit Gewehre, und aller übrigen Rüstung zu erscheinen. Kein Angeworbener darf sich ohne Erlaubniß seines Hauptmanns entfernen; dieser aber kann dem Soldaten einen schriftlichen Abschied nicht versagen, wenn er außer seinem Kirchspiele sich irgendwo niederlassen will. Zu der Zeit, da feindliche Anfälle zu befürchten sind, macht der Commendant alle Anstalten zu Vertheidigung der

Insel mit unumschränkter Gewalt, doch muß er dem Kriegsrath Nachricht davon geben. So bald aber die Waffen niedergelegt sind, haben alle militairische Verordnungen ein Ende, und die gemeinen Gesetze leben wieder auf. Die Verwundeten und Verstümmelten werden auf öffentliche Unkosten verbunden, und verpfleget. Aller, bey Gelegenheit eines feindlichen Anfalles, erlittene Schade wird auf Befehl des Statthalters, oder der Rathsversammlung, geschätzt, und sogleich bezahlet.

Zu Erhaltung der Geistlichen, zu Versorgung der Armen, und zu Bestreitung der Kirchenausgaben, werden die benöthigten Kosten in den Zusammenkünften der Vorsteher ausgemacht, und auf die Kirchspiele verleget. Die sämtliche Geistlichkeit der Englischen Colonien in Amerika steht unter dem Bischofe von London: allein, man schickt nach Jamaica fast nichts als Geistliche ohne Wissenschaft, und ohne guten Lebenswandel; daher sind sie die ersten, die dem Volke, das sie unterrichten sollten, Beyspiele eines lüderlichen und üppigen Lebens geben.

Die Bedienten, welche ihre Pflicht in Acht nehmen, sind hier angesehen, und werden wohl gehalten. Ich habe ihrer gesehen, die beköstiget wurden, und bekleidet waren wie ihre Herren:

Herren: nächst diesem hatten sie ein Pferd, und zu ihrer Bedienung einen Schwarzen. Einige, nachdem ihre Dienstzeit geendiget gewesen ist, sind selbst Häupter von Familien, und Besitzer der besten Wohnungen geworden. Den andern wird mit vieler Härte begegnet: wegen des geringsten Versehens legt man sie in Ketten und Banden. Die Kost wird ihnen in geringer Maaße zugewogen. Was diese Art Leute hauptsächlich verderbt, ist ihre große Vertraulichkeit mit den Schwarzen, welche sie vielmals zu Verabsäumung ihrer Pflichten verleiten. Uebrigens sind ihre Verrichtungen nicht so beschwerlich, als unserer Tagelöhner in Europa. Sie machen sich anheischig, drey oder vier Jahre lang zu dienen. Man nennet sie die sechs und dreyßig monatlichen; weil ihre Dienstzeit wenigstens so lange dauert. Es kommen ihrer viele aus England; und es sind mehrentheils Leute, welche die Armuth, oder ihre Verbrechen nöthigen, sich auf diese Inseln zu begeben, da sie sonst kein Rettungsmittel übrig haben. So bald ein mit Waaren beladenes Schiff ankommt, so eilen die Eigenthümer der Pflanzörter an das Ufer, um mit ihnen einen Vergleich zu treffen. Es ist ein rührender Anblick, zu sehen, wie diese Unglücklichen vor ihren künf-

tigen Tyrannen zur Musterung vorbey geführet, wie sie betrachtet, und untersuchet werden, ohngefähr wie man es bey uns mit den Pferden machet. Jeder liesset sich diejenigen aus, die ihm am besten gefallen. Wenn sie auf der Reise gut genähret, und wohl gehalten worden sind, haben sie ein starkes, gesundes, und munteres Ansehen, so daß sie auf den ersten Blick angenommen werden. Andere sehen mager, und wie Gerippe aus. Man sieht aus ihrer traurigen und niedergeschlagenen Gestalt, daß sie üble Begegnungen auf dem Meere erlitten haben. Es ist grausend, zu erzählen, was für Unmenschlichkeiten man auf dem Wege zuweilen an ihnen ausübet. Ein Wort, ein zweydeutiger Blick, wird als ein Vorsatz zu einer Empörung angesehen, und durch Hunger, Ketten und Bande, Auspeitschen, und andere dergleichen Züchtigungen bestrafet. Die Colonisten sind bey Geldbuße gehalten, dem Commissaire die Anzahl ihrer Bedienten und Sclaven anzuzeigen; und dieser muß, unter eben dergleichen Strafe, sich alle sechs Monate Rechnung ablegen lassen, um die Richter, bey der ersten Versammlung in dem Kirchspiele, davon zu benachrichtigen. Derjenige, der sich mit einem Bedienten, oder Sclaven, ohne Vorbewust des

Herrn,

Herrn, in einen Handel einläßt, muß dem Herrn zehn Pfund Sterling, und den Werth der gekauften Sachen dreyfach bezahlen. Ein Bedienter, der sich untersteht seinen Herrn, oder seinen Aufseher zu schlagen, muß ein Jahr ohne Gehalt dienen.

Wenn ein schwarzer Sclave eben diesen Fehler begeht, so wird er das erstemal gepeitschet; das zweytemal, gepeitschet, im Gesichte gebrandmarket, und ihm die Nase aufgespalten; das drittemal, wird er zum Tode verdammet. Es ist kein Land, wo sie mit so vieler Barbarey bestraft werden, und wo man sie grausamer umbringt, als hier. Ein aufrührischer Schwarzer, der einen Weissen zu drey verschiedenen malen geschlagen hat, wird lebendig verbrennet, und stirbt unter unerhörten Martern. Man führet ihn an den Ort der Hinrichtung; man legt ihn mit dem Bauche auf die Erde, und nach ausgestreckten Händen und Füssen bindet man ihn mit Ketten; hierauf legt man ihm Feuer an die Füsse, da denn die Hitze nach und nach um sich greifet, bis sie ihm auch die obern Glieder verzehret. Zuweilen läßt man ihn Hungers sterben; und um die Strafe noch grausamer einzurichten, legt man ihm Brod vor,

das er nicht erreichen kann, und doch beständig vor Augen hat. Man hat etliche dieser Unglücklichen gesehen, die ihre eigenen Arme angebissen haben, und unter entsetzlichen Schmerzen gestorben sind. Die Umstände des Landes können vielleicht nur diese unmenschlichen Begegnungen entschuldigen: es wäre nicht möglich, unter einer solchen Menge Sclaven in Sicherheit zu leben, wenn man sie nicht mit der grösten Schärfe in den Schranken hielte. Ihre Anzahl ist noch einmal so groß, als der übrigen Einwohner. Es sind auf der Insel sechzigtausend Weisse, und hundert und zwanzigtausend Schwarze. Ich werde aber Gelegenheit haben, noch weiter von ihnen zu reden, wenn ich von meiner Reise nach Louisiana, wohin der Herr Shirley mich zu begleiten so gütig seyn will, auf die andern in diesem Meerbusen gelegenen Inseln, über Mexico, zurück kommen werde.

Ich bin, u. s. w.

Jamaica, den 30. Juny, 1749.

Ende des neunten Theils.

Verzeichniß

der in diesem Theile befindlichen Materien.

Der 99 Brief.

Canada.

Gaspesien 3
Seine Einwohner 4
Ihre Neigung zur Jagd, und zum Kriege: ihre Heurathen 5
Der Fluß St. Laurent; die Stadt Quebec, und ihr Haven 6
Ihrer Einwohner Gebräuche 7
Die Creolen von Canada: Beschreibung der ersten Niederlassung der Franzosen in Canada 9
Anlage und Wachsthum von Quebec 10
Die Engländer bemächtigen sich dieser neuen Pflanzstadt 12
Frankreich erlanget sie wieder: Ursprung des Flusses St. Laurent 13
Der obere See 14

Sein Wasserfall: der See Erie 15
Die Nation der Katzen 16
Die Stadt Montreal 17
Der dasige Jahrmarkt: der Wasserfall von Niagara 18
Die beyden Hauptsprachen der Canadier sind die Algonquinische, und Huronische 19
Der Irokoer Sitten und Gebräuche 22
Die Engländer nennen die Irokoer die fünf Nationen 23
Wo sie sich aufhalten 24
Die kleine Festung Frontenac: der Irokoer Oberhäupter 25
Das Ansehen ihrer Weiber: ihre Häuser 26
Die Landeserzeugungen: der Irokoer Gesichtsfarbe 27
Ihr Anputz, Zierrathen, u. übrige Kleidung 28
Wie sich ihre Weiber kleiden: der Irokoer Gemüthsneigung 29
Ihre ehemalige Gastfreyheit: sie sind abgehärtet, aber unmäßig, und lieben starke Getränke: ihre Speisen 30
Ihre Neigung zum Spiele, und zum weiblichen Geschlechte: ihre Verheurathungen: ihre Ehen sind nicht dauerhaft 31
Sie baden die neugebohrnen Kinder: ihre Waffen; wie sie zu Felde gehen 32

Ceremonie, wenn sie aus dem Kriege zurück kommen 33
Wie die jungen Leute zum Kriege abgerichtet werden 34
Die Aerzte der Nation sind nichts als Quacksalber: ihre Betrügereyen 35
Auf was für Art die Indianer ihre Schlachten liefern: ihre Wahl der Gefangenen 36
Die aufgenommenen Gefangenen werden als Verwandte angesehen 37
Der nicht angenommenen Gefangenen Verurtheilung 38
Ihre Hinrichtungen geschehen auf verschiedene Art 41
Beyspiel der Tapferkeit eines Irokoischen Gefangenen bey seiner Hinrichtung 42
Der Irokoer Edelmuth bey ihren Friedensunterhandlungen: die bey dieser Gelegenheit gebräuchliche Tabakspfeife, Calümet genennt 45
Der Irokoer Beredsamkeit 46
Sie geben, bey Errichtung eines Bündnisses, ein Halsband, oder ein Bandelier: Beyspiel einer Rede, wenn sie mit ihren Bundsgenossen Unterhandlung pflegen 47
Ihre Hülfsmittel, sich der in einer Rede vorkommenden verschiedenen Materien zu

erinnern: sie vergleichen ihre Bündnisse mit einer Kette 52
Der Irokoer Handel: sie sind abergläubig, lassen aber jedermann seine Gewissensfreyheit 53
Ihre Religion: das Christenthum hat schlechten Fortgang gehabt: zwey christliche Dörfer 54
Die vielen Länder der Irokoer sind nicht verhältnißmäßig bevölkert 55
Diese sonst so berühmte Nation ist jetzt im Verfalle 56
Der Irokoer vornehmste Eigenschaften, und ihre Fehler 57

Der 100. Brief.

Fortsetzung von Canada.

Rauhe Witterung in Canada: Vorräthe von Lebensmitteln 59
Ursachen der rauhen Jahreszeiten: die Huronen führen mit den Irokoern beständig Krieg, ziehen in Triumphe ein 60
Ihre Gefangenen: wie sie mit ihnen umgehen 61
Ihre Rückkunft in die Dörfer: ihre Hochachtung für einander 63
Ihre Grausamkeit wider die Gefangenen 64

Die

Die Art, wie sie ihren überwundenen Feinden die Haare auf dem Kopfe abziehen: sie heben diese Haarschöpfe sorgfältig auf 66
Sie theilen die Gefangenen unter sich: etliche nehmen sie an Kindesstatt an: die übrigen werden der Wuth der Weiber überlassen 67
Wie die Huronen ihre Kriegserklärungen thun 70
Die dabey gewöhnlichen Zeichen: wie sie ihre Bundsgenossen dazu einladen 72
Sie gehen vielmals nur in kleinen Partheyen aus 74
Einen die ganze Nation betreffenden Krieg beschließen sie erst nach reiflicher Ueberlegung: ihre abergläubigen Ceremonien dabey 76
Ihr General 77
Dieser stellt ein Gastgebot an, wo nichts als ein Hund aufgetragen wird: Anreden, die dabey gehalten werden 79
Die dabey gebräuchlichen Kriegstänze 80
Die fernern Kriegsanstalten 82
Der Tag der Abreise 83
Die Huronen bedienen sich des Schießgewehrs, und der Streitkolben 84
Sie haben auch Fahnen: ihr Okki, und Manitou 85

Die Sinnbilder ihrer Schutzgeister verwahren sie in einem Sacke, und nehmen sie mit sich in Krieg 87
Ihre Märsche bestehen in kleinen Tagereisen 88
Sie wissen sich auf dem Wege leicht zu finden: sie erkennen auch sogleich, ob jemand vorüber gegangen ist, und von welcher Nation er gewesen ist 89
Sie halten viel auf Träume 90
Wie sie mit den Gefangenen umgehen 93
Wie sie eine Festung einnehmen 94
Was die Redensart bey ihnen bedeutet: mit dem Schwefelholze laufen 96

Der 101 Brief.

Fortsetzung von Canada.

Der Huronen Heurathen: wie sich die Weibspersonen vor und nach dem Ehestande aufführen 98
Wie weit sie sich mit Verwandten verehlichen können 99
Eigenschaften derer, die heurathen wollen 100
Die dabey gebräuchlichen Geschenke 101
Die Verlobungsceremonie, u. Hochzeitfeyer 102
Bestrafung des Ehebruchs 104
Die Ehescheidung ist erlaubet 105
Auf was Weise ein Mann, und eine Frau, ihre Eifersucht darthun 106

Ein

Ein Beyspiel davon 107
Geschiedene Eheleute kommen vielmals wieder zusammen: Gewalt der Weiber 109
Verhalten der huronischen Weiber, wenn sie schwanger sind 110
Sie bringen ihre Kinder sehr leicht zur Welt 111
Wie lange sie ihre Kinder stillen: die Mütter haben viel Liebe zu ihren Kindern 112
Wie die Wiegen der Kinder eingerichtet sind 113
Der Kinder Erziehung: sie lernen zeitig mit Bogen und Pfeilen umgehen 114
Ihre große Geschicklichkeit darinnen, sowohl als in dem Gebrauche des Schießgewehrs: sie üben sich im Ringen: ihr Ehrgeitz 115
Sie werden mit vieler Gelindigkeit erzogen: ihre größte Strafe 116
Wenn ihnen ein Name gegeben wird: jede Familie hat ihre eigene Namen 117
Gebrauch ihrer Namen 118
Benennung ihrer nächsten Verwandten 119
Besondre Freundschaft unter jungen Leuten 120
Ihre Freundschaftsbündnisse 122
Der Wilden von Canada Gestalt 124
Sie werden weiß gebohren, sind groß, und wohl gewachsen; sie haben etwas wildes im Gesichte 125

Sie sind stark: allein sie verderben sich:
Vortreflichkeit ihrer Sinne 126
Ihr Anzug 127
Wie sie die Häute zu ihrer Bekleidung zurichten: sie malen sie, und zeichnen Figuren darauf 130
Sie machen Stickereyen auf ihre eigene Haut 131
Sie bedienen sich auch einer Art Schminke 132
Sie putzen sich mit Federn, und andern Zierrathen 133
Die Weiber sind stolz auf ihren Haarwuchs: das Oel, womit sich die Wilden beschmieren, macht sie sehr unsläthig 134
Ihre Gemüthsneigungen 135
Ihre Gaben des Verstandes 138
Ihre Gelassenheit 139
Ihre Uebung in der Standhaftigkeit von der zartesten Jugend an 140
Ihre Sanftmuth, und Hochachtung gegen einander: ihre Ernsthaftigkeit, Ehrbarkeit, und Respect gegen alte Leute: es entstehen selten Zänkereyen unter ihnen 141
Die Europäer haben sie durch die abgezogenen Wasser verderbet 142

Der

Der 102 Brief.

Fortsetzung von Canada.

Die meisten Amerikanischen Wilden führen den Namen eines Thieres als ihr Sinnbild, oder Wappen 142
Der Huronen Sinnbild ist das Stachelschwein: jedes Oberhaupt der Horden führet den Namen des Sinnbildes der Horde 143
Außer diesen Namen führen die Oberhäupter noch Ehrennamen: die Beylegung dieser Namen geschieht mit Ceremonien 144
Bey den Huronen ist die Würde eines Oberhauptes erblich 145
Ihre Vorrechte: sie haben Rathgeber 146
Unter den Wilden giebt es keine militairischen Ehrenstufen: ihr Befehlshaber 147
Ihre Rathsversammlungen 148
Jede Horde hat ihren Sprecher 149
Ihre öffentlichen Angelegenheiten 150
Fehler ihrer innerlichen Verfassung: sie haben kein peinliches Recht 151
Eine Mordthat, die ein ganzes Dorf angeht, hat zuweilen üble Folgen 152
Sie wird aber mehrentheils durch Geschenke erkauft 153

Beschuldigung von Hexerey 155
Bestrafung der Diebe 157
Die Huronen leben in völliger Freyheit, und Unabhängigkeit: ihre Religion 158
Sie glauben einen Gott: haben auch untergeordnete Gottheiten 160
Sie bringen ihren Göttern Opfer dar 161
Sie verehren solche auch durch Gelübde: noch andere Religionsübungen 162
Es hat sonst bey den Huronen Nonnen und Einsiedler gegeben 163
Die Huronen geben die Unsterblichkeit der Seele zu 164
Ihr Paradis: die Träume sind ein Hauptstück ihrer Religion 165
Sie haben ein Fest der Träume, oder Wünsche 170
Die Gaukelspieler haben einen großen Antheil an diesem Feste 172
Diese sind zugleich die Aerzte der Nation 174
Ihre geheimen Mittel: insonderheit das Schwitzen 175
Die Wilden haben von der Europäer Krankheiten ehedem nichts gewußt 176
Die Gaukler, als ihre Aerzte und Priester, werden mit Ceremonien eingeweihet 178

Der

Der 103 Brief.

Fortsetzung von Canada.

Der Huronen Begräbnisse, und Leichen-
ceremonien 179
Ihre Trauerverordnungen sind sehr streng 187
Sie haben ein Todenfest, oder Fest der
Seelen 189
Diese Völker sind gegen ihre verstorbenen
Verwandten sehr zärtlich 193
Der Wilden vornehmste Tänze: der Tanz
des Calümet: Beschreib. des Calümet 194
Beschreibung dieses Tanzes 196
Der Tanz der Entdeckung 198
Die satyrischen Tänze 200
Noch andere Tänze werden von den Gauk-
lern angeordnet 202
Die verschiedenen Gastmahle dieser Völker 204
Das Gastgebot, wo alles aufgegessen wird,
ist eine Art von Opfer 205
Die Gastgebote, wobey gesungen wird,
sind die feyerlichsten 206
Diese Feste dienen zur Unterhaltung der
Einigkeit unter diesen Völkern; noch
andere Feste, wobey Geschenke ausge-
theilet werden 208
Der Wilden Spiele: das Schüsselspiel 209

Das

Das Strohspiel 211
Das Spiel der Pflaumenfedern 212
Das Spiel des Krummstabes: der Wilden Jagd, u. Fischerey: die Bärenjagd 213
Die Jagd des Orignal 219
Der Carcajou, eine Art von Katze, der größte Feind des Orignal 222

Der 104 Brief.

Fortsetzung von Canada.

Der Huronen Friedensunterhandlungen 223
Wahl der Gesandten: wie sie abgeschickt, und aufgenommen werden 225
Der Wilden Handel 227
Sie entrichten auf fremden Gebiete Zoll 228
Ihr Handel besteht in Vertauschung; ihr Geld sind Seemuscheln: diese sind der Wilden größte Kostbarkeit: ihr Unterschied 229
Wie sie verarbeitet werden; in Zweige, und Halsbänder 230
Der öffentliche Schatz wird bey den Oberhäuptern verwahret 231
Die Schiffe und Kähne der Wilden 232
Kähne aus Baumrinde gemacht 233
Wie die Wilden ihre Berathschlagungen halten 239

Kenntniß der Wilden in der Sternkunde 241
Ihre Art Feuer anzuschlagen: wie sie ihr Lager aufschlagen 242
Beschreibung ihrer Hütten 243
Ihre Hunde 244
Die Wilden müssen öfters Hunger ausstehen 245
Im Sommer werden die vielen Mücken und Fliegen zur Plage: die beschwerlichen Märsche der Wilden 246
Die Jagd der wilden Ochsen: wie selbige aussehen 247
Beschreibung dieser Jagd 248
Die übrigen Thiere, welche die Wilden jagen 249
Luchse: schwarze Füchse 250
Die Lage ihrer Dörfer 251
Anzahl und Lage ihrer Hütten 252
Beschaffenheit ihrer Felder 255
Die Wilden verändern ihre Wohnungen: haben Mangel an Brennholze: sie bedienen sich steinerner Aexte 256
Die Weiber bestellen die Felder: ihr Getreide ist Mais, oder Türkischer Weizen 257
Wenn sie ihre Ackerarbeit anfangen 258
Obst, und Früchte, verwahren sie in unterirrdischen Kammern 260

Ihr Korn bereiten sie auf vielerley Art zu:
eine besondere Art ihres Kornes heißt, geblühetes Korn: was sie Sagamiteh nennen 261
Sie essen alles auf: ihre Freygebigkeiten: sie leiden hernach Hunger 262
Sie essen alles ohne Unterschied 263
Mit ihnen zu essen, erwecket Ekel 264
Flachsartige Pflanzen: sie machen Garn von einem gewissen Holze 265
Weinstöcke in Canada: die Wilden wissen keinen Wein zu machen: aus dem Ahorne machen sie ein Getränke, und einen guten Zucker 266
Ein sonderbares Gewächs, das Flohkraut: der Ginseng 268

Der 105 Brief.

Fortsetzung von Canada.

Das Dorf, und die Kapelle Loretto 269
Andacht der dasigen Einwohner 270
Die Predigt des Evangelii hat bey den Wilden anfänglich viele Schwierigkeiten gefunden 272
Der Huronen Einwürfe 274
Die Huronen haben unter den Wilden in Canada den meisten Verstand: sie können

nen sich sehr verstellen: ihr eigentlicher Name 276
Hindernisse, welche ihre Gaukelspieler dem Evangelio in den Weg legten 277
Standhaftigkeit der Mißionnaire 278
Errichtung einer Jesuiterschule in Quebec 279
Die Huronen haben ein großes Zutrauen zu den Mißionnairen 280
Errichtung von Klöstern in Quebec 281
Errichtung einer Völkerschaft von christlichen Wilden 283
Die Stadt der drey Flüsse 284
Der benachbarte See, St. Pierre 285
Die Inseln von Richelieu 286
Heldenthaten zweyer Canad. Frauenzimmer 287
Die Besitzer der Kirchspiele in Canada sind nicht reich 290
Den Edelleuten daselbst ist erlaubt, auch Handlung zu treiben 291
Zustand der Canadischen Franzosen: ihre Vorzüge: ihr Leichtsinn und Unabhängigkeit 292
Beschreibung der Creolen 293
Diese ganze Colonie steht auf schwachen Füssen: der Ursprung der Familien in den Colonien von Canada ist reiner, als in den andern Colonien von Amerika 295

Der 106 Brief.

Die Engländischen Colonien.

Geschichte der Colonie von Neu-England 297
Die Non-Conformisten lassen sich daselbst nieder 299
Sie erbauen die Stadt Neu-Plymouth 300
Auf ihre erste Colonie folgen sieben andere: sie erbauen mehrere Städte: der jetzige königliche Statthalter 301
Ansehen der Rathsversammlung: sie giebt Gesetze: Neu-England hat sich in kurzer Zeit in den blühendesten Zustand gesetzet 302
Eine Gesellschaft von Mißionnairen zu Bekehrung der Heyden 303
Die Engländer, die sich zuerst in Amerika niedergelassen haben, haben das benöthigte Land den Wilden abgekauft, nicht mit Gewalt genommen, wie die Spanier 304
Verfolgung, die Religion betreffend 305
Proceß wegen beschuldigter Hexerey 306
Schreiben einer dieserhalben verurtheilten Frau 307
Endlich erkennen die Richter ihr Unrecht: es wird ein Fast- und Bethtag angeordnet: keine Engländische Errichtung

kommt

kommt Neu-England bey: Boston, die Hauptstadt 311
Der Haven zu Boston 312
Der dasige Damm: das Stadthaus: die vortrefliche Ansicht der Stadt 313
Die Buchladen: Buchdruckereyen: Einwohner: Schiffe, zu Boston: ihr grosser Handel 314
Der Umgang, und die Gesellschaften daselbst sind angenehm: Rhode-Island: Freyheit der Einwohner 315
Ihre Städte 316
Die Waaren, welche Neu-England liefert: ihre Schiffe, und übrigen Landeserzeugungen 317
Ihre Handlung 318
Ihr Schleichhandel: man hat kein gemünztes Geld 319
Die Colonie läßt Gesetze drucken: ihr Innhalt 321
Neu-York 322
Dessen Handel 323
Es hat ein reiches Kupferbergwerk: das dasige Geld: das Land ist in Grafschaften eingetheilet: die Hauptstadt heißt Neu York 324
Ihre Einwohner: die öffentlichen Gebäude: ihre Bibliothek 325

Ihr Schloß: Eintheilung der Stadt: ihre Rathsversammlung giebt die Gesetze 326
Die Stadt Albanien: ihre Handlung: Anzahl der Einwohner von Neu-York 328
Ihre Sitten 329
Eigenschaften der Weiber in Neu-York 320

Der 107 Brief.

Fortsetzung der Engländ. Colonien.

Pensylvanien: ihr Stifter 330
Pen erhielt diese Provinz erblich: er erbauet Philadelphia: dessen Lage 331
Handel, und Reichthum dieser Stadt 332
Sie ist der Sitz der Quaker 333
Dieser Leute Lebensart 334
Die Dunkards, eine andere Secte dieses Landes: die von ihnen erbauete Stadt heißt Euphrat 335
Dieser Sectirer Lebensart 336
Die Quaker vermeiden Uneinigkeit und Krieg: die von Pen gemachten Verordnungen für dieses Volk 337
Pen wird in England verdächtig: hat die letzte Zeit seines Lebens vielen Verdruß 339
Er stirbt in hohem Alter: hat großen Ruhm erworben: hinterläßt einen Sohn 340

Pensylvanien ist mehr angebauet, als die andern Engl. Colonien: die vornehmsten Städte darinnen: hat keine Miliz 341
Die Quaker hielten ehedem keine Sclaven 342
Sitten der Pensylvanier 343
Ihre Freyheit sich zu verheurathen 345
Wie peinl. Verbrechen abgethan werden 346
Ihr peinliches Recht ist sehr streng: sie haben keinen Scharfrichter 347
Ihr Geld besteht in Papiere: ihre Treue im Handel: ihre Beobachtung der natürlichen Gesetze 348
Sie leisten keinen Eid: die Sitten der Indianer in diesem Lande: sie sind höhnisch 349
Die Eifersucht der Indianischen Weiber: Producte des Landes: Eigenschaften des Baumes, Sumach 350
Beschaffenheit einer wilden Katze, das Teufelskind genennt: Beschreibung der Klapperschlange 351
Abentheuerliche Fabeln von ihrer Zauberkraft 352
Ihre Gestalt 353
Ihr Gift: der sicherste Gegengift 354
Die Wilden essen das Fleisch dieser Schlange 355

Der 108 Brief.

Fortsetzung der Engländ. Colonien.

Virginien: die Stifter dieser Colonie 356
Begebenheit eines dieser Stifter, Smith, mit der Tochter eines vornehmen Wilden des Landes 357
Die Bay von Cheseapeak: Williamsburg, die Hauptstadt von Virginien 362
Sie hat die prächtigsten Gebäude in Amerika 363
Der Virginier einziger Feldbau besteht in Tabak: ihr Tabak wird für den besten in der Welt gehalten: dessen erstaunender Vertrieb 364
Ihre übrigen Manufacturen sind schlecht beschaffen, und ziehen alles benöthigte aus England 365
Ihre Beschwerlichkeiten im Handel und Wandel 366
Die Regirungsform von Virginien: der Commendant hat alle Gewalt: James-Town war sonst die Hauptstadt, und seine Residenz 367
Die Colonisten erbauen keine Städte: die Anzahl der Colonisten 368
Unterschied der Dienstleute, der Sclaven, und

und Freyen: sie können sich bey den Gerichtshöfen beklagen 369
Die ersten Einwohner von Virginien: die Franz. Flüchtlinge begeben sich dahin 371
Jedes Kirchspiel in Virginien hat seine Kirche: Einkünfte der Pfarrer 372
Die Virginier bezahlen Kopfsteuer: die Truppen der Colonie 373
Lage, und Fruchtbarkeit dieser Provinz: außerordentliche Landeserzeugungen: besondere Aepfel 374
Dergleichen Blumen 375
Ein sehr seltenes Thier, Opossum 376
Ein wunderbarer Baum, dessen Frucht Wachs giebt: der Virginier Sitten, und Gebräuche: ihre Oberhäupter 377
Die Weiber des Landes: die Oberhäupter sind kleine Monarchen 378
Die Provinz Maryland; ihre Errichtung 380
Ihre Beschaffenheit: der Einwohner Lebensart 383
Carolina; dessen Regirungsform 384
Die Stadt Charles-Town 385
Landeserzeugungen von Carolina: die Vermehrung des dasigen Rindviehes 386
Dieser Colonie besondere Gewohnheiten: Georgien: dieser Colonie Verfassung 387

Ihre Errichtung 388
Gränzen der Engländischen Besitzungen in Amerika: Vortheile dieser weitläufigen Länder 390
Vergleichung mit den Französischen Colonien, und derer Beschaffenheit 392

Der 109 Brief.

Florida.

Der Name von Florida 397
Von diesem Lande hat man viele romanenhafte Erfindungen 398
Geschichte des berühmten Ponce de Leon 399
Sein Nachfolger, Vasquez 400
Dessen Grausamkeiten 401
Auf diesen folgte Fernandes de Soto 403
Geschichte eines Spaniers in Florida 404
Geschichte einer dasigen Prinzeßinn 406
Moscoso ist der letzte Spanische Anführer in Florida gewesen 409
Der Franz. Admiral Coligny errichtet in Florida eine Colonie von Protestanten 410
Ihr Anführer ist der Capitain Ribaut 411
Das Französische Florida 412
Die dasige kleine Colonie geräth in das äußerste Elend: schreckliche Begebenheit dabey 413

Die

Die Spanier bemächtigen sich des Landes und vertilgen die Protestanten 416
Frankreich rächet sich 418
Sitten und Gebräuche der Floridier: ziehen ihren erlegten Feinden die Haut und Haare vom Kopfe 419
Wunderlicher Gebrauch, wenn sie keine Haarschopfe aus dem Kriege mitbringen 420
Ceremonie, ehe sie zu Felde gehen 421
Die Sonne ist der Floridier Gottheit 422
Vorzug ihrer Oberhäupter: die Erziehung der Kinder 423
Pflanzörter der Spanier: wo die besten Austern gefangen werden 424
Die Schanze S. Marco: die Apalachen: S. Josepho 425
S. Augustino ist der Hauptort der Spanier in dieser Provinz: S. Matthäo 426
Der Canal von Bahama: die Lucayischen Inseln 427
Die Insel Providence: ist von den Engländern besetzet worden 429
Die Hauptstadt heißt Nassau: eine besondere Merkwürdigkeit daselbst: ihr Handel: das Cap von Sed 430
Die Insel Cuba: Havana: ihr Haven: die Lage dieser Stadt 431
Ihre Beschreibung 432

Die

Die Einschiffung der Kisten mit Piasters in Havana: die Eroberung der Insel Cuba durch Velasquez 433
Länge und Breite der Insel: ist nicht fruchtbar: ihre Erzeugungen, worunter der beste Spanische Tabak, Havana, berühmt ist 437

Der 110 Brief.

Jamaica.

Welche Inseln die Antillischen genennet werden: sie werden in die großen, und kleinen eingetheilet 438
Die Insel Jamaica: ihre Berge, u. Flüsse 439
Der größte Theil der Insel ist mit immer grünenden Holze bedeckt: die Bäche, Thäler: das Erdreich ist ungemein fruchtbar: die Insel ist dem Erdbeben sehr unterworfen: in den Flüssen halten sich Crocodille auf 440
Die große Hitze wird durch einen kühlen Wind, der Arzt genennt, erträglicher: die Spanier haben ehedem Pflanzörter und Städte in Jamaica gehabt 441
Ihre daselbst verübten Grausamkeiten 442
Jamaica wird von den Engländ. erobert 444
Die zurückgebliebenen Spanischen Sclaven

ven machen heutiges Tages eine gefährliche Räuberbande daselbst aus 445
Die Engländer bringen die Insel in großes Aufnehmen 446
Seeräuber, unter dem Namen der Freybeuter, machen sich berühmt 447
Ihre Geschichte 448
Sie bemächtigen sich der kleinen Insel Tortuga: sie nennen sich Brüder von der Küste: ihre Art, die Beute zu theilen 449
Sind wider die Spanier hauptsächlich erbittert 451
Wie weit ein Französischer Freybeuter diesen Haß getrieben hat 452
Dieser Freybeuter Art die Schiffe anzugreifen 453
Ihr Betragen bey Austheilung der Beute 454
Ihre Religion, und Ehrlichkeit: welche Schiffe sie vorzüglich angriffen 455
Namen und Thaten verschiedener Freybeuter 456
Sie plündern auch die Spanischen Küsten: Beyspiele davon 457
Einer der berühmtesten Freybeuter ist ein Engländer, Morgan, gewesen 458
Er belagert Portobello 460
Er erobert und plündert Panama 462

Der

Der Spanische Hof beschweret sich bey dem Englischen, daß man diese Seeräuber begünstige 463
Morgan ändert seine Aufführung: wird gebraucht, die andern Seeräuber zu vertilgen 464
Sein Reichthum erweckt ihm Feinde: wird in England gefangen gesetzt: stirbt aus Verdruß 465
Eine noch andere Ursache des Aufnehmens von Jamaica ist die Entlaufung der Spanischen Sclaven: der Spanier Grausamkeit wider dieselben: traurige Begebenheit dieserhalb 466
Fernere Ursachen der Bevölkerung dieser Insel 468
Viele Einwohner von Barbados begeben sich dahin; sie lehren den Jamaikern Zuckerrohr anzubauen 469
Ein anderer Product dieser Insel ist der Indigo, und der Piment, welchen letztern die Engländer All-Spice nennen 470
Die übrigen Erzeugungen: großer Vertrieb des Zuckers 471
Ingleichen von Rum, einer Art Brandwein: Güte des Zuckers: Erzeugung der Baumwolle, und des Ingwers 472

Uebrige Erzeugungen an Häuten, Viehe, Tabak, Hölzern, Fischen, Schildkröten 473
Vertrieb von Seesalze: Schleichhandel mit dem Campeschenholze 474
Noch anderer Schleichhandel 475
Reichthum und Verschwendung der Einwohner: Waaren, die sie aus England bekommen 477
Vortheilhafte Lage der Insel für die Engländer: Port-royal war die Hauptstadt in Jamaica 478
Erdbeben, welches diese Stadt vernichtete: umständliche Erzählung davon 479
Die Einwohner erbauen anderwärts eine neue Stadt, Kingston genennt 485
Aus den Ueberbleibseln von Port-royal ist eine kleine, hübsche Stadt geworden, deren Haven einer der schönsten in der Welt ist: San Jago de la Vega 486
Einwohner von Jamaica 488
Sie leben im Ueberflusse, und Pracht 489
Ihre ordentliche Kleidung: ihre gewöhnlichen Getränke 490
Wie der Puntsch daselbst gemacht wird: ihr Brod, und Fleisch 491
Künste und Wissenschaften werden nicht getrieben 492

Silbergeld ist in Jamaica sehr gemein:
der Unterhalt ist sehr theuer 493
Regirungsform des Landes 494
Wie die Processe entschieden werden: die
dasige Miliz 495
Die Geistlichkeit: die herrschaftlichen Be-
dienten 496
Wie ihnen begegnet wird 497
Wie mit den Sclaven umgegangen
wird 499
Ihre Anzahl ist noch einmal so groß, als
der übrigen Einwohner 500

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Laporte, Joseph de, 1714-1779 / Wichmann, Christian August, 1735-1807 / Bergmann, Gustav

Reisen eines Franzosen oder Beschreibung der vornehmsten Reiche in der Welt nach ihrer ehemaligen und itzigen Beschaffenheit

Bd.: 9

Leipzig (1772)

It.coll. 215 h-9/10
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10465873-6
VD18 80353762-001